

Verflucht

**ENTRONNEN
AUS DEM TODESLAGER**

MARX
Adolf

Meinen Dank, auch im Namen der unschuldig Gefolterten, gilt denen, die mir bei der Gestaltung des Buches und dieser Internet-Veröffentlichung unentgeltlich behilflich waren.

- Winfred Pietreck, Lippstadt
- Gudrun Hövermann, Lauffen Neckar
- Inge Claßen, Stolberg Rhl.
- Dr. Ewald & Annelise Fettweiß, Aachen
- Dr. Cellou Diallo, Oberhausen
- Therese Köttgens, Eupen Belgien
- Matthias Swierkowski, Düren

Ganz besonders möchte ich die Mitglieder der Co-Gruppe von Amnesty International (ai) und den Mitgliedern der Guinea der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) hervorhebend erwähnen.

Leider kann ich nicht alle namentlich nennen, die nie aufhören sich für die Menschenrechte einzusetzen....

Marx Adolf

*Denen, die mit mir litten
und noch immer leiden,
und denen,
die sie nicht vergessen*

Was eine Kerkerhaft bedeutet, vermag nur der zu ermessen, dem jemals die Freiheit entzogen wurde. Er wird sein Leben danach mit anderen Augen anschauen, es wird ihm vieles wertvoll erscheinen, was die Menschen in Freiheit für selbstverständlich halten.

Wenn er seine Strafe zu Recht verbüßt hat, so wird er nach seiner Freilassung schweigen und versuchen, wieder Anschluss an die menschliche Gesellschaft zu finden.

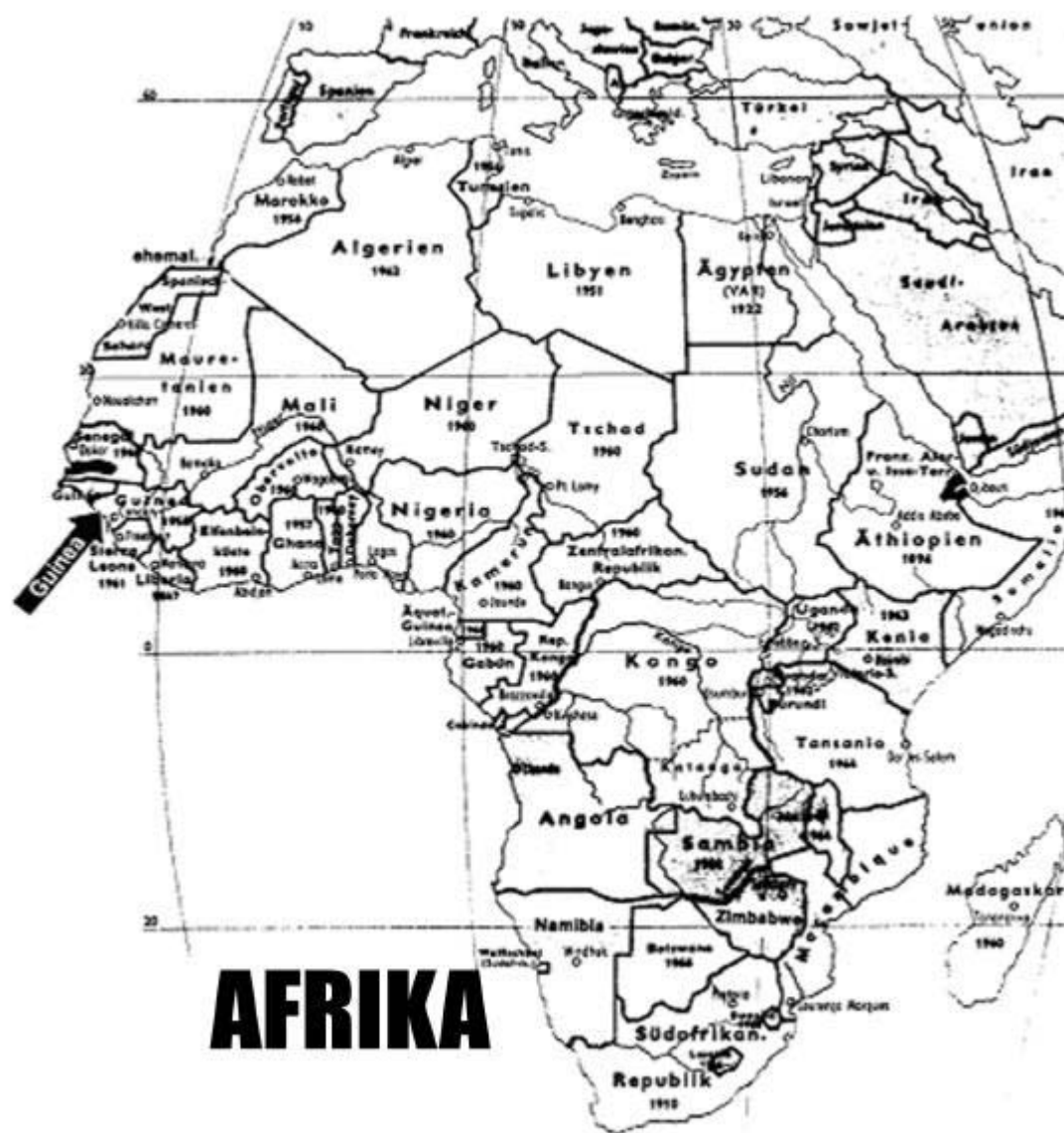
Ein Mensch, dem zu Unrecht die Freiheit entzogen wurde, kann und darf jedoch nicht schweigen. Er muss das Vergehen gegen die menschliche Würde an den Pranger stellen, nicht um Bedauern und Mitleid zu erheischen, sondern um mitzuhelfen, dass die weltweiten Verbindungen aller Völker untereinander auch dazu beitragen, das Leben menschlicher und die Erde friedvoller werden zu lassen. Meine feste Hoffnung auf Gerechtigkeit und Freiheit haben Herrschende dahin - schmelzen lassen wie Schnee in der Sonne. Doch trotz meiner Leiden will ich nicht hassen, denn viele Menschen Guineas waren gut zu mir.

Adolf Marx

ADOLF MARX

Verflucht, wer uns vergisst

Gefoltert für Deutschland



VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Am 22. November 1970 will ich mit meinem neuen Motorboot von Conakry zur dreißig Kilometer entfernten Insel Roum fahren, wo die meisten im westafrikanischen Guinea lebenden Europäer ihren Sonntag verbringen, um von ihren Booten aus zu fischen.

Jeder Bootsbesitzer hat eine einfache, winddurchlässige Hütte, die von den dort auf der Insel lebenden Afrikanern in jeder Saison aus Palmzweigen gebaut wird.

Wir Europäer fühlen uns dort sehr wohl, weil wir an diesen Sonntagen unter Freunden sind. Wir fischen Barrakudas und den etwa zwei Meter langen Tarpon, laufen Wasserski, schwimmen, spielen Wasser- und Faustball.

Unsere kleinen Hütten sind nur mit Bänken und Tischen ausgestattet. Die Frauen servieren hier die von Dienern vorbereiteten Speisen nach französischer Sitte, also mehrere Gänge mit den dazugehörigen alkoholischen Getränken. Ich selbst bringe ein Fass Bier mit und Eis aus der Brauerei, und jeder, der Lust hat, kommt in meine Hütte und bedient sich.

Diese Sonntage sind für uns auch deshalb eine Freude besonderer Art, weil wir uns ungezwungen bewegen und Gespräche mit Europäern führen können, so dass diese Stunden eine Erholung für Leib und Seele sind.

An diesem 22. November 1970 fahre ich morgens ahnungslos in den amerikanischen Bootsklub und bitte das dortige Personal, mein Boot zu Wasser zu lassen. Darauf muss ich hören: "Monsieur, seien Sie vorsichtig, es wird geschossen. Am besten fahren Sie nach Hause."

Ich treffe dort noch verschiedene Europäer, die mit der gleichen Absicht wie ich in den Bootsklub gekommen sind. Von einem Bekannten hören wir, dass Exil-Guineer und Portugiesen über Nacht mit Sturmbooten an Land gekommen sind, dass der deutsche Firmenleiter Graf Ture Ulf von Tiesenhausen erschossen worden ist und ein Deutscher aus der DDR in Lebensgefahr schwebt.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Wie sich später herausstellt, stirbt dieser im Krankenhaus, weil die Ärzte die begonnene Operation wegen Stromausfalls abbrechen mussten. Außerdem erfahren wir, dass ein Mitarbeiter der Deutschen Bundespost, der Beamte Deuringer, verletzt ist. Dieser wohnt in einem Holzhaus in der Nähe des Präsidentenpalastes Belle-Vue. Weil er draußen Lärm hörte, öffnete er seine Haustür. Er hatte sein Kind auf dem Arm, und auch seine Frau eilte aufgeschreckt hinzu. Plötzlich detonierte in nächster Nähe eine Handgranate, die allen dreien schwere Verletzungen beibrachte. Der Mann wurde am schwersten getroffen und von den dortigen Ärzten, soweit es in ihrer Möglichkeit stand, versorgt.

Zwei Tage danach helfe ich selbst mit, ihn am Flughafen von Conakry in der nächsten landenden Linienmaschine unterzubringen. Der Verletzte liegt auf einer Leiter, weil keine Tragbahre vorhanden ist. Im Flugzeug selbst versorgt ihn ein Arzt.

Wie sich später herausstellt, hat bei den Schießereien auch ein zwölfjähriges Mädchen aus Bulgarien den Tod gefunden.

Später erfahre ich, dass auf unserer Halbinsel, also in der Hauptstadt Conakry, Kämpfe stattgefunden haben. Daraufhin erinnere ich mich, nachts Geräusche gehört zu haben, die ich aber für ein Gewitter gehalten hatte. Diese nächtlichen Kämpfe wurden zwischen 300 Gelandeten und wachhabenden guineischen Soldaten ausgetragen. Die Portugiesen wollen eine Gruppe ihrer Soldaten - von Guinea-Bissau nach Conakry von der "Befreiungsorganisation PAIGC" entführt - befreien, was ihnen auch glückt. Die Exil-Guineer, eine Splittergruppe, wollen Sékou Touré stürzen.

Der eigentliche Kampf dauert nur einen Tag. Die unerfahrenen guineischen Soldaten und die Miliz haben große Angst und schießen auf alles, was sich bewegt, und dabei auch aufeinander. Das erklärt die hohe Todesziffer von weit über 300 ihrer eigenen Soldaten und Landsleute. Radio Conakry gibt bekannt, dass die

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Arbeit einen Tag nach diesem Angriff wieder aufgenommen werden soll, damit alles erneut seinen geregelten Gang geht.

Einige Tage später besuche ich das Zollamt, um für die Brauerei angekommene Waren zu verzollen und in Empfang zu nehmen. Hierbei belehrt mich der Zollbeamte, dass er und seine Kameraden vorläufig nicht mehr den Hafen betreten würden, weil drei seiner Kollegen von der dortigen Miliz bei ihrer Arbeit erschossen worden sind.

An jenem Angriffstag haben Panzer auf das Elektrizitätswerk geschossen, und einige kleine Gebäude werden beschädigt. Die Präsidentenwohnung in Belle-Vue wird von den Angreifern in Brand gesteckt.

Dieses Haus ist für Sékou Touré, den Präsidenten von Guinea, errichtet worden, als ein Geschenk der Bundesrepublik Deutschland, übergeben von Bundespräsident Heinrich Lübke.

Der gesamte Sachschaden bei diesen Unruhen am Sonntagmorgen ist sehr gering, und die Gebäude hätten mit wenig Aufwand wieder instandgesetzt werden können. Für Europäer, die den letzten Krieg miterlebt haben, war dies eine verhältnismäßig geringfügige Angelegenheit.

Aufgrund all dieser Ereignisse gibt der deutsche Botschafter Dr. Lanckes einen Evakuierungsplan heraus für den Fall, dass die Lage sich verschärfen sollte. Dieser Plan, der später verhängnisvoll als "Angriffsplan" missdeutet werden sollte, sieht vor, als Evakuierungsweg die Straße nach dem Nachbarstaat Sierra Leone zu benutzen oder sich auf einem der im Hafen von Conakry liegenden deutschen Schiffe in Sicherheit zubringen. Außerdem sind alle Fluggesellschaften genannt, die Conakry linienmäßig anfliegen.

In diesem Plan sind auch die Namen aller in Guinea lebenden deutschen Bundesbürger, die im Krisenfall zu benachrichtigen sind, aufgeführt, und zwar mit Telefonnummer und, soweit bekannt, auch mit Angabe der Blutgruppe.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Guinea verfügt über eine Reihe von Kampfflugzeugen vom Typ Mirage, startbereit sind jedoch nur drei, die anderen sind Attrappen. Doch kein Flugzeug wird eingesetzt, als die Sturmboote an der Küste Guineas landen.

Die beiden Gruppen der Angreifer befreien bei ihrer Aktion mehr als 25 portugiesische und afrikanische Gefangene aus dem Gefängnis Boiro.

Die ganze Atmosphäre in Conakry ist geladen wie vor einem Gewitter. Die Diplomaten schweigen oder versuchen, die Europäer zu beruhigen, sie warnen vor Panikstimmung und überstürztem Abreisen.

Zu diesem Zeitpunkt bin ich fest überzeugt, dass wieder einmal ein neues Komplott gegen den Präsidenten aufgedeckt worden ist. Wieder schlägt er entschlossen zu und sagt: "Nie wird man mit dem Finger auf mich zeigen und behaupten: ‚Das war der ehemalige Präsident von Guinea‘."

Regelmäßig haben sich im Lande die Gefängnisse mit politischen Häftlingen gefüllt, und selbst Regierungsmitglieder sind hingerichtet worden.

Ich bin viel zu unpolitisch, um darüber nachzudenken, was Freunde sagen: "Die Verschwörungen sind nur ein Vorwand, um sich an der Macht zu behaupten, und Sündenböcke müssen herhalten, um die Vetternwirtschaft des Präsidenten, der zugleich auch Direktor sämtlicher Staatsunternehmen ist, zu verdecken."

Einer meiner Freunde sagt: "Die Franzosen haben einen großen Fehler begangen. Sie gaben Sékou Touré viel Geld, vergaßen aber, ihm zu seinem Abgangszeugnis von der sechsten Volksschulklasse einen Titel zu verleihen. Sein Komplex gegenüber der Intelligenz macht den Diktator ängstlich und unberechenbar."

Jetzt wird eine Ausgangssperre für die Zeit von 22 Uhr bis 6 Uhr verhängt.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

In der Stadt werden Straßensperren aufgebaut, an denen Miliz, Militär, Polizei und Gendarmerie im 24-Stunden-Dienst jedes Auto anhalten, Ausweise verlangen, den Kofferraum öffnen und den Wagen durchsuchen. Die Personen, die sich nach 22 Uhr auf der Straße befinden, werden mit zur Wache genommen und oft erst einen Tag später freigelassen. Es muss jedoch gesagt werden, dass die Europäer höflich behandelt werden und auch ein Stück frisches Brot und Kaffee bekommen.

Die Lage normalisiert sich nach einigen Tagen. Wir können wieder wie üblich arbeiten. Jeder geht seiner Wege, als ob nichts geschehen sei. Trotzdem bleibt in den politisch informierten Kreisen eine Spannung, die sich langsam auf uns überträgt, zumal der deutsche Entwicklungsfachmann Hermann Seibold vom Christlichen Jugenddorfwerk zwei Tage vor Weihnachten ins Gefängnis von Boiro eingeliefert wird. Seibold ist durch seine Freundschaft mit dem Präsidenten nicht geschützt.

Die planmäßige Linienmaschine der Fluggesellschaft SABENA jedoch fliegt pünktlich die seit langem bestellten Weihnachtslebensmittel ein, und wir feiern, wie es in Afrika unter den Weißen üblich ist, das Weihnachtsfest in den Familien nach deutscher Sitte.

*

Am 28. Dezember 1970 morgens werden einige Deutsche verhaftet. Man befiehlt ihnen, mit Handgepäck das Land im nächsten Flugzeug zu verlassen. Hierbei gibt es die ersten Schwierigkeiten, denn die Frauen sind völlig überrascht, die Kinder befinden sich zumeist in der Schule, während man die Männer von ihrer Arbeit wegholt. Es bleiben den dreißig deutschen Entwicklungshelfern im Lande nur wenige Stunden Zeit, ihre Habseligkeiten einzupacken, denn die planmäßige Linienmaschine fliegt abends gegen 22 Uhr von Conakry ab.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Inzwischen ist bekannt geworden, dass der deutsche Botschafter Dr. Lanckes aus Guinea ausreisen muss. Ungefähr zu dieser Zeit wird eine DDR-Botschaft in Conakry eröffnet. Dies alles verstärkt natürlich die Aufbruchstimmung, und jeder glaubt, er müsse sein Hab und Gut noch irgendwie in Sicherheit bringen. Bereits am späten Nachmittag sind alle Deutschen am Flughafen und warten auf die Linienmaschine.

Ich selbst bin erstaunlicherweise nicht aufgefordert worden, das Land zu verlassen. Ich kann und will nicht mit ausreisen, da ich einige Tage zuvor die Aufsichtsratssitzung für die Aktionäre der Brauerei für den 29. Dezember 1970, morgens to Uhr, in der einzigen Zeitung Guineas "Horaya" (Freiheit) bekanntgegeben habe. Hierzu sollen verschiedene Herren der Geschäftsleitung des Brauereikonzerns aus Dakar und Paris am Montagabend mit der Linienmaschine AIR AFRIQUE ankommen. Um sie abzuholen, fahre ich am Abend mit meinem Wagen zum Flughafen. Bei dieser Gelegenheit will ich mich zugleich vom deutschen Botschafter Dr. Lanckes und seiner Familie und von anderen Deutschen verabschieden.

Erst nahe am Ziel fällt mir auf, dass der Flughafen von Militär umstellt ist und die Ausfahrtstraßen mit mehrfachen Milizschranken versehen sind. Flughafenpolizisten versperren den Weg und geben Auskunft, dass der Flugplatz für jeden Fremden gesperrt ist.

Die Polizei ist mir bekannt, und ich habe in Conakry immer freien Zugang zum Flughafen gehabt, ebenso zum Rollfeld, doch an diesem Abend sind die Sicherheitsposten merkwürdig reserviert. Sie entschuldigen sich damit, dass sie ihre Anweisungen absolut korrekt einhalten müssen und keine Ausnahme machen dürfen.

Ich treffe lediglich Herrn Leewalter und Herrn Feigt, Mitglieder der deutschen Botschaft, die erklären, dass alle Deutschen

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

ausgewiesen werden, auch deutsche Frauen, die mit einem Afrikaner oder einem Mann anderer Nationalität verheiratet sind. Durch eine Glasscheibe kann ich die vielen Deutschen sehen, die auf ihren Abflug warten. Sie winken mir zu mit gefalteten, über den Kopf hochgehobenen Händen. Noch oft werde ich an diese Stunde denken.

Das Abschiedszeichen der Männer und Frauen, mit denen zusammen ich jahrelang in Conakry gelebt habe, erwidere ich, ohne zu ahnen, dass dieser Abschiedsgruß mir später in der Erinnerung bitter wie ein letztes Adieu werden wird.

Dann fahre ich durch die vielen Sperren in meine Wohnung zurück und sage zu Amadou, meinem Diener, der schon über zehn Jahre bei mir ist: "Ich glaube, nun werden alle Deutschen ausgewiesen. Ich werde bestimmt in zwei Tagen mit der nächsten Maschine ausreisen."

Am Gesicht von Amadou kann ich seine Anteilnahme ablesen. Wortlos holt er meine Aluminiumkoffer, entstaubt sie, sprüht sie mit einem Insektenvertilgungsmittel aus, und ich sehe zu, wie meine wichtigsten Sachen Stück für Stück darin verstaubt werden. Während des Packens sagt Amadou: "Monsieur, was soll ich nur anfangen, wenn Sie nicht mehr da sind? Wenn man Sie holen will, gehen Sie mit niemandem mit. Man ist den Europäern nicht mehr gut."

Ich frage ihn, was ich sonst niemals tue: "Was willst du trinken?" Er bittet um eine Cola, und mir schenke ich einen dreifachen Whisky mit einem halben Liter Sodawasser ein, als ob ich eine Ahnung hätte, dass etwas Kräfteverzehrendes auf mich zukommt. Gegen 23 Uhr sagt Amadou, dass er am nächsten Tage weiterpacken will und verabschiedet sich. Daraufhin begeben wir uns in mein Schlafzimmer und entleere gewohnheitsmäßig meine Taschen, um mich auszuziehen und zur Ruhe zu legen.

In diesem Augenblick klingelt es. Meine Kleider ordnend, gehe ich zur Tür, und vor mir steht ein mir bekannter Afrikaner namens Guichard. Er sagt: "Von heute an bin ich der Minister für

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Innere Angelegenheiten. Im Namen der Revolution, Sie sind verhaftet." Ich frage: "Warum bin ich denn verhaftet?", doch er gibt keine Antwort. So entgegne ich, dass ich mir wenigstens ein paar Zigaretten, Feuerzeug und Taschentuch holen möchte, doch er lässt mich nicht mehr zurück und wird handgreiflich, nachdem er zwei bewaffnete Soldaten zu Hilfe gerufen hat. Zu dritt zerren sie mich aus meiner Wohnung und bringen mich zu einem ein Stück von meinem Haus entfernt bereitstehenden Wagen der Marke Moskovitch. Dabei bemerke ich, dass mein Haus von Milizmännern umstellt ist, die allerdings erst zum Vorschein kommen, als ich im Wagen sitze. Diese Männer steigen in ein anderes, versteckt abgestelltes Auto.

Unser Wagen und das Begleitfahrzeug fahren in das Gefängnislager Boiro in Conakry. Dort werde ich sofort einer Kommission vorgeführt, die aus etwa 20 Männern besteht. Unter ihnen erkenne ich den Bruder von Sékou Touré, Ismael Touré, allgemein als Weißenhasser bekannt. Er hatte unsere Brauerei SOBRAGUI erst wenige Wochen zuvor besichtigt und war anschließend zu einem Empfang in meine Wohnung gekommen. Dennoch fragt er jetzt: "Sind Sie der Direktor der Brauerei von Guinea?" Dann will er noch meinen Namen wissen. Ich frage zurück:

"Warum bin ich überhaupt hier?" Doch er bleibt die Antwort schuldig und befiehlt nur: "Abführen !"

Einige Soldaten bringen mich zu einem bereitstehenden Jeep, der zum Lager B fährt. Dort werde ich von Wächtern in Empfang genommen, und ein Leutnant gibt Anweisung, mich ganz zu entkleiden.

Mein Besitz wird peinlichst genau notiert: eine Zigaretenschachtel mit nur noch einer GAULOISE, eine goldene Armbanduhr, der Führerschein.

Die Wächter sind erstaunt, dass ich keinen Pfennig Geld bei mir habe.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Dann werden die Kleidungsstücke der Reihe nach aufgeschrieben. Die Wächter nehmen ihre Sache ernst und sind mit Eifer dabei. Schließlich kniet sich einer von ihnen hinter mich und überprüft sogar meinen Unterleib, ob ich etwas versteckt habe. Dann durchwühlen die Männer meine Bart- und Kopfhare, angeblich nach Ringen.

Nachdem sie diese Durchsuchung beendet haben, gibt mir einer der Wächter eine kurze blaue Hose, die jedoch viel zu eng ist, so dass ich sie nicht schließen kann und sichtlich zur Freude der Wächter auch noch halb entblößt herumlaufen muss. Leutnant Sylla gibt Befehl, mich abzuführen, und zwar in Zelle 35. Diese ist vier Meter lang, zwei Meter breit und vier Meter hoch, nichts als nackter Zementfußboden, umgeben von grauen Steinwänden, darüber ein Wellblechdach. In einer Ecke des Kerkers ist ein Rohr in die Wand eingelassen.

Der Soldat, der mich in diese Kammer bringt, erklärt noch, wie ich hier die notwendigen menschlichen Bedürfnisse verrichten kann. Ich höre noch, wie die Tür ins Schloss fällt. Dann bin ich allein.

Es dauert eine Weile, bis sich meine Augen an das Halbdunkel des Raumes gewöhnt haben und ich, auf dem Boden hockend, meine neue Umgebung in mich aufnehmen kann.

Es muss gegen Mitternacht gewesen sein. Die Vorgänge seit dem Verlassen meiner Wohnung sind zwar niederschmetternd gewesen, doch habe ich zu diesem Zeitpunkt keinerlei Angst. Ich bin sicher, dass man mich sehr bald freilassen und sich alles als Irrtum aufklären wird, denn ich bin mir keinerlei Schuld bewusst, weder in politischer noch in krimineller Hinsicht. Für mich ist es ganz klar, dass ich in dieser Behausung sicherlich nur ein paar Stunden bleiben muss.

Es ist jetzt das dritte Mal, dass ich in Guinea ins Gefängnis komme. Die beiden ersten Male stellt sich die Verhaftung als Versehen heraus, und jedes Mal entschuldigten sich die Minister persönlich dafür. Der deutsche Konsul kam damals zu mir und

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

brachte Zigaretten, Zeitungen und Essen, so dass ich mir niemals verlassen vorkam. Aufgrund dieser Erfahrungen kann mir auch jetzt diese kalte, schmutzige Zelle keine Angst einjagen.

Ich lege mich auf den Fußboden, denke nach, grübele. Ich höre noch die Düsen-Geräusche des Flugzeuges, in dem die Deutschen ausgeflogen werden. Dann schlafe ich ein.

*

Am frühen Morgen reißt ein Wächter die Tür auf, und ich stelle fest, dass es schon Tag ist. Bis zu diesem Augenblick ist mir noch nicht zu Bewusstsein gekommen, dass meine Zelle gar kein Fenster hat. Lediglich zwei kleine Luftlöcher in dreieinhalb Meter Höhe, jedes nur zehn mal fünfzehn Zentimeter groß, geben etwas Licht, ebenso eine Luftspalte unter der Tür, zwei Finger hoch.

Der Wächter fragt mich, wie es mir geht. Ich wundere mich, dass man einem Menschen in solch einer Situation eine derartige Frage stellen kann. Ein anderer Wächter nimmt mir die Hose ab und behauptet: "Du bist zu dick für diese Hose, der Schneider muss dir eine neue machen.. ." Nun liege ich nackt auf dem Zementboden.

Später höre ich Lärm im Gefängnishof. Ich lege mich vor die Tür und schaue mit einem Auge unter der Türritze durch. Ich sehe, dass die Wächter Baguette, das französische Stangenbrot, verteilen und den Gefangenen ein handbreites Stück geben. Danach höre ich, wie man spöttisch "café au lait" schreit, "Milchkaffee", und ich sehe, wie Türen geöffnet werden und schwarzer Kaffee ausgeschenkt wird. Meine Zelle dagegen bleibt verschlossen.

Ich klopfe, weil ich glaube, dass man mich vergessen hat. Aber mein Klopfen bleibt ohne Antwort. Ich höre, wie sich die Wächter über mich lustig machen.

Aus herunterfallenden Kreidekrümeln kann ich schließen, dass etwas an meine Tür geschrieben wird. Ich sehe, wie ein Wächter auf eine gegenüberliegende Tür ein großes "D" malt und das Datum "28. 12. 70" darunter schreibt. Erst viele Tage später erfahre ich, was dieses grauenhafte "D" zu bedeuten hat. Es ist der Anfangsbuchstabe des Wortes "déjeté", was in diesem Lager bedeutet, dass der Gefangene von diesem Tage an keinerlei Anspruch mehr hat, Lebensmittel, Wasser, Kleidung zu erhalten, ganz zu schweigen von einer Liege, einem Bettuch, einer Decke oder gar dem Luxus eines Nachtopfes. Doch das weiß ich zum damaligen Zeitpunkt noch nicht. Deshalb mache ich mich weiter bemerkbar, und zwar jedes Mal, wenn die anderen Gefangenen Essen erhalten. Das ist morgens gegen 10 Uhr, wenn jeder Gefangene einen Liter Wasser bekommt, dann gegen Mittag und gegen Abend, wenn die Wächter einen Teller Reis vor jede Tür stellen. Doch meine Zelle bleibt verschlossen.

Stunden werden zur Ewigkeit. Durst quält mich. Ich liege auf dem Boden und suche mir die kühlest Stellen aus. Da sich mein Körper in den vielen Jahren meiner Tätigkeit in Afrika an klimatisierte Räume gewöhnt hat, wird die Hitze in der kleinen Zelle unerträglich. Hungergefühl empfinde ich nicht.

Meine Tür wird mehrmals geöffnet. Man sagt: "Bonjour, comment ça va?", was ich als Hohn empfinde. Ich bleibe auf dem Boden liegen und drehe mich nicht mehr um. Die Tür verschließt sich wieder. Man verspottet mich, lacht, und dann liege ich wieder allein im Dunkeln und schaue durch die Türritze.

Wie man mir am ersten Tag geraten hat, erledige ich meine Notdurft in der Ecke. Während die afrikanische Sonne den ganzen Tag unbarmherzig auf das Wellblech-Dach herniederbrennt, verbreiten Kot und der nicht ablaufende Urin in der stehenden Luft einen von Stunde zu Stunde stärker werdenden unerträglichen Geruch. Überall juckt es mich, ich bin in Schweiß gebadet, ich fange an, mich zu kratzen.



VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Im ständigen Dunkel kann ich nicht erkennen, dass es Flöhe, Wanzen und Läuse sind, die mich dauernd belästigen. Mäuse laufen durch meine Zelle. Vor ihnen habe ich keine Angst, aber ich sehe auch Schatten, die an den Wänden herumlaufen. Als ich einen anfassen will, faucht mich eine Ratte an. Sie beeindruckt mich sehr, und ich muss an Erzählungen denken, in denen Ratten, die nicht genügend Nahrung fanden, Menschen angegriffen haben sollen.

Als es Abend wird, schaltet ein Wächter von draußen das Licht an, und zu einem späteren Zeitpunkt erfahre ich, dass es immer von 8 Uhr bis 22 Uhr brennt. So vergehen vier Tage und vier Nächte. Am fünften Tag öffnet ein Wächter morgens die Tür und gibt mir einen Viertelliter heißen Kaffee mit den Worten: "Halt die Fresse!"

Von meinem Türschlitz aus stelle ich fest, dass die Soldaten verschiedenen Waffengattungen angehören: Gendarmerie mit grünen, Polizei mit schwarzen Schulterstücken, Volksmiliz, die republikanische Wache in Blau dekoriert und, mit weißen Schulterklappen, Männer, die zur Leibgarde des Präsidenten gehören.

Weiterhin sind Männer als Wächter angestellt, die ohne Dienstgrade sind, anscheinend berufsmäßige Gefängnisaufseher. Der "Chef de Poste" hat als Adjutant den höchsten Dienstgrad.

Am Abend des fünften Tages wird meine Zellentür aufgerissen, und ich höre den Befehl: "Mitkommen!"

Zu diesem Zeitpunkt besitze ich noch das mir anerzogene Schamgefühl, und so versuche ich, notdürftig mit den Händen meine Blöße zu bedecken, was den Wächtern nur ein schadenfrohes Grinsen entlockt. Diese Schadenfreude erhöht sich noch, als sie mich über den ungeteerten Weg zum Gefängnisausgang begleiten.

Am Ausgang des Lagers sehe ich einen Gefängniswagen bereitstehen. Am Gefängnistor gibt man mir wieder eine zu

kleine Hose, ebenso eine zu knappe Jacke; Knöpfe werden vor meinen Augen von einem der Wächter abgerissen. Auch eine Gesäßtasche wird weggefetzt.

Der Wagen bringt mich zum Hause einer Kommission, die aus etwa fünfzehn Afrikanern besteht. Vorsitzender ist Ismael Touré, der Bruder des Staatspräsidenten. Er verspricht mir, wenn ich ihm helfe, die Aussagen anderer Mitgefangener zu vervollständigen, dann darf ich das Land ohne Schwierigkeiten verlassen.

Ich weiß gar nicht, worum es geht. Ich habe keine Ahnung, was er von mir will. Ich werde gefragt, in welcher Organisation ich bin, ob ich von der Bundesrepublik Deutschland bezahlt werde und wie viel Geld ich monatlich dafür bekomme. Dann will man wissen, wie viel Geld ich in meiner Firma verdiene und was mein Taxi-Unternehmen einbringt.

Auf die letzten Fragen kann ich Rede und Antwort stehen, auf die anderen muss ich mit einem Kopfschütteln antworten, da ich in keiner Partei bin und mich niemals politisch engagiert habe.

Es wird weiter gefragt, ob meine Firma Geldsummen an hohe Staatsbeamte und kleine Angestellte zahlt, um so gegen die Regierung Guineas zu arbeiten. Hierzu -so sagt man mir -verfüge die Kommission über Beweise und Aussagen und warnt mich davor, meine Schuld zu leugnen. Doch all diese Fragen kann ich nur wahrheitsgemäß und somit enttäuschend für die Herren beantworten.

Die kaufmännische Leitung der einzigen Brauerei Guineas habe ich erst vor sechs Monaten übernommen. Die Brauerei verfügt über ein Bankkapital von 800 Millionen Francs Guinéés, das einem Wert von 12 Millionen Deutsche Mark entspricht. Jetzt wollen mich die Herren der Kommission dafür verantwortlich machen, dass die Brauerei über Monate hinweg stillgelegt hat. Ich kann jedoch nachweisen, dass mir für notwendige Ersatzteile für die altersschwachen Abfüllmaschinen sowie für Rohstoffe,

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

wie Malz und Hopfen, keine Devisen bewilligt worden sind. Doch davon wollen die Herren nichts hören. Dagegen legen sie mir die Betriebsstörung als Staatssabotage aus.

Zum Zeitpunkt meiner Festnahme ist die Brauerei wieder in Betrieb. Es werden täglich 30 000 Flaschen Bier abgefüllt und verkauft. Bier ist in Guinea Mangelware.

Meine Schilderung scheint die Herren der Kommission jedoch nicht zu beeindrucken. Sie beschuldigen mich weiterhin der Sabotage und außerdem des Mordanschlages gegenüber dem guineischen Volk - durch vergiftetes Bier.

Ich habe Mühe, diese Anschuldigung ernstzunehmen, sie kommt mir einfach zu grotesk vor. Ich lache darüber und erzähle ihnen, dass ich mein Bier selbst gern trinken würde und dass ich meinen Beruf über alles liebe, so dass also für diese unglaublichen Beschuldigungen gar keine Grundlage vorhanden ist. "Immerhin", so führe ich weiter aus, "bin ich nun seit sieben Jahren im Lande tätig. Jeden meiner 120 afrikanischen Mitarbeiter habe ich an den verschiedenen Brauereimaschinen angelernt, und dann habe ich alle durch regelmäßigen Unterricht im technischen Bereich der Brauerei weitergebildet."

Auf Fragen nach dem kaufmännischen Bereich der Brauerei sage ich den Herren, dass ich mich damit nur wenig befasst habe, da ich hierfür einen guten französischen Buchhalter beschäftigen würde. Ich erkläre ihnen auch, dass die Kommission meine Bücher, die in der Brauerei liegen, ohne weiteres überprüfen könne. Daraufhin wird mir entgegnet: "Jeder Lehrling kann eine Buchführung fälschen."

Dieses zermürbende Verhör dauert einige Stunden. Ich sitze - wie auch bei allen späteren Verhören - auf einem dreieckigen Holzschemel, der mir zeigen soll, wie ich mich der Untersuchungskommission gegenüber einzustufen habe. Während dieses Verhörs empfinde ich tiefe

Niedergeschlagenheit. Man verleumdet mich als Volksverräter, Putschist und Saboteur.

Afrika gibt und nimmt. Ich bin der festen Überzeugung, dass ich den Menschen in beruflicher Hinsicht geholfen habe. Natürlich verdiene ich gutes Geld. Wer noch nie in Afrika gelebt hat, kann jedoch nicht ermessen, wie teuer das Leben dort ist, wenn man auf einen in etwa europäischen Lebensstil nicht verzichten will.

Ein Kilogramm Kartoffeln kostet sechs bis acht D-Mark, ein Kilogramm Tomaten fünf bis acht D-Mark, Gurken vier bis fünf D-Mark, Bananen zwei D-Mark. Preiswert für Europäer sind in afrikanischen Ländern wie Guinea nur die Grundnahrungsmittel der Afrikaner, wie Reis, Hirse, Maniok, Süßkartoffeln, Öl, Salz, Zucker, Fisch und manche Fleischsorten. Für die afrikanische Bevölkerung sind diese Nahrungsmittel jedoch oft unerschwinglich.

Während der Vernehmung habe ich Zeit, die Männer der Kommission näher zu betrachten. Sie sitzen mir gegenüber auf gepolsterten Stühlen hinter einem langen Schreibtisch, der aufgrund seiner gediegenen Ausführung ohne weiteres eines Generaldirektors würdig gewesen wäre, allerdings ungepflegt ist.

Die meisten der Männer rauchen ausländische Zigaretten, die man in Guinea nur auf dem Schwarzen Markt kaufen kann, zu acht bis zwölf Mark je Päckchen, je nachdem, ob es sich um französische oder amerikanische Zigaretten handelt.

Vor mir steht eine Kalebasse, ein aus einem Hängekürbis hergestelltes Gefäß, gefüllt mit frisch gerösteten Erdnüssen, deren Duft mir immer wieder in die Nase steigt. Abwechselnd greift einer der Herren nach dem anderen in die Schale und isst genießerisch diese Nüsschen. Einer lässt sich einfallen, Wasser zu bestellen. Er schenkt sich langsam und bedächtig ein Glas ein, trinkt davon in kleinen Schlückchen und schüttet den Rest durch ein offenstehendes Fenster hinaus. Ich bitte um etwas Wasser, doch die undurchdringlichen Mienen meiner Ankläger lassen meine Bitte versickern, als würden sie diese überhaupt nicht

hören. Die Zunge klebt mir am Gaumen, ich fühle mich ausgemergelt und glaube, am Ende meiner körperlichen Kräfte zu sein. Die letzte Nahrung und Flüssigkeit habe ich vor vier Tagen zu mir genommen. Bereits das Zuschauen bei den kleinen Eß- und Trink-vorgängen während des Verhörs wird zu einer Qual. Ich glaube, die Kommission aufklären zu müssen, dass man mir im Gefängnis seit meiner Einlieferung jegliche Nahrung entzogen hat. Daraufhin werde ich von Ismael Touré belehrt: "Wir haben hier unsere besonderen Methoden, und wenn Sie sich nicht etwas ändern, werden Sie noch ganz andere Sachen kennenlernen."

Obwohl meine Widerstandskraft schon nachgelassen hat, kann ich diese Worte einfach nicht ernstnehmen. Ich bin nach wie vor fest davon überzeugt, dass sich meine Unschuld früher oder später herausstellen wird. Dann kann meiner Freilassung und einer Ehrenerklärung für mich nichts mehr im Wege stehen. Es widerstrebt mir, zu glauben, dass es noch schlimmer kommen kann als bisher. Die Kommission schweigt, und Ismael Touré spricht für alle: "Sie sind in unserer Hand und können gar nichts machen!"

Ich habe zwar alle mir gestellten Fragen wahrheitsgemäß beantwortet, doch kann ich den Gesichtern der Männer entnehmen, dass ich das von ihnen Erhoffte nicht ausgesagt und sie nicht zufriedengestellt habe. Deshalb muss ich mir sagen lassen, dass ich "noch nicht reif bin". Drei Männer führen mich auf Befehl der Kommission ab. Ich werde in den Block 1B zurückgebracht. Dort nimmt man mir meine Kleidung sofort wieder ab und steckt mich in meine Zelle Nr. 35. Immer noch bin ich trotz aller entsetzlichen Umstände zuversichtlich, dass sich der Irrtum meiner Festnahme in absehbarer Zeit aufklären muss.

Nach diesem Verhör habe ich nur noch den einen Gedanken, etwas zu trinken. Ich bitte meinen Wächter in den nächsten Stunden immer wieder um Wasser. Ich klopfe an die Tür und schreie nach Wasser, doch alles bleibt ohne Erfolg. Später stelle ich das Schreien ein, um meine Kräfte zu schonen.

In den frühen Morgenstunden kommen Unteroffizier Sylla und zwei Wachhabende in meine Zelle. Sie verkünden mir, dass die Kommission beschlossen hat, mir Essen und Wasser zu geben. Ich könne ein großes Beefsteak mit viel Salat haben, wenn ich bereit sei, die am Vorabend gestellten Fragen zufriedenstellend zu beantworten. Ich entgegne, dass ich alles wahrheitsgemäß offengelegt und beim besten Willen nichts mehr dazu zu sagen habe. Daraufhin erklärt Unteroffizier Sylla, dass ich nur an die Tür zu klopfen brauche, wenn mir noch irgendetwas einfalle. Ein Sekretär würde dann meine Aussagen zu Papier bringen.

Ob ich noch Durst und inzwischen auch etwas Hunger habe, werde ich noch ironisch gefragt, und es fallen, zu einem anderen gerichtet, die Worte: "Der Ärmste hat ja noch nicht 'mal eine Liege, aber sobald er gewillt ist, uns mit seinen Aussagen zu helfen, kann er alles haben, was er möchte. Lass seine Tür offen stehen!" Daraufhin entfernen sie sich.

Ich sitze nackt in meiner Zelle mit der nun offenstehenden Tür und versuche, mich etwas vor den Blicken der draußen herumlaufenden Wächter und arbeitenden Gefangenen zu verstecken. Ich kann mich noch immer nicht daran gewöhnen, allen neugierigen Blicken schutzlos ausgeliefert zu sein.

Nach ein paar Stunden kommen wieder drei Männer und fragen mich, ob ich jetzt gewillt sei, eine Aussage zu machen. Ich wiederhole ihnen, dass ich alles gesagt habe, was zu sagen ist. Achselzuckend entgegnet einer: "Das musst du selbst wissen, wir meinen es nur gut mit dir. Wenn sie dich heute abend holen, kommst du nicht mehr so gut davon. Du kennst unsere Methoden noch nicht. Ich würde an deiner Stelle mal zusehen, dass ich was zu trinken und zu essen bekäme." Ich verstehe zwar diese versteckte Drohung, klammere mich aber noch immer an die Hoffnung auf gerechte Behandlung.

Ich liege in meiner Zelle und versuche, meine Gedanken zu ordnen. Es ist ein verzweifelter Kampf zwischen Körper und Geist. Auf der einen Seite das verlockende Angebot von Wasser

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

und etwas Essbarem, wonach mein Körper dauernd verlangt - auf der anderen Seite soll ich dafür ergänzende Aussagen und Anschuldigungen machen, die jeglicher Grundlage entbehren. Ich frage mich immer wieder, was diese Herren eigentlich von mir hören wollen. Ich habe doch alle mir im Verhör gestellten Fragen offen und ehrlich beantwortet, soweit sie den Geschäftsbereich eines technischen Direktors der Brauereibetriebe als auch meine eigene Person betreffen.

Stunde um Stunde vergeht, ohne dass ich mit meinen Überlegungen zu einem befriedigenden Ergebnis komme. Ich versuche immer wieder, klare Gedanken zu fassen. Eines steht jedoch für mich fest: ich werde keine falschen Aussagen machen, die dann anderen Menschen zum Verhängnis werden können.

Durch meine Beobachtungsritze unter der Tür sehe ich, dass am Nachmittag die Wache wechselt. Mich beachtet sie nicht. Daraufhin versuche ich mein Glück aufs neue, indem ich an die Tür hämmere. Dann schreie ich nach Wasser. Ich höre viele Mitgefangene, die verzweifelt "de l'eau, de l'eau" oder "ye, ye" rufen. Die einen sind Europäer, die anderen Afrikaner, doch ihre Schreie nach ein paar Tropfen Wasser lassen bei allen die gleichen Durstqualen erkennen.

Die afrikanische Sonne brennt ohne Erbarmen auf die Wellblechdächer der Zellen, und es senkt sich eine bleierne Müdigkeit über das Lager. Die Schreie verebben und verstummen schließlich ganz, ohne dass irgendeiner der Wächter sich veranlasst gesehen hat, diesen Qualen ein Ende zu bereiten.

Bei Einbruch der Dunkelheit weiß ich, dass es ungefähr sieben Uhr abends sein muss, denn in Afrika verschiebt sich der Sonnenuntergang im Laufe des Jahres höchstens um eine halbe Stunde. Allerdings erfolgen diese Sonnenauf- und -untergänge immer sehr plötzlich und ohne Übergang, eine Morgen- und Abenddämmerung, wie wir sie in Europa kennen, gibt es nicht.

Zu diesem Zeitpunkt überfällt mich plötzlich ein Angstgefühl, obwohl ich mir keine Vorstellungen machen kann, was in den

nächsten Stunden auf mich zukommen könnte. Es fallen mir die Drohungen der Offiziere ein, und ich frage mich, ob ich nur eingeschüchtert werden sollte. Da höre ich Schritte. Die Zellentür wird aufgerissen, Jacke und Hose werden mir vor die Füße geworfen. Das barsche "Viens!" (Komm!) bestätigt meine dunkle Ahnung, dass man noch irgend etwas mit mir vorhat.

Die Wächter nehmen mich in die Mitte und führen mich. Dann stehe ich wieder vor der Kommission der Revolution.

Ismael Touré ist auch dieses Mal Vorsitzender. Er empfängt mich mit den Worten:

"Wir haben die Fresse voll von Ihnen. Heute Abend werden Sie alles ausspucken. Wir geben Ihnen noch eine letzte Gelegenheit in Güte. Wir verstehen, dass Sie Komplexe und Angst haben. Wir haben auch Verständnis, dass Sie Ihr Vaterland lieben und ihm die Treue halten wollen. Darum schicken wir die übrigen Mitglieder der Kommission hinaus und bleiben nur noch zu dritt hier, so dass Sie in aller Ruhe sprechen können."

Die übrigen Herren der Kommission - etwa zwölf an der Zahl - verlassen daraufhin den Raum. Ismael Touré sitzt mir gegenüber. Zwei Minister sind seine Beisitzer. Dann wiederholt er die Anklagen vom Vortag. Dieses Mal führt er Einzelheiten an. Ich werde gefragt, welche Aufgaben die in Guinea arbeitenden deutschen Firmen bei dem geplanten Umsturz hatten. Es werden die Firmen SIEMENS, PHILIPP HOLZMANN und FRITZ WERNER genannt, außerdem die Botschaftsangehörigen, Beamte der Deutschen Bundespost sowie Entwicklungshelfer und Major Franz-Josef Clauditz und einige Soldaten der Deutschen Bundeswehr.

Als Beweisstück dafür, dass ich zu den Mitarbeitern der angeschuldigten Firmen politische Verbindungen habe, legt man mir die Genehmigung zu meiner Geburtstagsfeier am Anfang des Jahres vor, die bei der inzwischen vorgenommenen Durchsuchung meiner Wohnung gefunden worden ist. Aus dieser Genehmigung geht jedoch nur hervor, dass ich eine große Anzahl

von deutschen Landsleuten eingeladen hatte. Ich bestätige den Herren, dass ich zwar alle Deutschen in Conakry kennen würde, weise jedoch gleichzeitig entschieden zurück, dass unsere Zusammentreffen jemals politischer Natur gewesen sind. Daher beteuere ich, dass ich freundschaftliche Beziehungen von Deutschen in der Republik Guinea niemals dazu benützt habe, um politische Gewalttaten gegen unser Gastland vorzubereiten. Ich versuche, bei den drei Herren Verständnis zu finden, indem ich ihnen ausführe, dass es für uns Europäer in Afrika wenig Zerstreuung und Abwechslung gibt und dass Parties und gesellschaftliche Zusammenkünfte - oft aus familiärem Anlass wie zum Geburtstag - uns lediglich dazu gedient hätten, dem grauen Alltag einmal für ein paar Stunden zu entrinnen und nach europäischer Musik zu tanzen., Oft gab es gerade bei diesen Zusammenkünften Anregungen und Hinweise für unsere jeweiligen Arbeitsbereiche, deren positive Auswirkungen doch letztlich auch Guinea zugute kommen."

Aus den abweisenden Mienen meiner Ankläger kann ich unschwer entnehmen, dass meine Ausführungen auf wenig Verständnis gestoßen sind. Die Minister behaupten, Beweise zu haben, dass es sich bei unseren Zusammenkünften um rein politische Treffen gehandelt hat mit dem Endziel, den Präsidenten von Guinea zu vernichten und danach eine neue Regierung einzusetzen, um erneut zu kolonialisieren.

Es gelingt mir nicht, die volle Tragweite dieser Anschuldigungen zu erkennen. Ich kann sie nur immer wieder als unwahr zurückweisen.

Dann meldet sich Innenminister Guichard zu Wort: "Ich glaube, wir vergeuden nur unsere kostbare Zeit mit ihm. Ich habe es satt, mich länger von dieser Ratte zum Narren halten zu lassen. Bringen wir ihn in die Folterkammer, damit er endlich mal kapiert, dass wir keine dummen Neger sind. Der Mann hat Komplexe wie alle Weißen uns Afrikanern gegenüber."

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Der andere Beisitzer versucht ihn zu beschwichtigen: "Nun reg dich nicht auf. Wir

müssen etwas Verständnis für ihn haben, bevor wir ihn in die Folterkammer bringen. Geben wir ihm noch eine Möglichkeit, damit er ein Geständnis ablegen und über seine Mittäterschaft an den verschiedenen Verschwörungen sprechen kann und an dem Angriff vom 22. November 1970, deren Anstifter die Bundesrepublik Deutschland war, die im Ausland guineische und portugiesische Söldner für die SS angeheuert hat."

Ich bin verwundert über diese Heuchelei, mit der man immer wieder versucht, mich zu einem Geständnis zu zwingen. Ich übersehe auch nicht die Ironie, mit welcher die Anschuldigungen gegen die Bundesrepublik Deutschland vorgetragen werden, und die Ankläger verstehen es meisterlich, mir ihre "Anteilnahme" zu bekunden, ihr "Verständnis für meinen inneren Zwiespalt, einerseits mein Land zu verraten, andererseits Dinge getan zu haben zum Schaden meines Gastlandes..." Dabei drängen sie mich immer wieder, doch mein Gewissen zu erleichtern und ihnen Informationen zu geben, die uns alle - mich eingeschlossen - vor weiteren Schäden durch gewissenlose Hintermänner in Deutschland bewahren sollen.

Ich habe Schwierigkeiten, den Anschuldigungen und Gedankengängen zu folgen. Mein kraftloser Körper - tagelang ohne Wasser und Nahrung - ist all dem nicht mehr gewachsen. Ich fühle eine Leere in meinem Kopf, die es mir schwer macht, klare Gedanken zu fassen und diese in Worten wiederzugeben. Trotz des ungeheuren Verlangens nach Wasser bitte ich dieses Mal nicht danach, um den Herren der Untersuchungskommission nicht noch die Genugtuung zu einer weiteren Demütigung zu geben.

Dann ändert sich die Taktik des Verhörs. Ismael Touré stellt gezielte Fragen: "Wo haben die Firma Fritz Werner und die deutsche Botschaft Munition versteckt? Wo sind die Gewehre? Wie viele Maschinengewehre hat man importiert?" Und ohne

meine Antwort abzuwarten, behauptet er: "Wir wissen genau, dass die Firma Fritz Werner in Berlin Waffen und Munition herstellt und dass die Angehörigen dieser Firma Sprengstoff und eine Anzahl von Gewehren an verschiedenen Orten in Guinea für den Umsturz bereitgehalten haben." Mit einem beschwörenden Blick fährt Ismael Touré dann fort: "Nur der Treue seines Volkes verdankt es der Präsident, dass dieser Umsturzversuch misslungen ist. Waffenverstecke haben wir bereits ausfindig gemacht. Wir sind aber davon überzeugt, mit Ihrer Hilfe und Ihren Aussagen auch die restlichen Nester noch ausheben zu können. Haben Sie keine Angst, wenn Sie jetzt in Ruhe aussagen, können Sie danach ohne Schwierigkeiten das Land verlassen. Darauf gebe ich Ihnen als Minister und Bruder des Präsidenten und im Namen des guineischen Volkes mein großes Ehrenwort." Er unterstreicht sein "Ehrenwort" durch Hochheben der rechten Hand, wie es die Afrikaner zu tun pflegen.

Ich kann auf diese Ausführungen nur wahrheitsgetreu das wiederholen, was ich bei allen bisherigen Verhören ausgesagt habe. Ich beteuere nochmals meine Unwissenheit und Unschuld in bezug auf die Verschwörung und den Angriff vom 22. November.

Nach einem lauten Wortschwall mit Ausdrücken, bei denen sich alle drei überbieten, legen sie mir als Beweisstück das Scheckheft einer Schweizer Bankgesellschaft vor, in dem ich einige Monate zuvor einen Scheck in Höhe von rund tausend D-Mark ausgestellt habe. Auf dem Abschnitt steht die Summe in D-Mark, darunter das Datum und das Wort "Selbst". Die Minister verweisen auf diesen Abschnitt und behaupten dabei: "Dass die Summe nicht stimmt und wesentlich höher gewesen ist, wissen wir bereits, denn Herr Seibold hat alles gestanden. Wir wollen von Ihnen nur noch eine Bestätigung über die genaue Höhe des Scheckbetrages und darüber, wann Sie diesen Scheck Herrn Seibold als Lohn für seine politische Anstiftung und zum Anwerben von Mitgliedern

für Ihre SS-Organisation aus der guineischen Bevölkerung übergeben haben." Außerdem soll ich ihnen die Höhe des Kontostandes auf dem Konto der Schweizer Bank nennen.

Als ich ihnen antworte, dass ich auf diesem Konto noch ein Guthaben von etwa 100 bis 200 DM habe, springen sie hoch und äußern ihren Unmut, von wilden Gebärden begleitet, in einem Schwall von Schimpfworten.

Obwohl mir bewusst ist, in welcher ernsthafter Lage ich mich befinde, kann ich mich des Gedankens nicht enthalten, dass ihre Köpfe vielleicht vor Wut rot geworden wären, wenn sie eine weiße Hautfarbe besessen hätten. Denn auch Afrikaner "verfärben sich", je nach Gemütszustand - der eine mehr, der andere weniger -, doch diese Schattierungen der dann etwas dunkler wirkenden Hautfarbe sind für uns Europäer nur schlecht erkennbar. Da jedoch eine Erregung der Afrikaner gleichzeitig in Worten und Gesten starken Ausdruck findet, kann ich den Verwünschungen und nervösen Gebärden unschwer entnehmen, wie sie meine Antwort auslegen. Ich schlage ihnen vor: "Wenn Sie mir nicht glauben, bin ich gerne bereit, Ihnen eine Vollmacht auszustellen, damit Sie sich bei meiner Bank in Zürich über den letzten Kontostand informieren können." Ihre Antwort: "Das haben wir nicht nötig. Seibold hat bereits alles gestanden, Ihr Leugnen ist also völlig zwecklos.

Das lässt erahnen, dass die Untersuchungskommission, die, wie mir aus sicherer Quelle bekannt ist, selbst hohe Konten in der Schweiz unterhält, mir überhaupt keine Möglichkeit gibt, Anschuldigungen zu widerlegen. Bei einem nochmaligen Verweisen auf den Scheckabschnitt verstehe ich erst, dass die Kommission mir das deutsche Wort "Selbst" - das ich handschriftlich und zufälligerweise auch noch mit einem großen Anfangsbuchstaben auf dem Abschnitt vermerkt habe - als "Seibold" auslegen will. Ich erkläre ihnen, dass das Wort "selbst" nichts anderes als "moi même" bedeutet und dass ich mit diesem Scheck ein Tonbandgerät gekauft habe, und zwar im guineischen

Diplomaten-Shop. Das wird mir natürlich nicht geglaubt, und da meine Ausführungen nicht den Erwartungen entsprechen, steigert sich die Wut der drei um so mehr. Nach vielen Schimpfworten, Drohungen und Beleidigungen, die sie mir entgegenhalten, rufen sie die Wache, um den Befehl zu erteilen, mich in das "Chambre technique", in die Folterkammer zu führen. Ingenieur Ismael Touré ruft den Soldaten zu: "An die Maschine mit ihm, bis die Sau ausspuckt. Er ist nicht nur eine Sau, er hat auch die Hautfarbe einer Sau!"

Ein dumpfes Gefühl, diesen Menschen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert zu sein, überkommt mich. Ich habe bei diesem Verhör eine ganze Tonleiter von Ausdrucksweisen zu hören bekommen. Zuerst die feine und gütige Art mit allen Variationen und Raffinessen, bis die Ankläger zuletzt ihr wahres Gesicht zeigen und in den Wortschatz verfallen, über den man nur verfügt, wenn einem das Milieu der Unterwelt bekannt ist.

Nun reißen mich Soldaten von meinem Schemel hoch, und ich werde weggezerrt. Ich schreie aus Leibeskräften: "Ich habe nichts getan, um hier von Ihnen festgehalten zu werden. Ich verlange, dass Sie mich freilassen!"

Man schenkt mir keine Beachtung mehr, die Herren der Kommission haben ihre Aufgabe erfüllt, indem sie mich verhört haben, nun sind andere an der Reihe, ihre Pflicht zu tun und den Befehl auszuführen.

Die Soldaten schleppen mich aus dem Zimmer der Kommission, sie ziehen und zerren mich den Weg entlang zur Folterkammer. Ich setze mich nochmals mit aller Kraft, die noch in mir ist, zur Wehr.

Um zur Folterkammer zu gelangen, müssen wir einen Weg von etwa 150 Meter zurücklegen. In der Dunkelheit sehe ich die Umrisse eines kleineren Hauses. Dort angekommen, empfangen mich viele Soldaten, so dass mir keine Zeit bleibt, mich genauer umzuschauen. Wie ich später erfahre, hat man an diesem Abend die Folterkammer für mich ganz allein reserviert.

In dem ersten Zimmer werde ich gleich auf einen Stuhl gedrückt und an einen Tisch geschoben. Papier und Schreibstift werden zurechtgelegt. Ein Offizier sagt eindringlich zu mir: "Das ist Ihre letzte Chance. Sie können selber schreiben. Wenn Sie das nicht wollen, können Sie mir Ihre Aussagen diktieren, ich übernehme die Arbeit gern für Sie."

Als dieser Versuch nach einer halben Stunde scheitert, weil ich keine Anstalten mache, irgendetwas niederzuschreiben, gibt der Offizier dem Soldaten, der vor mir auf dem Tisch sitzt und seit geraumer Zeit damit beschäftigt ist, ein Elektrokabel auseinander zuknüpfen, den Befehl: "An die Maschine mit ihm! Bind' ihn fest, den Christendreck!" Sofort versucht der Soldat, meine Oberarme mit dem Elektrokabel zu umwickeln.

In mir rebelliert alles. "Das kann doch nur ein böser Traum sein, die können mich doch nicht einfach misshandeln", schießt es mir durch den Kopf. Eine unsagbare Wut über diese ungerechte Behandlung steigt in mir hoch, und ich versuche, den Afrikaner abzuschütteln. Dieser ruft einen anderen zu Hilfe. Es wird mir in diesem Moment nicht bewusst, dass ich hier gar keine Chance habe, denn was kann ich schon allein gegen sie alle ausrichten.

In der Handgemenge, die zwischen uns entsteht, versetze ich noch einem Wächter ein paar Fausthiebe. Es ist ein gefühlsmäßiger Ausbruch der Verteidigung, ein verzweifelter Aufbäumen. Sie tun mir Unrecht, Stunde für Stunde, seit ich in ihrer Gewalt bin, und das kann ich nicht einfach willenlos hinnehmen.

Mit meiner Notwehr habe ich meine Situation erheblich verschlechtert. Die Soldaten sind zornig. Zwei halten mich an den Armen fest, einer schlägt auf mich los, und ein anderer versetzt mir Fußtritte. So haben mich die Folterer wieder unter Kontrolle. Sie zwingen mich, die Arme anzuwinkeln, das Kabel wird oberhalb der Ellenbogen entlanggewickelt und auf dem

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Rücken unterhalb der Schulterblätter zusammengeknüpft. Je mehr am Kabel gezogen wird, desto tiefer dringt der Kupferdraht in die Haut der Oberarme ein.

Ich habe eine panische Angst, dass die Soldaten dieses zweiadrige Kabel am Strom anschließen werden. Die notdürftige Bekleidung, die ich noch an habe, fetzt mir einer vom Leib. Wieder werden Fragen gestellt. Ich habe nichts Neues zu antworten, so dass die Soldaten meine Qual durch festeres Anziehen des Kabels erhöhen, um - wie sie sich ausdrücken - der Wahrheit endlich näherzukommen. Ich erhalte Fausthiebe, Fußtritte und Schläge auf alle Teile des Körpers, begleitet von wütenden Aufforderungen: "Willst du jetzt reden, du Sau?"

Da ich schweige, bewaffnen sie sich mit einem Stück Wasserschlauch, mit dem sie wütend auf meinen Körper einprügeln. Bei diesen Schlägen schreie ich auf, doch jemand hält mir einen Lappen vor den Mund und brüllt mich an, still zu sein.

Bisher habe ich immer noch die Meinung, dass die Wächter ihre Schläge aufgrund meiner Schreie einstellen würden. Welch ein Irrtum, ich muss feststellen, dass es ihnen eine besondere Befriedigung gibt, ihr Opfer schreien und stöhnen zu hören und dass dies ihre Lust am Foltern noch erhöht.

Die Schläge werden immer heftiger und brutaler. Ich spüre, wie meine letzten Kräfte durch das Schreien verbraucht werden. Die Folterknechte bemerken, wie mein Widerstand nachlässt und mich große Schwäche überfällt. Mein Schweigen hat zur Folge, dass auch ihre Schläge nach einer Weile aufhören. Dann kommen wieder die Männer der Untersuchungskommission und stellen die mir inzwischen bekannten Fragen.

"Wer war mit Ihnen in Ihrer Organisation?" "Wer ist der Chef dieser Organisation?"

"Wer sind die Hintermänner in Deutschland?"

"Wer von dieser Organisation ist der Hauptverantwortliche für Guinea?" "Welche Franzosen, Libanesen und Syrer sind ebenfalls beteiligt?"

Meine Antwort "Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen" wird unter den Augen der Minister von Schlägen der Wärter beantwortet. Einer der Soldaten muss Wasser holen, und ich hoffe, dass mir ein Schluck vergönnt ist. Doch ich muss zusehen, wie Wasser über meine Arme gegossen wird, damit das Kabel tiefer in die Haut eindringen kann. Durch den Blutstau sind meine Unterarme und Hände blau angelaufen.

Ich sehe ihren Gesichtsausdruck und muss an Schüler denken, die ihre Aufgaben mit Fleiß erledigen, bestrebt, ein Lob ihrer Lehrer zu bekommen. Gesprächsfetzen dringen an mein Ohr: "Nun hör mal auf, siehst du nicht, dass seine Arme und Hände schon blau sind. Wenn dies Schwein nur endlich quatschen würde. Ich hab auch die Fresse voll. Denkst du, das macht mir Spaß!"

Sobald ihre vor Anstrengung glänzenden Gesichter näherkommen, kann ich ihren stark nach Alkohol riechenden Atem spüren. Als sich die Männer wieder eine Verschnaufpause gönnen, sind meine Arme und Hände taub und ohne Gefühl.

Während dieser Pausen kann ich meine Umgebung etwas näher betrachten und entdecke, dass die Eingangstür eine Doppeltür ist. Die innere Tür, die aussieht wie ein kleines Holzgitter, ist geschlossen. Dahinter hängt ein dünner Vorhang, hinter dem sich die Herren Minister verstecken, um nicht in der süßlich nach Blut und Angst-Schweiß stinkenden Luft und von Moskitos belästigt, atmen zu müssen, sondern die frischen Nachtwinde des nur hundert Meter entfernten Meeres genießen zu können. Aus der Dunkelheit schauen die Chefs unbemerkt in den beleuchteten Raum, um dann von Zeit zu Zeit das Arbeitstempo der Wärter anzutreiben, schließlich selbst hervorzukommen und Verhöre und Folterungen noch brutaler selbst fortzusetzen.

Der Raum hat sich inzwischen mit etwa dreißig Männern gefüllt. Jeder sagt seine Meinung. Ich höre: "Bring ihn um!" und: "Ist das die edelste weiße Rasse, wofür sich die Deutschen halten?"

Einer kommt auf die Idee: "Schlepp ihn in diese Kammer", wobei er auf eine schmale, niedrige Eisentür deutet, die man luftdicht

verschließen kann. Später erfahre ich von einem Wächter, dass es sich hier um eine Erstickungskammer handelt. Verschiedene Soldaten wollen mich dorthin schleppen, andere wiederum ziehen mich zurück. Rufe werden laut: "Nein, jetzt noch nicht!" Es entsteht ein Tumult zwischen den Folterknechten.

Ich weiß heute, dass die Forderungen, mich in diese Kammer zu bringen, keine Angstmacherei waren, sondern raue Wirklichkeit. Sékou Touré berichtet später im Fußballstadion von Conakry, dass Fodéba Keita, ehemaliger Innenminister, 300 "Feinde der Revolution" im Erstickungsraum hat umkommen lassen. Wer Keita den Befehl dazu gegeben hatte, erwähnt Sékou Touré nicht. Keita wurde hingerichtet. Mir hat die Uneinigkeit der Männer an diesem Abend wahrscheinlich das Leben gerettet.

Sie beginnen wieder, auf mich einzuschlagen. Dasselbe Verhör wiederholt sich, Fragen über Fragen prasseln auf mich herunter. Auf absurde Fragen - wie etwa: "Seit wann sind Sie Mitglied der Nazi-SS?" stelle ich ihnen eine Gegenfrage: "Was bedeutet denn SS?" Antwort: "Ich glaube, der ist noch nicht reif, der Junge."

Einige Minuten später werde ich auf den Boden gepresst, und einer der Soldaten legt mir Klemmen an den Ohren an. Ein anderer bringt einen kleinen Apparat herbei, an dem er zu drehen beginnt. Im selben Moment spüre ich den Strom, der durch meinen Kopf jagt. "Sterne" tanzen vor meinen Augen. Vorher habe ich noch feststellen können, dass der kleine Apparat von vier Batterien zu je 1,5 Volt gespeist wird. Ich weiß, dass sechs Volt nicht ausreichend sind, um lebensgefährdend zu werden. Von diesem Bewusstsein gestärkt, beiße ich die Zähne zusammen und warte.

Einer der Wächter hält mich an den Haaren fest, weil ich mehrmals durch Hin- und Herbewegen des Kopfes eine Klemme von meinem Ohr lösen kann.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich diesen Strapazen ausgesetzt war, ich habe kein Zeitgefühl, keinen Zeitmesser, aber in dieser

Situation werden die Minuten zur Ewigkeit. Irgendwann werde ich ohnmächtig.

Als ich wieder zu mir komme, tragen mich drei Männer aus der Folterkammer, werfen mich in einen russischen Jeep. Ich höre noch, wie einer der Minister ruft:

"Bindet ihm ein Tuch vor", worauf ein Soldat ein Stück der zerrissenen Hose bringt und es mir als eine Art provisorischen Lendenschurz umhängt. Der Jeep fährt mich mit drei Mann Bewachung zum Lager zurück. Dort bringen sie mich ins Wächterhaus, und ein Sanitäter versucht, die Kabel aus den Oberarmen zu lösen.

Das ist sehr schwierig, weil die Arme so angeschwollen sind, dass das Fleisch die Kabel ganz umschließt. Nachdem sie allmählich herausgezogen werden können, schlägt ein Wächter auf die wunden Stellen und meint: "Mensch, was haben sie denn mit dir angefangen? Du musst zusehen, dass das Blut wieder in Wallung kommt und zirkuliert." Seine Schläge sind gut gemeint und sollen den Blutkreislauf anregen. Immer wieder bewegt er meine Arme und Hände, er drückt mit den Unterarmen und gibt immer wieder zu verstehen, dass ich diese Übungen auch in meiner Zelle fortsetzen soll. Ich lasse dies alles willenlos mit mir geschehen, denn ich spüre keine Kraft mehr in mir.

Dann bringt man mich in meine Zelle zurück. Ich sinke auf den Boden nieder. Die Tür lassen sie offen stehen. Es kommt mir zum Bewusstsein, dass ich über zehn Stunden dem Verhör und den nachfolgenden Qualen ausgesetzt war. Ich rufe nach Wasser, aber sie sagen nur: "Tu as mal parlé", "Du hast schlecht gesprochen" und gehen davon.

Ich werde geweckt, als die Sonne hoch am Himmel ist. Vor mir stehen ein Unteroffizier mit zwei Soldaten, von denen einer Schreibzeug bei sich hat. Sie geben mir zu verstehen, dass ich die Gelegenheit wahrnehmen soll, um jetzt meine Aussagen zu machen, wenn ich in der kommenden Nacht nicht noch größere

Methoden kennenlernen will. Doch als ich den Kopf schüttele, ziehen sie nach einer Weile unverrichteterdinge wieder ab.

Ich lege mich flach auf den Boden und rede mir ein: "Bewege dich nicht, denn jede kleinste Anstrengung kostet Kraft." Ich stiere vor mich hin, und irgendwann sehe ich einen kleinen Mörtelstein, der sich durch Ratten vom brüchigen Grauputz der Zelle gelöst haben muss. Jetzt kann ich notieren, dass dies inzwischen der sechste Tag seit meiner Gefangennahme ist, der sechste Tag ohne Wasser und ohne Nahrung.

Um meine Lage nicht noch hoffnungsloser zu machen, versuche ich, den Gedanken zu verdrängen, wie viele Tagesstriche ich wohl noch an dieser Zellenwand anbringen muss, bis ich wieder freie Luft atmen darf. Ich bin immer noch davon überzeugt, dass sich die Herren der Botschaft, die in Conakry bleiben durften, Lewalter, Olbrecht und Feigt, um mich kümmern werden. Ich beruhige mich ein bisschen und denke an meinen treuen Diener, der ja gesehen hat, dass ich verhaftet worden bin, und ich bin sicher, dass er die deutsche Botschaft telefonisch davon unterrichtet hat. Außerdem ist mein Nachtwächter Zeuge des Vorfalls geworden und hat bestimmt den Leuten in der Brauerei davon erzählt. Insgeheim habe ich die Hoffnung, dass daraufhin Mario Zandomenighi, mein italienischer Braumeister, nicht zögern wird, die notwendigen Schritte zu unternehmen, um mich hier wieder herauszuholen.

Meine Gedankengänge werden unterbrochen vom Klappern der Essgeschirre und den Unterhaltungen der Wächter. Die anderen Gefangenen bekommen ihre Mahlzeit. Ich werde fast wahnsinnig, als meine Tür verschlossen bleibt. Ich versuche zu schlafen, aber der Durst quält mich unaufhörlich, und mein Körper schmerzt von der nächtlichen Tortur. Ich atme kurz und flach, denn bei tiefem Atemzügen scheine ich einer Ohnmacht nahe zu sein aufgrund des von Stunde zu Stunde stärker werdenden Geruchs der verwesenden Exkreme. Am späten Nachmittag, als die Sonne bereits viele Stunden auf das

Wellblechdach der Zelle gebrannt hat, wird die Hitze in meiner Zelle, vermischt mit dem penetranten Gestank, so unerträglich, dass ich mich neben den Türschlitz lege, um die dort eindringende Luft einatmen zu können. Mein Körper ist in Schweiß gebadet, und nicht einmal der Zementboden, auf dem ich liege, vermag noch etwas Kühlung zu geben.

Die Mitgefangenen scheinen genauso unter der Hitze zu leiden wie ich, es sind auch keine Schreie nach Wasser mehr zu hören. Eine lähmende Stille hat sich über den Blocks ausgebreitet, die nur von den halblauten Gesprächen der Wächter unterbrochen wird.

Nach Einbruch der Dunkelheit werde ich wieder aus meiner Zelle geholt und der Kommission vorgeführt. Dieses Mal muss ich stehen bleiben und werde mit den Worten empfangen: "Von Ihnen haben wir jetzt endgültig genug. Wir haben alle Beweise zur Verfügung. Wir brauchen nur noch Ihr Geständnis, doch wenn Sie nicht wollen, werden wir Sie so lange bearbeiten, bis Sie gestehen. Das ist nur noch eine reine Formsache. Wollen Sie jetzt freiwillig aussagen oder nicht?" Darauf antworte ich, dass ich bereit bin, alles zu sagen, was der Wahrheit entspricht. Die Kommissionsmitglieder erhitzen sich und schreien mich an: "Was denken Sie denn, wen Sie eigentlich vor sich haben! Wir wissen, dass Sie nur eine Marionette sind und das ausführen, was Ihnen in Deutschland und Frankreich befohlen wurde." Dann fährt Seydou Keita mit Stolz fort: "Heute sind wir frei und unabhängig und haben uns vom Kolonialismus losgesagt und von der Ausbeutung der französischen Kolonialherren freigemacht." Zur Untermalung führt er ein Erlebnis an, das für die Guineer sehr beeindruckend gewesen sein muss, und erzählt: "Als 1958 General de Gaulle nach Conakry gekommen war und glaubte, hier die gleichen Marionetten und Handlanger vorzufinden wie im Senegal und an der Elfenbeinküste, hat er sich sehr getäuscht. Als er unsere Ablehnung hörte, verließ er wutentbrannt den Sitzungssaal und vergaß sogar seine Kopfbedeckung, und einer

seiner Offiziere musste sie holen." Nach dieser Erzählung erntet der Sprecher Beifall von den übrigen Mitgliedern der Kommission, indem sie eifrig mit dem Kopf nicken. Der Sprecher führt weiter aus, dass die Kommission aus meinem Verhalten entnimmt, dass ich noch immer nicht "reif" bin und wohl auch nicht begriffen habe, worum es eigentlich geht. "Aber das wird sich bald ändern", versichert er mir. Dann gibt er Befehl, mich abzuführen. Einige Minuten später befinde ich mich wieder in der Folterkammer.

Dieses Mal setze ich mich nicht zur Wehr, denn ich weiß ja, wie aussichtslos es ist, hier Widerstand zu leisten. Wieder wird das Elektrokabel um meine Oberarme geschlungen, und die Folterer achten darauf, es in die Wunden zu legen, die noch offen sind. Sie werfen mich in eine Ecke mit den Worten: "Wenn du auch nur ein Wort redest, ohne gefragt zu sein, kannst du deine Zähne in den Händen zählen."

Ich sitze da und muss zusehen, wie die Soldaten andere Gefangene mit Hieben fragen: "Wer hat dich für die SS geworben? War es das Schwein, das da in der Ecke sitzt?" - Dabei deuten sie auf mich. - "Woher kennst du diese Sau?"

Ich schaue die Männer an, die an diesem Abend meine Leidensgenossen in der Folterkammer sind. Ich kenne jedoch keinen von ihnen.,, Es müssen Männer aus dem Inneren des Landes sein", denke ich. Einer der fünf Afrikaner wird auf den Tisch gezogen, indem ein Wächter ihn an dem auf seinem Rücken zusammengebundenen Elektrokabel packt. Das wehrlos auf dem Rücken liegende Opfer wird dann mit einem Gummischlauch verprügelt. Zwei andere - die genau so gefesselt sind wie ich - werden rücklings mit dem Elektrokabel an einer mitten im Raum angebrachten Eisenstange heraufgezogen, bis ihre Zehenspitzen nur noch knapp den Boden berühren.

Auch für die beiden anderen Afrikaner hat man sich eine Foltermethode ausgedacht. Sie müssen sich in eine Ecke auf spitze Steine knien, wobei die Peiniger befehlen, den Oberkörper

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

aufrecht zu halten. Wenn ein Gequälter nach vorn zu kippen droht, wird er durch Gewehrkolbenschläge schnell wieder zu aufrechter Haltung gezwungen.

Der auf dem Tisch liegende Afrikaner blutet, aber die Folterknechte lassen sich dadurch nicht abhalten und dreschen immer weiter auf ihn ein. Es werden kleine Pausen eingelegt, in denen die üblichen Fragen gestellt werden.

Meine Folter ist bis zu diesem Zeitpunkt auf das Zuschauen beschränkt, und ich bin tief erstaunt, mit welcher Fassung, welchem Stolz und welcher Haltung die afrikanischen Häftlinge diese Torturen über sich ergehen lassen. Nur ihren Gesichtszügen ist zu entnehmen, welche Qualen sie erleiden, doch nicht das leiseste Stöhnen kommt über ihre Lippen. Ich habe Achtung vor ihnen, weil sie tapferer sind, als ich gewesen bin.



Die Soldaten holen den auf dem Tisch Liegenden herunter und legen ihn waagerecht mit dem Rücken auf einen Stuhl, während man seine Beine auf einen zweiten Stuhl zieht. Dann steckt einer der Soldaten das eine Bein des Gefangenen durch die Verstrebung der Stuhllehne und dreht den Stuhl einmal nach rechts, einmal nach links. Durch die Hebelkraft wird das Bein so gedreht, dass der Gefangene glauben muss, sie wollten es ihm brechen. Ich sehe, dass er ungeheure Schmerzen erleiden muss. Ich weiß damals noch nicht, dass auch ich diese Tortur am eigenen Leib erfahren soll.

Nachdem die Soldaten sich eine ganze Weile dieser Stuhl-Foltermethode hingegeben haben, werfen sie den Afrikaner wie ein Stück Dreck auf den Boden. Der nächste, der noch auf den spitzen Steinen kniet, welche die Soldaten "Erdnüsschen" nennen, ist an der Reihe. Er wird ebenfalls zwischen die Stühle gespannt, und, damit es etwas Abwechslung gibt - so wird uns Zuschauenden erklärt -, wird man die Sache elektrisch vorantreiben. Dem Gefangenen werden Elektrodrähte mittels Klemmen an die Hoden gelegt, und der Ranghöchste sagt ihm voller Hohn, dass der "Maître de Plaisir" ihm jetzt etwas Freude schicken würde. Zu dem Soldaten, der am Dynamo dreht, sagt der Offizier: "Nun leg mal los und mach Musik!"

Der auf den Stühlen liegende Afrikaner zuckt zusammen und kann bei dieser Strom-Behandlung am empfindlichsten Körperteil ein Aufschreien nicht unterdrücken. Kurz darauf legen die Wächter eine Pause ein, und einer sagt zum anderen: "Sei vorsichtig mit dem Strom, du weißt genau, was der Minister zu uns gesagt hat. Wir müssen aufpassen, dass nicht alle durch diese Behandlung impotent werden." Der andere erwidert: "Er braucht ja nur zu reden, dann höre ich gleich auf", und zum Gefangenen gerichtet: "Sag mal, hast du schon Söhne?" Der Gefangene schweigt, worauf der Wächter fortfährt: "Siehst du, er macht sich nichts draus, er hat wohl schon genug Söhne."

Ich durchschaue ihre Gespräche und verstehe sehr wohl, dass dies eine psychologische Taktik ist, um die Opfer weichzumachen. Im Stillen hoffe ich, dass der gefolterte Afrikaner ihren Reden keinen Glauben schenken und durchhalten werde. Der Gefangene gibt tatsächlich keine Antwort, so dass die Wächter sich veranlasst sehen, neue Stromstöße durch seinen Körper zu jagen. Der Gepeinigte bäumt sich vor Schmerzen auf, wird aber von den Wächtern durch das Elektrokabel, das sie einfach stärker anziehen, wieder zum Liegen gezwungen. Ein anderer der Soldaten tritt noch hinzu und übernimmt die Folter, indem er das Bein des Gefangenen nach beiden Seiten verrenkt.

Wieder werden die Verhöre fortgesetzt, nicht nur bei dem Gefolterten, auch diejenigen, die an der Eisenstange hängen, und die auf den "Erdnüsschen" Knienden werden befragt. Auf viele Fragen geben die Gepeinigten keine Antwort, nur in der letzten Verzweiflung - sie müssen vor Schmerzen von Sinnen sein - beteuern sie ihre Unschuld. Dabei überschlagen sich ihre Stimmen, es ist ein Wimmern und Zittern in den Gefolterten, vermischt mit einem Hassgefühl für die Folterknechte. Ich höre: "Non, non, je n'ai rien fait, Je ne sais rien de tout cela. Je jure chez la tête de mes fils!" Es sind verzweifelte Aufschreie und Beteuerungen, dass sie unschuldig sind und das beim Leben ihrer Söhne schwören. Doch auf ihre Peiniger scheint dies keinen Eindruck zu machen, man merkt ihnen Routine an, sie sind solche Ausbrüche gewohnt, ohne dabei eine menschliche Regung zu spüren.

In den öfters eingelegten Pausen benehmen sich die Soldaten untereinander wie normale Menschen, sie rauchen dann Zigaretten und unterhalten sich miteinander, manchmal über das Essen, selbstverständlich auch mit dem Hintergedanken, bei uns wieder Hunger- und Durstgefühle wachzurufen. Sie sprechen über Familienangelegenheiten und geben sich gegenseitig Ratschläge. Sie erwecken in diesen Pausen immer den Eindruck, gute Menschen zu sein. Doch diese Gnadenfrist für uns wird

abrupt unterbrochen, und sie schlüpfen von einer Sekunde zur anderen in ihre vorherige Rolle des Folterknechtes. Dann erfüllen sie ihre Aufgabe mit einer Verbissenheit, wozu wohl nur Fanatiker fähig sind.

Die Folterkammer gleicht einer Hölle. Der legendäre Pech- und Schwefelgestank wird hier durch die Angst- und Schweißgerüche der Gefolterten ersetzt. Es gibt kein Entrinnen aus dieser Quälerei, bis wie eine Erlösung Bewusstlosigkeit kommt.

Es müssen schon etliche Stunden vergangen sein, doch für uns ist noch kein Ende der Quälerei abzusehen. Zwei neue Wächter kommen hinzu. Sie spazieren etwas gelangweilt durch den Raum, rauchen Zigaretten und fragen die dortigen Wächter:

"Wie weit seid ihr denn? Ach, die Herren wollen nicht reden. Das haben wir gern." Einer der beiden fährt fort: "Ich komme gerade von der Kommission und habe die Aussagen der anderen Gefangenen gelesen", und zu mir gerichtet: "Wenn du nicht bald dein Maul aufmachst, reizt du mich, und davor warne ich dich!" Als kleine Kostprobe versetzt er mir ein paar Fußtritte und Fausthiebe, die keinen Zweifel daran lassen, dass seine Worte ernst gemeint sind. Wieder prasseln dieselben Fragen auf mich hernieder. Ich nehme mir vor, so mutig zu sein wie meine afrikanischen Leidensgenossen.

Ob ich nichts sage oder meine Unschuld beteuere, es ist immer dasselbe Ergebnis, ich werde mit Schlägen "belohnt". Wütend über ihre Misserfolge schleppen mich die Wächter zu den beiden Stühlen, die von anderen Gefolterten blutverschmiert sind. Sie quetschen mir das linke Bein durch Hin- und Herdrehen des Stuhles, bis es zu bluten anfängt. Die Schmerzen bringen mich fast um den Verstand. Sie sind so stark, dass ich ein Stöhnen nicht unterdrücken kann, trotz des festen Willens, den herumstehenden Wächtern nicht auch noch eine Genugtuung zu bieten. Sie ziehen die Armfesseln noch fester an, so dass das Blut aus den Wunden der Oberarme sickert. Automatisch wende ich mich hin und her, ich spüre nur den Schmerz, der immer

schlimmer und unerträglich wird. Ich beiße die Zähne aufeinander. Ein Gefühl ohnmächtiger Wut überkommt mich.

Nachdem die Stuhlfolter nicht das von der Kommission gewünschte Resultat gebracht hat, greifen die Wächter erneut zu ihrer "Strom-Maschine". Auch diesmal benutzen sie wieder meine Ohren, an denen sie Klemmen befestigen. Einer nimmt den Dynamo und treibt ihn mit einem kleinen Schwengel an. Bei dieser Quälerei kann ich noch sehen, wie er sich anstrengt, die Umdrehungszahl zu steigern. Ich vernehme noch Gesprächsfetzen, verspüre Tritte in die Seiten, dann falle ich in Ohnmacht.

Als ich aufwache, befinde ich mich in meiner Zelle. Die Tür steht offen, und davor sitzt ein Wächter im Schneidersitz, ein russisches Schnellfeuergewehr mit aufgepflanztem Bajonett liegt quer über seinen Knien. Ich flüstere dem Posten zu: "Bitte bring mir etwas Wasser!" - "Ich darf nicht", ist seine Antwort. Es ist derselbe Wächter, der am vierten Tag nach meiner Gefangennahme während der Hunger- und Durstfolter heimlich einen Viertelliter Kaffee gebracht hat, was für ihn sehr gefährlich war. Er tröstet mich: "Hab' Mut, das geht vorüber. Hab' noch etwas Geduld, dann bekommst du zu essen und zu trinken. Ich kann nichts für dich tun, es sind zu viele Kameraden hier. Wir müssen die Befehle der Kommission einhalten."

Dann rät er mir noch, meine Arme zu bewegen. Er massiert sie mir sogar selbst und flüstert: "Verhalte dich ruhig, sonst verbrauchst du zuviel Kraft." Er zündet sich eine Zigarette an und bietet mir an, einen Zug zu machen. Ich denke an meinen jämmerlichen körperlichen Zustand und schlage sein Angebot ab, was er sofort versteht. Er bleibt noch eine Weile vor meiner Tür sitzen und fragt zwischendurch:

"Was haben sie denn mit dir gemacht? Warum hast du denn nicht gesprochen?" Ich versichere, dass ich die Wahrheit gesagt habe und habe den Eindruck, dass er mir glaubt. Er ist ein großer,

kräftiger Guineer aus der Waldgegend von N'Zerekore, und seine stille und freundliche Art fällt mir besonders auf.

Er erzählt mir, dass sein Vorname "Amadou" ist und dass er als Moslem nur eine Frau und zwei Söhne hat. Amadou ist zwanzig Jahre alt. Seine mitfühlenden Worte sind in meinem Zustand wie Balsam für mich. Ich habe den Eindruck, dass er länger sitzen bleibt, damit die Zellentür weiterhin offen stehen kann, wodurch ich in den Genuss von etwas frischerer Luft komme. Ich frage ihn, wie lange ich in der Folterkammer gewesen bin, worauf er antwortet: "Bis kurz vor Sonnenaufgang." Ich muss also bis nachmittags bewusstlos gewesen sein, denn die Mahlzeiten vorher habe ich überhaupt nicht wahrgenommen. Kurze Zeit später wird der Wächter abgerufen, doch beim Schließen der Tür wünscht er mir noch: "Courage, courage, Patron!" und versichert mir, dass er sich um einen Sanitäter bemühen will.

Als man das "Nachmittags-Wasser" verteilt, wird auch an meiner Tür der Riegel zurückgeschoben. Meine Augen heften sich auf den Wassereimer, voller Hoffnung. "Wo hast du deinen Becher?" werde ich gefragt. "Ich habe noch keinen." Da schreit auch schon ein anderer: "Du Dummkopf, hast du nicht gesehen, der will doch noch gar kein Wasser. Wenn er Durst hätte, würde er sich nicht so lange zieren, eine Aussage zu machen." - "Ach so", meint der erste, "das habe ich ganz übersehen. Er hat ja noch das D auf der Tür" und zu mir gerichtet: "Na, Junge, wenn du Durst hast, dann brauchst du nur an die Tür zu klopfen, und ich schicke dir einen Sekretär, der alles aufschreibt, was du zu sagen hast." Die Tür wird zugeworfen. Ein paar Stunden später meldet sich ein Guineer mit Schreibstift und Papier: "Willst du nach draußen kommen, oder soll ich bei dir in der Zelle schreiben? Du willst doch zu trinken haben. Wir haben Anweisung, dir alles sofort zu geben, wenn du ein kurzes Geständnis über die dir bekannten Fragen ablegst. Ich verstehe ja, dass du nicht mit allen Punkten der Anklage einverstanden bist, aber du brauchst ja nur ein bisschen zu erzählen, dann ist die Kommission schon zufrieden,

und wir brauchen uns nicht mehr dein Söhnen, dein Bitten und Flehen nach Wasser anzuhören."

In meinem Inneren hat sich soviel aufgestaut, dass ich jetzt die Gelegenheit wahrnehme und ihm alles sage, was mich bewegt: "Ich habe bereits zum soundsovielten Mal alles, was ich weiß, wahrheitsgemäß berichtet und krepriere hier vor Durst. Ich habe nicht gegen Guinea gearbeitet. Die Kommission soll wissen, dass ich Wasser verlange. Die Herren der Kommission haben kein Recht dazu, einem unschuldigen Menschen Essen und Trinken zu entziehen und ihn Foltermethoden auszusetzen, nur um unwahre Geständnisse aus diesem wehrlosen Opfer zu erpressen." Auf das letzte Wort reagiert er sofort und warnt mich: "Das Wort ‚erpressen‘ möchte ich überhört haben, bei uns wurde noch nie jemand erpresst. Was denkst du, was die mit dir machen, wenn ich das melde." Dabei kommt mir der Ausspruch in den Sinn: "Die Todesstrafe ist abgeschafft, wer das nicht glaubt, wird erschossen."

Der Sekretär wartet geduldig vor meiner Zelle, ob ich mich doch noch zu einem Geständnis entschließe.

Die Afrikaner haben viel Geduld, mehr als wir Europäer. Durch unser hektisches Zeitalter der Technik bedingt, ist unser Zeitgefühl verändert, wobei der Wert des Geldes oft über den der Zeit gesetzt wird.

Mir fällt ein, dass ich oft von afrikanischen Händlern Waren für die Hälfte des Kaufpreises erstehen konnte, den andere Europäer gezahlt haben, ganz einfach deshalb, weil ich mir die Zeit nahm, stundenlang um den Preis zu feilschen.

So ist einige Zeit vergangen, bis der Sekretär schließlich einsieht, dass er seine Zeit bei mir nur vergeudet, wenn er noch länger auf ein Geständnis wartet. Er zieht ab und meint, dass mir nicht mehr zu helfen sei.

Ich bin wieder allein in meiner Zelle. Ich hole das kleine Steinchen aus der hinteren Ecke, wo ich diese einzige wertvolle "Habe" immer verstecke, um sie vor den Augen der Wächter zu

schützen. Ich male den siebenten Strich an die Wand. Dann lege ich mich flach auf den Boden und versuche zu schlafen.

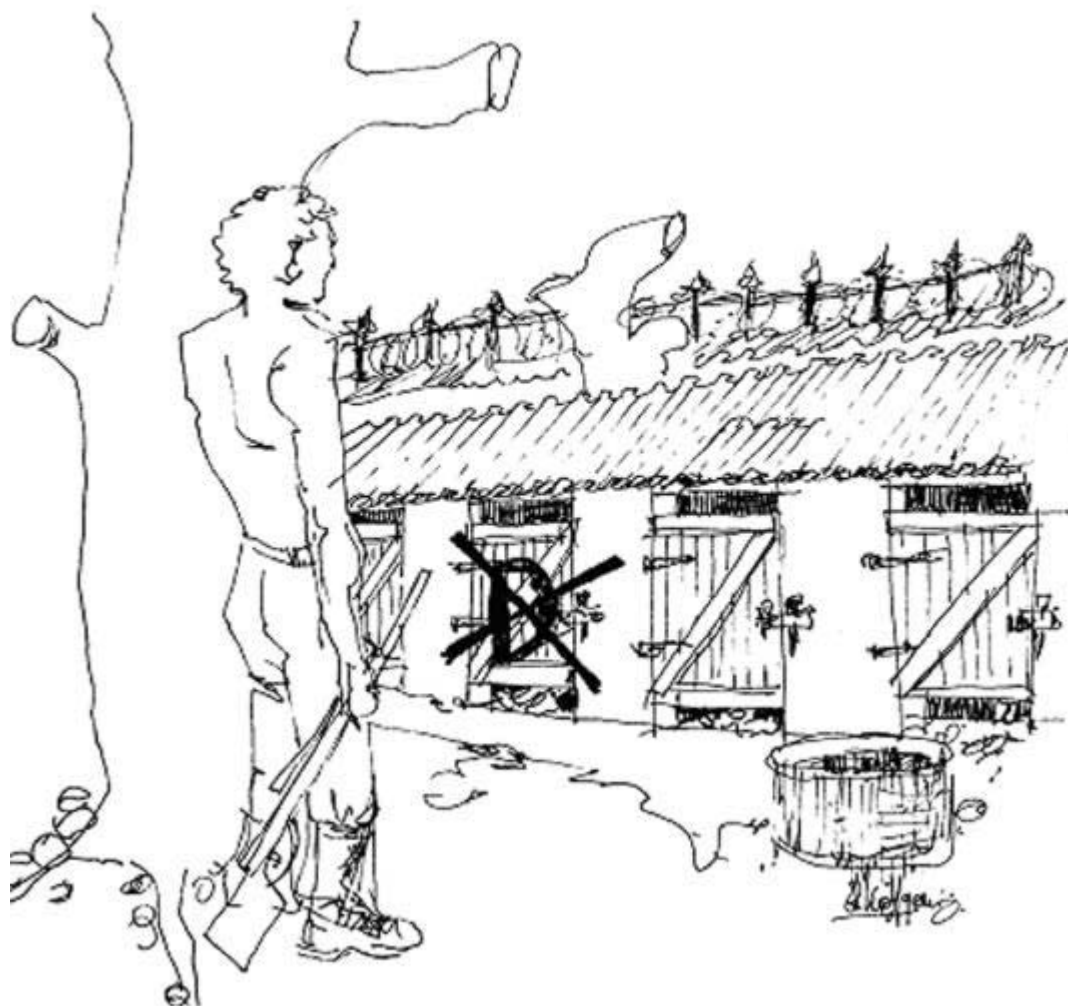
Das Bewusstsein, dass sie mich in der Nacht wieder holen werden, lässt mich nicht mehr los. Das, was ich am Vorabend und während der Nacht in der Folterkammer erlebt habe, zieht wieder an mir vorüber. Ich denke an die drei Männer der deutschen Botschaft draußen in Conakry, die sich doch eigentlich schon hätten um mich kümmern müssen. "Eine Landesvertretung im Ausland hat doch die Pflicht, für ihre Landsleute zu sorgen. Wie oft sind sie meine Gäste gewesen, wie gern habe ich sie bewirtet, als ich noch in Freiheit war."

Meine Gedankengänge sind nicht mehr ganz klar, und in meinem Durstwahn kommt es mir vor, als ob ich phantasieren würde. Alle Gedanken drehen sich nur ums Trinken, ich beginne zu ahnen, wie es einem Menschen ergeht, der sich in der Wüste verläuft und einer "Fata Morgana" entgegenfiebert. Ich stelle mir Getränkemaschinen vor, konstruiere in Gedanken Limonadenmaschinen und produziere Fruchtsäfte. Ich spinne all diese Gedanken weiter aus, und sie springen über auf meinen Brauereibetrieb. An den Durstlöcher Bier wage ich nicht zu denken, denn es kommt mir doch vermessen vor, in meinem Zustand so ein "Luxusgetränk" zu begehren. So beschäftige ich mich mit Verbesserungen innerhalb der Brauerei, doch zuletzt bleibe ich immer wieder bei dem einen Gedanken "Wasser, nur ein paar Tropfen Wasser." Dann wieder durchzuckt mich die Hoffnung, dass ich diesen Kerker bald wieder verlassen kann, und daran klammere ich mich. "Irgendwann", so denke ich, "müssen die Bekannten draußen von meiner Lage gehört haben, und dann werden sie sich doch für mich einsetzen und klarlegen, dass ich unschuldig festgenommen worden bin."

Ich weiß nicht, wie viel Zeit verstrichen ist, bis man mich wieder holt und erneut vor die Untersuchungskommission bringt.

Dieses Mal haben die Herren der Kommission neuartige Anklagen gegen mich. In einem Nebenraum sehe ich meine

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



Aluminiumkoffer stehen, die von meinem Diener an jenem Abend vor meiner Festnahme teilweise gepackt worden waren. Außerdem liegen zwei Schwimmflossen und eine einfache Tauchermaske ohne Schnorchel auf dem Tisch. Dann sehe ich noch einen Umschlag mit der von mir geschriebenen Aufschrift "Mein Testament, nach meinem Tode zu öffnen, Adolf Marx". Auf der Rückseite des Umschlags befindet sich ein Siegel der deutschen Botschaft, welches ich dort hatte anbringen lassen. Der Umschlag trägt auch die Unterschrift des diensttuenden Beamten, Volker Seitz, und das Datum.

Mir ist sofort klar, dass die Kommission veranlasst hat, meine Wohnung zu durchsuchen. Der Schlüssel des Safes der Brauerei liegt ebenfalls auf dem Tisch.

Die Stimme von Ismael Touré reißt mich aus meinen Betrachtungen und fährt mich an: "Wenn Sie denken, wir haben heute geschlafen, dann irren Sie sich gewaltig. Während Sie sich in Ihrer Zelle ausruhen konnten, haben wir Ihre Wohnung und Ihr Büro durchsuchen lassen, und es kamen sehr aufschlussreiche Dinge zum Vorschein. Wenn Sie da noch leugnen wollen?! Sie besitzen ja ein komplettes Spionagelabor." Ich meine, nicht richtig zu hören.

Als Beweis zeigen sie mir meine MINOX B, einen Kleinbild-Fotoapparat, den ich mir bereits vor Jahren gekauft hatte.

Ich kann den Mienen und heftigen Diskussionen der Kommissionsmitglieder entnehmen, dass sie mir dieses Hobby als gefährliche Spionagetätigkeit - gegen die Republik Guinea gerichtet - auslegen. Zu meiner Verteidigung sage ich den Herren, dass ich nur die Schönheiten ihres Landes festgehalten und private Aufnahmen gemacht habe. Außerdem erwähne ich, dass sie ja vollen Einblick in mein Archiv von Negativen gehabt hätten und sich somit von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugen können. Darauf belehren mich die Herren, dass solche Kleinbild-Fotoapparate speziell für Spione hergestellt werden . .

Als nächsten Beweis legen sie mir mein Jagdgewehr (Kaliber 12) und ein Kleinkalibergewehr (22 longrifle) vor. Ich bestätige ihnen, dass diese beiden Waffen meine Jagdgewehre sind und dass ich dafür ordnungsgemäß einen Waffenschein beantragt und auch erhalten habe. Weiter führe ich an: "Ich besitze auch einen großen Jagdschein, in dem diese beiden Waffen ebenfalls eingetragen sind. Dieses Dokument befindet sich in meiner Wohnung."

Einer der Minister behauptet noch, dass ich von der Bundeswehrmaschine, die in regelmäßigen Zeitabständen in Conakry landet, Waffen entgegengenommen und versteckt habe. Dabei sollen mir angeblich die zehn Soldaten der deutschen Bundeswehr geholfen haben. Sie sind bei Straßenbauarbeiten im Land eingesetzt.

Ich habe jedoch nie erfahren, was diese Noratlas-Maschine ins Land gebracht hat.

Dann werden meine Schwimmflossen und die Tauchermaske hervorgeholt. Mit diesen "Beweisstücken" legen sie mir zur Last, dass ich Auftrag bekommen habe, zum vereinbarten Zeitpunkt den Präsidentenpalast von der Seeseite her anzugreifen. Diesen Hinweis hätten sie durch Aussagen anderer Häftlinge gewonnen. Ich erkläre, dass ich die Schwimmutensilien vor etwa sechs Monaten von meinem letzten Heimaturlaub mitgebracht habe, um bei meinen sonntäglichen Motorbootausflügen vor den Inseln schwimmen und unter Wasser Fische beobachten zu können - und ernte Hohngelächter aller Kommissionsmitglieder. Ich nehme eine Schwimmflosse vom Tisch und zeige ihnen, dass das Preisschild aus Deutschland noch darauf klebt und ergänze, dass ich noch keine Gelegenheit gehabt habe, diese Schwimmutensilien zu benutzen, da ich mein neues Motorboot erst einmal zu Wasser gelassen habe.

Sie geben mir zu verstehen, dass ich wohl erst in der Folterkammer die richtigen Worte finden würde, denn solche Beweisstücke sprächen für sich selbst.

Als nächsten Punkt bringen die Herren mein Testament zur Sprache. Ich sehe, dass der Umschlag geöffnet worden ist. Dieses Testament habe ich einige Jahre zuvor niedergeschrieben, und die darin vorgesehenen Erben sind mit prozentualen Anteilen meines Vermögens bedacht worden. Die Kommission fordert mich auf, eine genaue Vermögensaufstellung zu machen und behauptet, dass ich dieses Testament geschrieben hätte, weil ich ja als Spion sehr gefährlich gelebt hätte und damit rechnen musste, irgendwann mein Leben während meiner Spionagetätigkeit für die SS-Organisation der Bundesrepublik zu lassen. Als Beweis nennen sie mir die Namen von großen Spionen, die in den Vereinigten Staaten ihr Leben auf dem elektrischen Stuhl oder in der Gaskammer eingeübt haben. Einzelne Kommissionsmitglieder erwähnen in diesem Zusammenhang ihr Alter und behaupten, dass sie erst dann daran denken würden, ein Testament niederzuschreiben, wenn sie ein höheres Alter erreicht hätten. Außerdem hätte ich weder Frau noch Kinder. Die wichtigste Frage jedoch ist für die Kommission: "Wie hoch war Ihr Vermögen zum Zeitpunkt der Testamentsniederschrift?" Bei dieser Gelegenheit erinnere ich die Herren daran, dass mir seit Jahren keine Geldüberweisung nach Deutschland gewährt worden ist, ich jedoch laut Arbeitsgesetz dazu verpflichtet bin, einen gewissen Prozentsatz meines Gehalts in meine Heimat überweisen zu lassen. Hierauf antwortet keiner der Fragenden. Dann kommen sie auf meinen Lebensstil zu sprechen, und einer beschuldigt mich, dass ich ein Leben wie ein "Bourgeois", wie ein Kapitalist geführt hätte. Als Beweis dient ihm, dass die mit der Durchsuchung beauftragten Beamten in meiner Wohnung 144 Flaschen Champagner und drei Kisten schottischen Whisky gefunden haben. In meiner Bar standen über 60 angebrochene Flaschen verschiedener Spirituosen, Für einen einfachen Afrikaner ist eine Flasche Whisky schon ein Vermögen, denn unter 10 000 FG, etwa 220 D-Mark, ist sie auf dem Schwarzen

Markt nicht zu haben. Das offizielle Gehalt eines einfachen Angestellten beträgt ungefähr 12 000 FG pro Monat.

Ich antworte: "Ich gebe zu, dass dies eine große Menge Alkohol für die hiesigen Verhältnisse ist, doch berücksichtigen Sie bitte, dass ich meine Lebensmittel aus Europa beziehen muss. Damit die Frachtkosten nicht höher kommen als der Warenwert, habe ich Bestellungen für mindestens fünf Monate im voraus aufgegeben." Die Kommission geht, abgesehen von einzelnen, nicht weiter auf diese Angelegenheit ein. Die Verhörenden erklären jedoch, dass sie es nun leid sind, mit mir im Guten zu reden.

Eine letzte Chance will man mir noch einräumen. Wenn ich sie wahrnehme und Auskünfte erteile, sind die Fragenden bereit, über andere Anklagen, die gegen mich vorliegen, etwas großzügiger hinwegzusehen.

Einer der Herren zeigt mir einige von mir geschriebene Handzettel, auf denen ich Namen verschiedener guineischer Persönlichkeiten notiert habe. "Ich erinnere mich", erzähle ich der Kommission, "dass diese Herren in meinem Büro vorstellig geworden sind und mich gebeten haben, ihnen die Treber, den Malzrückstand, das Abfallprodukt bei der Bierherstellung, für ihre Schweinezucht zu überlassen." Bei diesen Erklärungen spielt die Kommission verrückt. Das passt überhaupt nicht in ihr Vorhaben. Für sie ist dieser Notizzettel der Beweis, dass ich eine Namensliste der von mir angeworbenen SS-Mitglieder aus der guineischen Bevölkerung aufgestellt habe. Von dieser Überzeugung lassen die Herren sich nicht abbringen.

Um weiterzukommen, gehen sie auf diesen Punkt jedoch nicht näher ein. Sie schwenken über zum Thema "Safe-Schlüssel" und verlangen, dass ich ihnen die Zahlenkombination zum Öffnen des Safes bekannt geben soll. Der Geldschrank enthält die gesamten Lohngehälter und außerdem Bargeld, um laufende Verpflichtungen bestreiten zu können, etwa einen Gesamtbetrag von drei Millionen guineischer Francs, das sind rund 44 000 D-Mark.

Ich nenne ihnen die Kombination und spüre förmlich, dass ich dieses Mal "etwas Zufriedenstellendes" ausgesagt habe, was einem Pluspunkt auf dem Konto meiner Anklage gegenüber vielen bereits erhaltenen Minuspunkten entspricht. Ich male mir aus, wie sie über das Geld herfallen und kann den Gedanken nicht unterdrücken, dass ihre unverhohlen gezeigte Freude mit der zu vergleichen ist, wie sie Aasgeier beim Anblick einer besonders ergiebigen Beute empfinden.

Ich glaube, den Moment ihres Wohlwollens nutzen zu können und bitte um etwas Wasser. "Aber selbstverständlich können Sie Wasser haben", ist die Antwort, "nur müssen Sie uns eine vollständige Erklärung abgeben." Vollkommen erschöpft erwidere ich, dass ich nicht mehr weiß als das, was ich der Kommission bis jetzt erklärt habe. Darauf reagiert Ismael Touré mit einem Wortschwall, der alle Anschuldigungen gegen mich in einem afrikanischen Juristenfranzösisch enthält, dessen Sinn ich nur erraten kann. Ich erkläre, dass ich nicht alles verstehe. Einer antwortet: "Das macht nichts!", und Ismael Touré setzt seine Anschuldigungen fort.

Seit ich hier im Lager Boiro gefoltert werde, habe ich Mühe, Reden aus einer gewissen Entfernung in ihrem vollen Wortlaut zu verstehen. Ich bitte daher, Minister Ismael Touré möge etwas lauter sprechen, damit ich in der Lage bin, alle Anschuldigungen, die gegen mich erhoben werden, voll zu erfassen. Doch meine Bitten werden gar nicht erst zur Kenntnis genommen.

Nun beteiligen sich andere Herren der Kommission am Verhör und erklären, einer nach dem anderen, dass Häftlinge gegen mich ausgesagt haben. Die Verhörenden spielen Tonbänder ab und lesen mir Geständnisse vor, die Aussagen gegen mich und gegen die Bundesrepublik Deutschland zum Inhalt haben. Einer der Herren steht auf und macht mir vor, wie ein Häftling gezittert hat, als er hörte, dass ich nicht ausgewiesen worden bin. Ich kann darauf nur antworten, dass ich am Vorabend Zeuge gewesen bin und am eigenen Leib erfahren habe, mit welchen Methoden

derartige Aussagen und falsche Geständnisse erpresst werden. Damit bringe ich alle gegen mich auf. Sie geraten in Wut, gestikulieren wild herum und drohen mir, dass ich wohl erst Vernunft annehme, wenn ich Bekanntschaft mit ihrer Handhobelmaschine gemacht habe. Einer erkundigt sich, ob ich so ein Ding schon einmal gesehen habe, und als ich "Nein" sage, versichert er: "Noch heute bekommst du Gelegenheit dazu." Eine Welle tiefer Furcht überkommt mich. Es ist mir bewusst, dass diese Herren vor keiner noch so grausamen Foltermethode zurückschrecken, wenn sie dadurch in den Besitz des für sie anscheinend so notwendigen "Geständnisses" gelangen.

Es ist schwierig, in Worte zu kleiden, in welchem Zustand ich mich befinde: Körperlich verdreckt und verschmutzt, unrasiert, vollkommen ausgetrocknet wie ein versiegter Brunnen, ein nach Nahrung schreiender Magen, gedemütigt durch verlogene Anklagen, dauernd in einem menschenunwürdigen Winkel eingesperrt, geschändet durch ausgestandene Folterungen, zermürbt durch nächtelange Verhöre. All diese Umstände schwächen meine Widerstandskraft zusehends, und damit ver falle ich genau in den Zustand, der es der Kommission erleichtern soll, das aus mir herauszuholen, was sie braucht. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann ich bereit bin, das zu bestätigen, was die Kommission bereits vorbereitet hat. An den Gesichtern der Kommissionsmitglieder kann ich ablesen, dass die Zeit für sie arbeitet. Sie können warten . . . Misserfolge scheinen sie nicht einzukalkulieren, es sei denn, der Tod macht ihnen einen Strich durch die Rechnung, bevor sie auf ihre Kosten kommen.

Der Wache wird der Befehl erteilt, mich in die Folterkammer zu bringen. Ich erblicke Leidensgefährten, die ich noch nicht kenne. Die einzigen mir bekannten Gesichter sind die der Folterknechte. "Ach, bist du schon wieder da?", werde ich empfangen. "Da wollen wir uns aber heute mal was Schönes mit dir ausdenken. Wenn du glaubst, es mangelt uns an Einfällen, dann hast du dich getäuscht. Wir haben immer wieder was Neues auf Lager, und

wenn du einmal ‚gesungen‘ hast, wird es dir leid tun, dass du nicht schon früher zur Einsicht gekommen bist, dann wäre dir manches erspart geblieben. Wie gesagt, du brauchst dich nur bemerkbar zu machen, und wir sind ganz Ohr."

In diesem Moment öffnet sich die Tür, einer der Wachhabenden der Kommission tritt ein und kündigt an: "Wenn er gesprochen hat, soll er sofort etwas zu essen bekommen. Gib ihm nicht irgendetwas, sondern einen heißen Kaffee mit viel Milch und Zucker, ein großes Beefsteak, aber mit wenig Öl, und ein ganzes Brot, damit er uns nicht krank wird. Aber wie gesagt, er bestimmt ja selbst den Zeitpunkt seiner Mahlzeit", und zu mir gerichtet: "Hast du das verstanden? Du siehst ja, dass wir es nur gut mit dir meinen, wir wollen ja gar nichts von dir." Nachdem der Sprecher den Raum verlassen hat, bindet einer der Soldaten mir wieder die Arme mit dem Kabel zusammen, indem er es genau in die Wunden vom Vorabend legt. Sie reißen wieder auf, und das Blut sickert an meinen Ellbogen herunter.

Mein Blick fällt auf die drei Mitgefolterten, und ich entdecke, dass die Folterknechte bei einem von ihnen für die Armfesseln Kupferdraht genommen haben, um die Marter noch grausamer zu machen. Seine Handgelenke sind mit einer Schnur zusammengebunden. Der Kupferdraht umschließt die Arme oberhalb der Ellbogen, wird am Rücken zusammengeführt und auf ein Stückchen Holz gewickelt, das langsam gerollt wird. Das Drehen dieser Holzspule bewirkt, dass der immer stärker angespannte Kupferdraht langsam tiefer in die Oberarme eindringt, Quetschwunden verursacht und gleichzeitig der Brustkorb so angespannt ist, dass er dem Zerreißen nahe scheint, während sich die Schulterblätter fast berühren. Diese Prozedur dauert Stunden, es wird langsam gedreht, als ob Millimeter für Millimeter von den Folterknechten "ausgekostet" würde. Währenddessen werden dem Opfer unaufhörlich dieselben Fragen gestellt, wobei sich die Lautstärke von "piano" bis "fortissimo" steigert.

Nun beschäftigen sich die Soldaten wieder mit mir. Ich werde gepackt und auf einen Stuhl gesetzt, damit ich Zuschauer aus nächster Nähe bin. Ich sehe, wie sie einen der drei Afrikaner mit einer Schnur fesseln, wobei seine Arme angewinkelt sind. Auch die Handgelenke werden zusammengebunden. Die Schnur läuft über die Oberarme und wird auf dem Rücken zusammengeknüpft. Mit dem lose baumelnden Ende des Bandes ziehen sie den Gefesselten über die mitten im Raum unterhalb der Decke angebrachten Eisenstange herauf. Sein körperlicher Zustand lässt erkennen, dass er in dieser Nacht schon manches erlitten hat. Sein Körper ist ebenso wie die der anderen in Schweiß gebadet. Ununterbrochen werden dem Hängenden Fragen nach den einzelnen Waffenlagern gestellt.

Mir ist nicht bekannt, ob es diese angeblichen deutschen Waffenlager gegeben hat, und ich meine, dass es sich um eine Phantasievorstellung der Kommission und ihrer Hintermänner handelt. Nachdem sie diese Angstvorstellung aber einmal aufgegriffen haben, will niemand mehr einen Rückzieher machen, um nicht sein Gesicht zu verlieren. Ihre Devise ist: Um jeden Preis e i n e n als Schuldigen abzustempeln.

Ich beobachte, dass der an der Eisenstange hängende Afrikaner in dieser Nacht fast am Ende seiner Kräfte zu sein scheint. Doch für die Folterknechte ist es noch nicht genug. Einer der Soldaten geht auf ihn zu und sagt: "Die Kommission hat dem mit der Schneehaut" - dabei zeigt er auf mich - "versprochen, dass er das Handhobeln einmal kennenlernt, und das wollen wir ihm an dir zeigen. Nicht dass du denkst, wir sind Unmenschen, du weißt ja, wir machen sofort Pause, wenn du sprichst!"

Ich sehe, dass die "Hobelmaschine" aus einem einfachen Rasierapparat besteht, an dem die untere Sicherheitslamelle fehlt. Zwei Soldaten ergreifen eine Hand des Häftlings, drücken sie auf einen Hocker und fahren dem Afrikaner mit der Rasierklinge über die Handoberflächen. Auf diese Weise schälen sie ihm die

Haut in lauter kleinen Stückchen ab. Dann ziehen sie den Apparat längsseitig über die Oberflächen der Finger, so dass tiefe Schnittwunden entstehen.

Neben meinem Stuhl warten andere Soldaten, die genau aufpassen, dass ich meinen Kopf nicht zur Seite wende, sondern Zeuge dieses unmenschlichen Dramas sein muss, das mir innerlich unbeschreibbare Qualen verursacht. Blut tropft, und die Hand sieht aus wie ein Stück rohes Fleisch: Der Afrikaner stöhnt. Mein Blick fällt auf den Boden, und angesichts der sich vergrößernden Blutlache muss ich an ein Schlachthaus denken. Der Soldat, der sich mit dem Afrikaner beschäftigt, fordert ihn auf: "Na, Junge, wie wär's denn, wenn du jetzt mal etwas erzählen würdest? Wir sind noch nicht fertig mit dir, wir haben noch wunderschöne ‚Medikamente‘, die deinen Wunden guttun." Dann prasseln wieder dieselben Fragen auf ihn herab. Der Gequälte beteuert immer wieder, dass es sich bei seiner Festnahme um einen Irrtum handeln muss.

Der Mann trägt einen leicht ergrauten Bart. Ich schätze den Gefolterten auf über 50 Jahre. Er zeigt Ausstrahlungskraft, die ihm in seinem Leben bestimmt den Rang einer Respektperson einbringt. Er erzählt, dass er Chef eines Parteikomitees ist, das er seit vielen Jahren führt. Vor einem halben Jahr sei er vom Präsidenten selbst für seine aufopfernde Tätigkeit für die Revolution des guineischen Volkes gelobt worden. Außerdem sei er seit vielen Jahren Besitzer der "Medaille du Travail", eines Arbeitsordens, vom Präsidenten am 1. Mai, dem Tag der Arbeit, verliehen. Doch voller Enttäuschung erklärt der nun Gequälte, wie erschüttert er ist, dass man ihm jetzt als Dank für seine Arbeit solche Folterungen zuteil werden lässt. Seine Stimme steigert sich, und er betont, dass das Bewusstsein des Vertrauensbruchs ihm gegenüber – ausgehend von dem Regime, an das er geglaubt und für das er gelebt hat – ihn weitaus tiefer schmerzt als diese Folter. In seiner Stimme liegt eine mit Worten nicht auszudrückende Bitterkeit, und seine Gesichtszüge spiegeln

eine tiefe Verachtung wider für diejenigen, die sich zum Foltern hergeben.

Einer der ranghöheren Soldaten belehrt ihn: "Diesen Quatsch wollen wir nicht von dir hören. Wir wissen, wer du bist. Von welchem Geld hast du deine Villa gebaut? Doch nur von dem, das man dir für deine Spionagetätigkeit im Auftrag der kapitalistischen Länder zugeschoben hat. Wer sind deine Geldgeber? Franzosen oder Deutsche? Seit wann bist du in der SS? Welche Aufgaben hattest du zu erfüllen? Wir haben eindeutige Beweise, uns kannst du nichts vormachen. Wenn du uns für Idioten hältst, dann können wir mit dir auch mal Idiot spielen. Aber wir geben dir noch etwas Zeit zum Überlegen und knöpfen uns inzwischen mal deinen Komplizen vor.“ Der Sprecher wendet sich an einen einfachen Soldaten: „Nimm dir das Bürschchen dort mal vor!“ und zeigt dabei auf einen Afrikaner von etwa 25 Jahren. Der Gefangene zittert vor Angst. Mir ergeht es nicht besser. Da wir Zeugen unmenschlicher Quälereien geworden sind, wissen wir, was auf uns zukommt.

Der junge Mann gerät in eine Panikstimmung, weshalb ihn die Wächter festbinden. Die professionellen Peiniger haben gute Vorarbeit geleistet, und bei diesem Verängstigten spüren sie, dass sie bald am Ziel sind. Das Zuschauen beim „Handhobeln“ und der Gedanke, dass ihm dasselbe bevorsteht, haben diesen Hilfslosen vollkommen durcheinander gebracht. Er beteuert, an keiner Verschwörung beteiligt gewesen zu sein, doch auf die Frage, woher die 500 Dollar sind, die man in seiner Wohnung gefunden hat, antwortet er, dass er das Geld auf dem Schwarzen Markt eingewechselt hat und gibt auch den Namen des Händlers an. Er gesteht an, dass dieser den fünffachen Gegenwert des offiziellen Wechselkurses dafür bezahlen hat. „Auch wenigstens etwas“ ruft einer der Wächter. „Siehst du, jetzt geht's ihm schon etwas besser. Hol ihm mal ein bisschen Wasser. Bind ihn los.“ Der andere mit Kupferdraht Gefesselte hat diese Szene aufmerksam verfolgt und schreit den Jungen an: „Mensch, halt

die Presse. Glaubst du in Ernst, dass du jetzt Ruhe bekommst? Jetzt werden sie erst richtig anfangen!“ Die Wächter schauen sich verdutzt an, und einer brüllt: „Das ist mir noch nie passiert. Habt ihr das gehört?“ In den nächsten halben Stunde schlagen sie auf den Mutigen, der seinen Mitgefangenen warnen wollte, pausenlos ein, bis er bewusstlos zusammenbricht. Dann wird er abtransportiert.

Der Schwachgewordene hat wahrscheinlich schon bereut, aus panischer Angst vor Folterungen Vergehen zugestanden zu haben. Anscheinend hat er die Warnung des dafür Zusammengeschlagenen und will sich nun nicht mehr so genau erinnern. Doch die Wächter lassen nicht locker und stellen Frage um Frage: „Wie oft hast du Geld getauscht? Was hast du mit dem Geld gemacht? Welche Dienste musstest du dafür leisten? Welcher Unterlagen musstest du dafür zur Verfügung stellen? Woher hattest du so viele guineische Francs? Dein Gehalt beträgt doch monatlich 10 000 FG (etwa 150 DM). Seit wann hast du deinen Volkswagen? Von wem hast du ihn gekauft?“

Der Gefangene antwortet ihnen, ohne auf Einzelheiten einzugehen.

Wie ich später erfahre, handelt es sich bei dem Verkäufer der Devisen um einen Europäer, der sich zu diesem Zeitpunkt bereits im Gefängnis befindet.

Die Wächter ermahnen den jungen Mann nochmals, seine Antworten gut zu überlegen. Dann wird ihm als Lohn ein Becher Wasser gereicht, den er gierig hinunterstürzt. Er bittet um mehr Wasser, doch die Soldaten belehren ihn: „Wenn du mehr trinkst, wirst du krank. Du bekommst später noch Wasser. Du hast gute Arbeit geleistet, wenn es auch nicht ausreicht, was du uns erzählt hast. Wir sehen aber, dass du einen guten Willen hast und dass du uns weiterhelfen willst.“

Dann wenden sie sich wieder dem Älteren zu, der zuvor mit der Hobelmaschine bearbeitet worden ist: "Na, hast du es dir jetzt

überlegt?" Als dieser stumm bleibt, wird der Ton des Fragenden drohend: "Wir werden dir mal etwas Feuer unter den Arsch machen, damit du dich besser besinnen kannst!" Dann holt er eine kleine Tüte mit Pimentschoten hervor, ein brennendscharfes Gewürz, das die Afrikaner zu allen Speisen verwenden, und zerreibt diese Schoten mit einem flachen Stein auf dem Tisch, bis ein grobkörniges Mehl entstanden ist. Dann nimmt er eine Prise davon und streut sie in die offenen Schnittwunden der Hände des Mannes, der immer noch an der Eisenstange hängt. Heftiges Brennen in den Wunden lässt den Gequälten laut aufstöhnen. Hin und her zerrt er, da sein Körper einen Fluchtweg aus diesen furchtbaren Qualen sucht. Doch über die Lippen des Gefolterten kommt kein Wort. Der Wächter versichert ihm: "Wie du siehst, habe ich noch viel Piment. Das habe ich alles für dich aufgespart, hab' nur keine Angst, dass du nicht genug davon bekommst", und zu mir gerichtet: "Ich hoffe, dass du kapiertest, was du zu tun hast. Sollen wir dich jetzt in deine Zelle zurückbringen, damit du dein Geständnis unterschreiben kannst?" Ich gebe keine Antwort, denn ich kenne seine Wut, wenn ich meine Unschuld aufs neue beteuere.

Kurz entschlossen wird der Befehl erteilt: "Anbinden!" Man merkt ihnen die Routine an, mit der sie mich an der Eisenstange heraufziehen, bis meine Zehen nur noch knapp den Boden berühren. Dann verlassen die herumstehenden Wächter den Raum, allerdings teilen sie uns vorher noch mit: "Na, nun lassen wir sie mal in Ruhe nachdenken. Wenn es hier nicht klappt, dann bringen wir sie in den Präsidentenpalast, genauso wie den anderen Deutschen. Wenn diese Burschen die dortigen Methoden lebendig überstehen, dann wären sie die ersten." Ein anderer dreht sich noch einmal um und meint: "Ach, was ich noch sagen wollte, der eine, den wir gestern verhört haben, ist später vor der Kommission tot vom Schemel gefallen. Er hat vorher noch mit dem Minister eine Zigarre geraucht, aber die scheint ihm nicht bekommen zu sein." Durch diese "Neuigkeit" angeregt, fügt ein

anderer Wächter hinzu: "Übrigens haben wir n o c h einen Kunden verloren, und zwar den großen Dicken mit der schweren Brille, der ohne diese kaum etwas sehen konnte, der ist gestern im Krankenhaus gestorben. Den hatten wir doch nur zwei Tage hier, der muss wohl vorher schon krank gewesen sein."

Nach diesen Gesprächen schließt sich die Tür, und wir sind allein mit einem Wächter im Raum. Wir haben keine Zweifel, dass das Hauptziel dieser Unterhaltungen darin besteht, uns Todesängste einzujagen, doch sind wir uns auch bewusst, dass diese Berichte nicht aus der Luft gegriffen sind und dass nicht wenige der Opfer die Torturen mit dem Leben bezahlen müssen.

Es vergeht eine endlose Zeit. Der Afrikaner neben mir hängt genau so kraftlos da wie ich. Mit stummen Blicken versuchen wir, uns gegenseitig Mut zuzusprechen. Der jüngere Afrikaner sitzt auf einem Stuhl. Durch seine wenigen Aussagen hat er seine Situation für sich verbessern können. Seine Fesseln sind ihm etwas gelockert worden. Wir harren der Dinge, die noch kommen sollen. Der Wächter qualmt eine Zigarette nach der anderen und knabbert zwischendurch Erdnüsschen. Doch in dieser Nacht sind die Folterknechte wohl am Ende ihres Programms, denn es geschieht nichts mehr.

Es ist schon gegen Morgen, als die Wächter unsere Handfesseln abnehmen und die Fußfesseln von uns Aufgehängten durchschneiden, so dass wir wie Säcke auf den Boden plumpsen. Notdürftig mit einem Lendenschurz versehen, werden wir in einen Jeep geladen, der uns ins Lager zurückbringt. Unterwegs dürfen wir kein Wort miteinander sprechen, doch der ältere Gefangene schimpft laut vor sich hin und beruhigt sich auch nicht, als wir von den Wächtern im Lager in Empfang genommen und in unsere Einzelzellen geschleift werden. Durch die tiefe Stille, die zu dieser Zeit noch über dem Gefängnis und seiner Umgebung liegt, sind die Proteste weithin zu hören. Die Wächter im Jeep wie auch die im Lager nehmen keine Notiz von diesen Ausbrüchen, sondern lassen seinen Reden freien Lauf.

Anscheinend riskieren sie zu diesem Zeitpunkt nicht, dafür von ihren Vorgesetzten getadelt oder bestraft zu werden, oder sie sollen vielleicht den Mann aushorchen.

In meiner Zelle angekommen, falle ich kraftlos auf den Boden und bleibe liegen. Erst am späten Nachmittag wird die Tür geöffnet, und vor mir stehen wiederum zwei Männer mit Schreibzeug. Sie bitten um meine Personalien und notieren alle Angaben. Dabei interessieren sie sich für jede Einzelheit bis hin zum Namen meiner Großeltern. Ich bitte diese Sekretäre der Kommission um etwas Wasser. Doch das verweigern sie mir auch an diesem achten Tage meiner Gefangennahme.

Während ich mit den Männern spreche, ist draußen ein Riesenlärm zu hören, verursacht durch viele Wächter, die aufgeregt in ihren Landessprachen debattieren. Ich verstehe diese Sprachen nicht und schaue durch die offenstehende Tür, um festzustellen, was geschehen ist. Ein Sanitärer eilt auf die gegenüberliegende Zelle zu. Die beiden Sekretäre, die sich gerade noch mit mir beschäftigt haben, gehen ebenfalls hinüber, dorthin, wo der Lärm herkommt. Ich vergewissere mich, dass aller Leute Aufmerksamkeit auf die Nachbarzelle gerichtet ist und verlasse meine Behausung. Ich setze mich auf ein etwa einen Meter entferntes kleines Podest und nutze den Augenblick der frischen Luft. Das Lendentuch vom Morgen habe ich noch umgebunden. Doch zu diesem Zeitpunkt ist es mir schon gleichgültig geworden, ob ich nackt bin oder nicht. Die Äußerung des Schamgefühls hat an Bedeutung verloren, denn die Torturen der Folterknechte haben mir gezeigt, dass es hier nur noch ums nackte Überleben im wahrsten Sinne des Wortes geht. In vollen Zügen genieße ich jeden Atemzug dieser frischen Luft und den leichten Windzug, der meinem schweißgebadeten Körper etwas Kühlung verschafft.

Ich sitze eine lange Zeit da und wundere mich, dass sich niemand um mich kümmert. Ich überlege, was mir passieren kann, wenn ich länger hier draußen sitzen bleibe. Eigentlich nichts

Schlimmeres als das, was ich bis jetzt durchgemacht habe. Mitten in diesen Gedanken höre ich mehrere Autos vorfahren, das Gefängnistor wird geöffnet und wieder verschlossen, Wächter schlagen die Hacken zusammen, und bald schon kann ich sehen, wer die Ursache zu ihrer Respektshaltung ist. Innenminister Guichard eilt auf die gegenüberliegende offene Zelle zu, und wieder werden erregte Debatten laut. Mein Nachbar aus dem neben mir liegenden Raum flüstert mir durch seinen Türschlitz am Boden zu: "Abdallah Nehme wollte Schluss machen. Er hat die Birne aus der Fassung geschraubt, zusammengeschlagen und versucht, sich mit einer Scherbe die Pulsadern zu öffnen. Einer der Wächter erwischte ihn aber bei einer kurz darauf erfolgten Routinekontrolle und schlug Alarm." "Woher weißt du das denn?" Er gibt zurück: "Ich bin Libanese, aber hier geboren und spreche Peulh, Malinké und Soussou, die drei guineischen Hauptsprachen." Da ich den Vorzug habe, dem Vorfall zuschauen zu können, berichte ich ihm, was sich auf dem Hof weiter abspielt.

Als Minister Guichard seinen Rückweg antritt, bleibt er vor mir stehen und erklärt:

"Sie haben noch eine letzte Chance. Sie können bis heute abends noch reden. Wenn der Kommission allerdings bis dahin kein schriftliches Geständnis vorliegt, werden Sie Methoden kennenlernen, die Sie sich selbst bei reger Phantasie nicht ausmalen können." Ich erwidere darauf laut und mit aller Kraft und habe das Gefühl, dass meine Stimme über den ganzen Gefängnishof hallt: "Ich kann nicht m e h r als die Wahrheit sagen, und das habe ich bereits getan!" Mein Übermut wird sofort von einem diensttuenden Wächter, der neben dem Minister steht, geahndet, indem er mir mit dem Kolben seines Gewehres einen Hieb in die Seite versetzt. Seiner wichtigtuenden Miene kann ich entnehmen, dass ihm daran gelegen ist, vor seinem Minister gut dazustehen.

Bei diesem kurzen Gespräch mit dem Innenminister kann ich ein Gefühl der Feindseligkeit diesem Manne gegenüber nicht unterdrücken. Ich denke daran, dass er es gewesen ist, der mich vor acht Tagen aus meiner Wohnung geholt hat, und bin sicher, dass er einer der Anstifter gewesen ist, die meine Festnahme befürwortet haben. Mir ist bekannt, dass er genau am Tag meiner Verhaftung Innenminister geworden ist. So kann ich fast mit Sicherheit annehmen, dass ich sein "erster großer Fisch" bin, und natürlich kann er es sich nicht leisten, dass ich mich später als "Blindgänger" entpuppe. Ich bin sicher, dass er meinem Fall seine ganze Einsatzkraft und Energie schenken wird. Guichard steht am Anfang seiner Karriere, und da ist es besonders wichtig, anderen Ministern zu beweisen, welch "gefährlichen Spion" er mit meiner Festnahme unschädlich gemacht hat. Abschließend erinnert der Minister mich nochmals daran, die Zeit bis zum Abend zu nutzen und entfernt sich.

Meine Zeit in frischer Luft ist damit auch abgelaufen, denn die Wächter gehen wieder zu ihren gewohnten Tätigkeiten über, und einer jagt mich unter Schimpf-worten in meine Höhle zurück. Kurz danach höre ich, wie eine Zellentür nach der anderen geöffnet und nach einer Weile wieder geschlossen wird. Angespannt lausche ich, die Schritte kommen auch auf meine Zelle zu. Zwei Wächter treten ein. Einer setzt sich auf die Schultern des anderen, um so die Wandbirne herauszuschrauben. "Das hat uns der Selbstmordkandidat eingebrockt", denke ich. Das ist eine zusätzliche Verschlechterung, denn da es in meinem "Loch" immer halbdunkel ist, kann ich jetzt noch nicht einmal mehr erkennen, wie mein Körper nach all den Folterungen aussieht. Sonst abends, wenn das Licht brennt, kann ich wenigstens meine offenen Wunden betrachten und darauf achten, dass sich das Ungezeifer nicht gerade in diese Wunden setzt.

Durch Türschlitz hindurch versuche ich nochmals Kontakt mit einem Nachbarn aufzunehmen und kann erfahren, dass noch ein anderer Selbstmordversuch unternommen worden ist, von einem

Rauschgiftsüchtigen. Sicherlich ist der plötzliche vollständige Entzug des „Stoffes,, für seinen Körper eine schlimme Qual, und er meint, keinen anderen Ausweg mehr zu sehen als den Tod.

Wie ich später erfahre, hat Nehme, der erste Selbstmordkandidat, seine Hauptschlagader noch nicht aufgeschnitten, weil er durch den Kontrollgang des Wächters gestört worden ist. So wird er von dem Sanitäter nur mit einem Verband versorgt und natürlich von den Wächtern verschärft kontrolliert. Der Grund für seine Verzweiflungsakt ist eine Namenliste gewesen, mit der er Unschuldige an den Galgen liefern soll.

Auch diese Nacht schleppen die Büttel wieder zum Verhör. Vor der Kommission wird mir ein ganzes Bündel maschinengeschriebener DIN-A-4-Seiten vorgelegt. Ich begreife, dass dies mein „Geständnis“ sein soll, das alle Anschuldigungen enthält, die bisher mündlich vorgetragen worden sind. Als neuen Punkt lesen sie mir aus diesen Blättern vor, dass einer der Gefangenen gestanden habe, hohe Bestechungsgelder von meiner Firma erhalten zu haben, und zwar durch meinen Generaldirektor Jean Meuret. Er hat seinen Sitz in der Stammfirma der Brauereibetriebe in Dakar und macht alle drei bis sechs Monate einen Besuch in Canakry. Ich entgegne den Herren, dass ich zum erstenmal von Bestechung höre und draus nichts zu sagen weiß. Daraufhin wird mir ein Beleg gezeigt, den ich selbst geschrieben habe. Aus ihm geht hervor, dass ich einem Angestellten des Arbeitsamtes, Amadou Bah, einen Betrag von 30 000 FG (etwa 450 DM) für die Reparatur seines Autos geliehen habe. Diese Quittung ist schon über acht Monate alt, und ich bestätige den Herren, dass der Angestellte das Geld bisher noch nicht zurückgezahlt hat, weil er nicht dazu in der Lage gewesen ist. Die Kommissionsmitglieder bestehen jedoch darauf, dass es sich herbei um eine Bestechungsaffäre handelt und fordern mich auf, ihnen zu erklären, welche Dienste der Empfänger dieses Geldes in der „SS-Organisation“ leisten muss. Da ich auf dieses Lügengespinst nichts zu sagen weiß, beginne ich, das mir

vorgelegte „Geständnis“ zu lesen. Bereits auf der ersten Saute entdeckte ich Namen von mehreren Männern, die mir vollkommen unbekannt sind, angeblich Mitglieder einer von deutschen Hintermännern – mit Sitz in der Bundesregierung – aufgezogenen „SS-Organisation“. Ferner werde ich beschuldigt, von der Firma Werner über Peter Wieland von ihrem Chef Dr. Meyer Millionen von Dollar zur Unterstützung der Organisation erhalten zu haben. Ich schiebe das Papier mit der Bemerkung zurück, dass ich solche unwahren Sachen nicht unterschreiben kann.

Die Herren Minister warnen, dass ich meine Haltung noch bereuen werde und es selbst verschuldet habe, wenn mir das, was ich bisher noch nicht kennengelernt habe, nun nicht mehr erspart bleibe. Aus diesem Grund würden mich heute alle Kommissionsmitglieder einmal in die Folterkammer begleiten. Sie versichern mit noch, dass sie bis jetzt auf meine weiße Haut Rücksicht genommen haben, was aber jetzt ein Ende haben soll.

Ich glaube, meinen Augen nicht zu trauen, als alle aufstehen und Anstalten machen, diese Ankündigung in die Tat umzusetzen. Mein linkes Bein ist lahm, meine Hände kann ich nicht mehr bewegen, auch meine Unterarme sind ganz gefühllos. Die eitrigen Wunden an den Oberarmen und an den Beinen schmerzen. Mein Körper ist vollkommen kraftlos von all den Entbehrungen, und das mörderische Klima von Conakry macht alles noch unerträglicher.

Drei Wächter schleppen mich vorneweg, und die Minister folgen in einem kurzen Abstand wie bei einer Prozession, ihre halblauten Unterhaltungen lassen jedoch nicht anmerken, dass sie sich auf dem Weg zu einer höllischen Stätte befinden.

In der Folterkammer hängt bereits ein Afrikaner an der Eisenstange. Ich schaue ihn an, doch er ist mir nicht bekannt. Zwei andere hocken in der Ecke, ihre Arme sind mit Kupferdraht gefesselt. Ich werde wieder der gleichen Prozedur wie an den Abenden zuvor unterzogen, indem man mir das Elektrokabel um

die Oberarme schlingt. Das Anlegen des Kabels ist jeden Tag schmerzhafter, da die Wunden tief und vereitert sind. Die Minister nehmen auf dem Tisch und den Stühlen im selben Raum wie ihre Opfer Platz und beginnen sofort mit dem Verhör, das ich schon so viele Male habe über mich ergehen lassen müssen.

Einer der Wächter erkundigt sich hin und wieder bei dem an der Eisenstange Hängenden, ob er jetzt bald sprechen wolle. Auf sein Schweigen erhält er derbe Schläge auf alle Körperteile.

Ohne Übergang fordert eines der Kommissionsmitglieder einen Wächter auf, mir doch einmal vorzuführen, wie ein Fingernagel aussieht. Mir graut allein bei dem Gedanken, dass er damit das unmenschliche Schauspiel ankündigt, einen Fingernagel bei vollem Bewusstsein zu entfernen. Ein Schauer läuft mir über den Rücken, als ich sehe, dass der Aufgeforderte tatsächlich nach einer bereitliegenden Zange langt und dem an der Eisenstange Hängenden im Zeitlupentempo den Fingernagel des rechten Zeigefingers herunterzieht. Ich versuche, nicht mehr hinzuschauen, denn das Gesicht des Afrikaners hat sich zu einer furchterregenden Maske verzerrt, die vor Angst grau wird.

Heute noch sucht mich dieses unheimliche Erlebnis in Alpträumen heim, wobei mir das Gesicht dieses Ärmsten, bis aufs Scheußlichste entstellt, immer vor Augen steht. Er war sehr tapfer, doch die tierischen Schreie, die er in seinem ohnmächtigen Schmerz und in seiner furchtbaren Not von sich gibt, erschüttern mich bis ins Innerste. Später sollte ich selbst dieser Marter unterworfen werden.

Die zuschauenden Minister und Wächter lachen, und der Ausführende hält mir voller Stolz mit der Zange den ausgerissenen Nagel als Trophäe vors Gesicht. Als ich mich abwenden will, werde ich an den Haaren gepackt. Sie machen sich lustig darüber, dass ich bei dieser Brutalität Ekel empfinde, woran mein Gesichtsausdruck keinen Zweifel lässt.

Die Folterknechte sind in dieser Nacht besonders eifrig, denn immerhin haben sie die Herren Minister zu Gast, und da will sich keiner der Wächter und Soldaten eine Blöße geben.

Nun ist die Reihe wieder an mir. Zwei der Schergen packen mich und legen mich über einen Stuhl, der mit der Rückenlehne auf dem Boden liegt. Die Vorderkante der Sitzfläche des Stuhles ist die einzige Auflage, auf die ich mit dem Rücken gelegt werde, und zwar so, dass ich die Kante unterhalb der Taille spüre. Dann drücken die Wächter meine Beine nach unten, ebenso meinen Oberkörper, so dass ich das Gefühl habe, sie wollen mir die Wirbelsäule brechen. Sie wippen mit meinem Körper auf und ab, während ein dritter an den Armfesseln zieht, damit ich diese Schmerzen immer neu zu spüren bekomme. Einer der Minister kann es sich nicht verwehren, mich seine Wut noch durch Fußtritte spüren zu lassen. Auch während dieser Quälerei hören sie nicht auf, Fragen um Fragen zu stellen. Jedes Mal, wenn ich ihnen eine Antwort schuldig bleibe oder unbefriedigend antworte, verstärken sie ihre Foltertätigkeit, wobei sie sich gegenseitig abwechseln.

Nachdem auch diese Foltermethode mit dem Stuhl nicht den gewünschten Erfolg hat, gibt Ismael Touré den Befehl: "Legt ihn flach mit dem Gesicht auf den Boden!" Dann wirft er einem Wächter seine brennende Zigarette zu und fordert ihn auf:

"Drück sie ihm im Arsch aus!" Der Wächter zögert, Ismael Touré bemerkt es und wiederholt seinen Befehl. Der Ton seiner Stimme wird barscher, und dem Untergebenen bleibt nichts anderes übrig, als diesem Befehl Folge zu leisten, wenn er nicht selbst gefoltert werden will. Doch irgendwo muss dieser Wächter noch ein Mensch gewesen sein, denn er versteht es, die brennende Zigarette an meinem Körper und~ nicht im After auszudrücken. Er bewahrt mich vor schweren inneren Verbrennungen mit lebenslangen Folgen. Obwohl er versucht, diesen Befehl in gemilderter Form auszuführen, verursacht mir die Brandwunde am Gesäß unsagbare Schmerzen. Verschiedene der Minister

wollen ihrem Chef nicht nachstehen und stellen ebenfalls ihre brennenden Zigaretten zur Verfügung. Dem Wächter bleibt keine andere Wahl, auch diese Befehle auszuführen.

Ich leide unter den Schmerzen der Brandwunden, aber ich habe ihnen nicht die Genugtuung gegeben, dass sie durch diese brutale Methode zu dem Ergebnis kommen, das sie um jeden Preis erzielen wollen.

Dann sehe ich, wie zwei andere Wächter einen rechteckigen, hellgrün gestrichenen Apparat in den Raum schleppen und auf dem Tisch abstellen. Der Kasten ist mit verschiedenen Kontrolllampen, Druckknöpfen und mit einer Zeitschaltuhr versehen, die eine Skala bis zu vier Minuten führt. Ein Ampère- und ein Voltmeter, letzteres mit Einstellmöglichkeiten von 6 - 12 - 24 - 48 Volt, machen mir klar, dass ich auch in dieser Nacht wieder elektrisch behandelt werden soll. Dieses Mal begnügen sie sich nicht mit dem Handapparat, der "nur" sechs Volt schafft.

Ich bemerke ihren Stolz über dieses technische Wunderwerk. Sie nehmen sich viel Zeit, mir diesen Apparat in allen Einzelheiten zu erklären. Das Kabel wird in die Steckdose geführt, die Kontrolllampen leuchten auf, kein Zweifel also, dass dieser Apparat wirklich funktioniert. Ich versuche, meine Gedanken zu beruhigen, aber ich kann eine furchtbare Angst vor diesem elektrischen Apparat nicht unterdrücken. Um mich abzulenken, sehe ich dem Treiben der Wächter zu. Einer beginnt, fünf mal acht Zentimeter große Metallplättchen, die einen Isoliergriff an der Seite haben, mit Watte und Mull zu umwickeln. Dann taucht er sie ins Wasser. Diese nassen Elektroden werden mir an die Schläfen gehalten. Einer schaltet den Apparat an, und ich spüre den ersten Stromstoß in meinem Kopf. Ich bin mitten in einem wahnsinnigen Feuerwerk. Wie harmlos sind dagegen die Ohrklemmen und der handbetriebene Dynamo gewesen. Ich sehe nur noch "Sterne", und es ist mir unmöglich, irgendeinen Gedanken zu fassen. Auch meine Umgebung kann ich nicht mehr wahrnehmen. Ich habe das Gefühl, als ob ich in dieser Nacht den

Verstand verlieren würde. Ich schreie aus Leibeskräften. Die Wärter beeilen sich, meine Schreie zu unterbinden, indem sie mir einen aus Watte und Mull angefertigten Knebel in den Mund stecken wollen. Ich wehre mich, so gut ich kann und beiße meine Zähne aufeinander, so dass die Soldaten nach einer Weile aufgeben müssen. Meine Angst, dass ich an diesem Watteknebel ersticken kann, hat mir soviel Kraft verliehen, dass ich trotz meines geschwächten körperlichen Zustandes Sieger bleibe. Ich weiß nicht, wie lange diese Stromstöße an den Schläfen andauern. Irgendwann wird mir eine Pause gegönnt, und die Wächter wenden sich den anderen Gefangenen zu.

Sie gehen auf den neben mir Hängenden zu und bringen ihm mit einer Rasierklinge tiefe Schnittwunden im Gesäß bei. Diese Wunden bestreuen sie mit Pimentpuder, um so die Qualen noch zu erhöhen. Der Mann neben mir hängt da wie ein lebender Leichnam, nur sein leises Stöhnen und Wimmern verrät, dass noch Leben in ihm ist. Der Boden der Folterkammer färbt sich durch das Blut der Opfer rot, und ich denke:

"Warum müsst ihr euch als Menschenschlächter hergeben, wenn ihr doch auf dem Wege des Fortschritts in die Zivilisation den kapitalistischen Ländern das Beispiel eines sozialistischen Regimes geben wollt?"

Obwohl der Raum voller Moskitos ist, angezogen durch die reichliche Beute, die das Blut auf dem Boden und unsere nackten Körper bieten, macht keiner der Wächter Anstalten, den Raum von den Blutspuren zu reinigen. Später wird mir klar, dass auch das seinen bestimmten Grund hat, nämlich alle Neuankömmlinge durch diese Blutlachen bereits einzuschüchtern und keinen Zweifel darüber zu lassen, was hier auf sie zukommt, sofern sie sich nicht rechtzeitig zu Geständnissen bereiterklären.

Die Fragen von allen Seiten nehmen kein Ende. Nach einer kurzen Pause und auf mein Schweigen hin werde ich wieder an den Strom angeschlossen, wobei sie abwechselnd die verschiedenen Körperteile behandeln: Hoden, After, Lippen,

Nase (in der eine Klemme wie ein Nasenring befestigt wird). Ich höre einen Wächter sagen:

"Na, gib ihm jetzt mal zwölf Volt für vier Minuten. Wir sind ja nicht kleinlich." Nachdem die eingestellte Zeit abgelaufen ist und die Wächter befürchten, dass ich weitere Stromstöße körperlich nicht verkraften werde, lassen sie mich in Ruhe. Ich sehe, wie sie meinen Nachbarn den gleichen Qualen aussetzen. Einer der Minister will die Zeit zu einem Gespräch mit mir nutzen, doch er muss einsehen, dass ich nach den elektrischen Behandlungen vollkommen fertig bin und keine Äußerung mehr von mir geben kann. Wütend über meine teilnahmslose Haltung, bearbeitet er mich mit Fausthieben am Kopf, so dass dieser von einer Seite zur anderen schlägt.

Es ist mir bekannt, dass der menschliche Körper Stromstöße bis 48 Volt ertragen kann, ohne dass dies Lebensgefahr bedeutet. Ich erfahre jedoch erst am Abend, wie grausam 48 Volt tatsächlich sind, wenn man sie an den verschiedenen empfindlichen Stellen des eigenen Leibes erfährt. Diese Qualen kann nur der ermessen, der sie selbst erlebt hat. Ich habe das Gefühl, mein Körper wird irgendwann bei dieser elektrischen Tortur versagen und kein Lebenszeichen mehr von sich geben. Die nächtelangen Misshandlungen und Folterungen, die Kraftlosigkeit aufgrund des Wasser- und Nahrungsentzuges seit meiner Inhaftierung vor acht Tagen rauben mir in dieser Nacht jegliche Hoffnung, hier lebend herauszukommen. Ich bin auf einem Tiefpunkt angelangt, bei dem ich das Gefühl habe, ihn nicht mehr überwinden zu können. Nach weiteren Strombehandlungen während dieser Nacht falle ich schließlich in eine tiefe Ohnmacht, die mir Erlösung von unerträglichen Qualen bringt.

Erst am nächsten Morgen komme ich in meiner Zelle wieder zu mir. Den ganzen Tag über werde ich mit allen möglichen ausgeklügelten Methoden bearbeitet, die verlockendsten Angebote werden eröffnet unter der Bedingung, dass ich mein "Geständnis" unterschreibe.

Bei Einbruch der Dunkelheit wird meine Zelle geöffnet, und etwas Unfassbares geschieht: ein Wächter stellt einen guten halben Liter heißen Quinqueliba-Tee vor mich hin, den die Afrikaner auch als Medikament bei Malaria-Erkrankungen verwenden. Endlich darf ich etwas trinken.

Der Tee dampft in einem großen, einen Liter fassenden emaillierten Blechgefäß -made in China. Ich will den Becher mit beiden Händen umfassen, doch sie sind nur noch eine einzige Wunde, die Haut stellenweise abrasiert, einige Fingernägel abgezogen, alles taub und verkrampft, schwach, ohne jedes Gefühl, und die Hände versagen mir ihren Dienst. Ich habe Angst, von diesem köstlichen Nass etwas zu verschütten und poche und stoße an die Tür. Ich bitte, mir zu helfen, weil ich nicht mehr in der Lage bin, allein zu trinken. Ein Wächter erbarmt sich und hält den Becher, so dass ich Schluck für Schluck leeren kann. Er rät mir, langsam zu trinken, weil ich sonst krank werden würde. Deshalb ist auch der Tee so heiß, denn eine kalte Flüssigkeit hätte ich in diesem Moment gierig und ohne Überlegung hinuntergestürzt.

Eine Stunde später wird mir ein Teller heiße, mit Wasser gekochte Bouillie, eine Reissuppe gebracht. Ich bitte um einen Löffel und erhalte ihn. Wieder hilft ein Wächter und flößt mir diese Suppe ein. Mein Körper nimmt die wenige und einfache Nahrung ebenso dankbar auf wie den Tee zuvor, und ich fühle mich danach etwas besser.

In dieser Nacht werde ich nicht zum Verhör geholt. Ich versuche zu schlafen, aber meine Gedanken lassen mich nicht zur Ruhe kommen. Verzweifelt frage ich nach dem WARUM für alle diese Folterungen an meinen Mitgefangenen und mir. Ich komme zu dem Schluss, dass sich hier eine Clique von schamlosen Politikern maßlos vergeht und Gerüchte in die Welt gesetzt hat, die es nun gilt, mit erpressten



Geständnissen um jeden Preis vor der Außenwelt zu rechtfertigen und sich dadurch vor dem eigenen Volk mit Lorbeeren zu schmücken. Ich erkenne, dass ich mich in einer ausweglosen Situation befinde. Ich weiß, dass sie sich an mir schadlos halten werden, denn ihre feindliche Einstellung gegen die Bundesrepublik Deutschland hat sich bereits durch die Ausweisung aller Deutschen von einem Tag auf den anderen entlarvt.

Meine Gedanken beschäftigen sich mit den fünf Herren der deutschen Botschaft, die zur Zeit meiner Festnahme noch im Lande waren. Ich frage mich, ob sie inzwischen auch ausgewiesen worden sind, und welche fremde Botschaft wohl dann die Interessen der Bundesrepublik Deutschland in Guinea wahrnimmt. Ich hoffe sehnsüchtig, dass diese Vertretung von meinem Schicksal erfahren wird. Ich klammere mich an die Hoffnung, dass ich durch Geschick und diplomatische Beziehungen der betreffenden Botschaft so schnell wie möglich diesen Ort des Grauens wieder verlassen kann. Durch die Stille der Lagernacht dringt das Ächzen und Stöhnen der Gefolterten. Ich lehne mich an eine Wand und muss irgendwann gegen Morgen vor Erschöpfung eingeschlafen sein.

Der zehnte Tag ist angebrochen. Meine Zelle wird geöffnet, und es ist wie ein Wunder für mich, als ich genau so ein "Frühstück" wie die anderen Gefangenen bekomme: ein kleines Stückchen Brot und einen Viertelliter heißen schwarzen Kaffee mit etwas Zucker darin. Das Brot kann ich allein "halten", doch beim Kaffeetrinken bin ich wieder auf die Hilfe eines Wächters angewiesen. Gegen zehn Uhr wird mir obendrein, wie fast allen Mithäftlingen, der Emaillebecher mit einem Liter Wasser gefüllt. Seit der ersten Teezuteilung bin ich im Besitz dieses Trinkgefäßes, und ich hüte es wie einen kostbaren Schatz.

Etwas später kommt ein Sanitäter und holt mich nach draußen. Er massiert meine Arme mit einem stark nach Kampfer riechenden Mittel, behandelt die eiternden Wunden an Armen und Beinen

mit Jodtinktur und wickelt eine Mullbinde darüber. Dann gibt er mir eine Spritze in den Oberschenkel. Auf meine Frage, was er gespritzt hat, antwortet er: "Gegen Tetanus." Dann werde ich wieder in meine Zelle gesperrt.

Ich schaue unter der Tür durch und beobachte die Wächter. Sobald sie sich etwas entfernt haben, nehme ich trotz meiner Schmerzen die Gelegenheit wahr und versuche, durch Pfeifen Kontakt mit anderen Gefangenen aufzunehmen. Sie antworten zwar, doch ist es schwierig, sich durch den schmalen Türschlitz am Boden zu verständigen.

Mittags gibt es einen Teller Reis mit einer scharfen Piment-Wassersöße. Nachmittags höre ich auf dem nahegelegenen Tennisplatz das Hin- und Herschlagen der kleinen Bälle. Ich sage mir: "Wenn ich diese Geräusche des Auf- und Abschlags bis hierher hören kann, müssen die europäischen Tennisspieler (denn in Guinea spielen meistens nur Europäer Tennis) auch uns hören, vor allem wenn viele Mitgefangene in der Nachmittagshitze immer wieder verzweifelt nach Wasser schreien." Der Gedanke an diese Tennisspieler gibt mir einen kleinen Hoffnungsschimmer, nicht ganz verlassen am Ende der Welt zu sein.

Am späten Nachmittag wird die Eintönigkeit unseres Daseins unterbrochen, als für jeden ein weiterer Liter Wasser ausgeteilt wird, und am Abend gibt es noch einmal einen Teller Reis. Diese "Mahlzeiten" wiederholen sich täglich, wobei der Reis am Abend allerdings ungenießbar ist, nicht einer der Gefangenen isst ihn, um nicht krank zu werden. Die noch vollen Teller werden jedes Mal wieder eingesammelt, der Reis wird in den großen Topf zurückgeschüttet und am nächsten Abend neu aufgewärmt. Das ist ein einfaches System, um eine Gefangenenmahlzeit einzusparen, ohne dass sich ein Häftling beklagen kann, dass es abends nichts zu essen gäbe. Erst nach einem Monat ist der Abendreis von derselben Qualität wie der Mittagsreis.

Dieser zehnte Tag ist für mich von besonderer Bedeutung, denn ich habe Nahrung bekommen wie die anderen Gefangenen, die kein „D“ auf der Tür stehen haben, meine Wunden sind versorgt, und außerdem ist meine Behausung erstmals von allem Unrat befreit worden. Der höllische Gestank, den die Exkremente immer noch ein bis zwei Stunden ausströmen, wenn sie durch die Tropenhitze in Gärung übergehen und später von Maden durchsetzt sind, ist endlich vorbei. Jetzt erhalte ich sogar einen Nachtopf, der zwar im Boden durchlöchert ist und keinen Deckel besitzt, trotzdem weiß ich in dieser Umgebung den bescheidenen Gebrauchsgegenstand einer zivilisierten Welt unendlich zu schätzen. Alle diese Vorgänge tragen dazu bei, in mir die Hoffnung aufkommen zu lassen, dass die erlittenen Qualen vielleicht schon bald ein Ende haben. Doch meine erste Zuversicht währt nicht lange. Spät am Abend schrecke ich hoch, als die Schritte der Aufseher näherkommen. Die Männer sind da, um mich erneut mitzunehmen.

Dieses Mal zögert kein langes Verhör vor der Kommission den Beginn der Quälerei hinaus. Schon nach wenigen Minuten schleppen mich die Wächter in die Folterkammer. Die Soldaten reißen mir die Verbände von Armen und Beinen, und die Torturen beginnen aufs neue. Von diesem zehnten Tag an werde ich jede Nacht - bis auf eine Ausnahme - geholt und in die Folterkammer gebracht. Siebzehn Tage, besser gesagt Nächte, muss ich diese Quälereien über mich ergehen lassen. Täglich sind andere Gefangene beisammen, immer neue viehische Methoden werden angewandt, und die Menschenschänder profitieren von der Grausamkeit, mit der sie uns zwingen, zuzusehen, die wir doch Mitleid empfinden vor unseresgleichen.

In dieser zehnten Nacht werde ich erstaunlicherweise auf einen Stuhl gesetzt und bekomme Wasser zu trinken und Erdnüsse zu essen. Ein Wächter erklärt einem an der Stange hängenden Gefangenen: "Siehst du, er hat alles, was er sich wünscht. Wenn es dir auch so gut gehen soll, brauchst du nur noch seine

Aussagen zu bestätigen, denn er hat alles über dich gestanden." Ich kann mich nicht beherrschen und rufe: "Das ist nicht wahr!" Da versetzt der Soldat mir mit dem Gewehrkolben einen Schlag ins Gesicht. Die vollen Folgen dieser Brutalität bemerke ich erst später in meiner Zelle, als mir plötzlich Zahnsplitter aus dem Munde fallen.

Auch in dieser Nacht wechseln die Foltermethoden ab: Zuerst werde ich misshandelt, und der noch anwesende Mitgefangene muss zuschauen, dann wiederum ist es umgekehrt. Irgendwann wird das andere Opfer abtransportiert, während sie sich für mich noch einige "abgewandelte Methoden" ausdenken. In den frühen Morgenstunden, es ist noch dunkel draußen, werde auch ich endlich von meinen Qualen erlöst. Tageslicht scheinen die Schinderknechte zu scheuen.

Noch immer bin ich gefesselt und werde wie ein Sack in einen hinten offenen Jeep hineingeworfen. Durch die geöffnete Luke bemerke ich, dass wir kreuz und quer durch das Lager fahren, das immerhin eine Fläche von einem Quadratkilometer mitten in Conakry umfasst. Als der Jeep nach dieser Irrfahrt endlich anhält, befindet er sich in einem dunklen unterirdischen Gang. Eine provisorisch angebrachte trübe Leuchte streut ein wenig Licht aus. Ein Wächter nähert sich uns, andere bleiben abwartend im Hintergrund stehen. Einer ruft: "Wo wollt Ihr denn hin?" Meine Bewacher antworten: "Wir bringen dir einen." - "Ist das ein Neuer?" - "Nein, der ist von euch!" Daraufhin läuft der Wächter auf unseren Jeep zu und leuchtet mir mit einer Taschenlampe ins Gesicht. Mit einem Kopfschütteln meint er: "Der gehört nicht zu uns." Dann unterhalten sie sich weiter in ihrer Landessprache, so dass ich nichts mehr verstehen kann. Was ich aber im trüben Schein dieser Funzel erkenne, lässt mich ahnen, dass es sich hier um ein Gefängnis unter der Erde handelt, das wohl den Namen "Endstation" verdient hat.

Der Eingang zu dieser unterirdischen Hölle ist geschickt mit gefällten Bäumen getarnt, die wirr umherliegen und zum Teil schon faulen. Beim Gedanken, dass ich beinahe in diesem lebenden Friedhof unter der Erde eingekerkert worden wäre, läuft mir ein Schauer über den Rücken. Glücklicherweise hat sich unsere Fahrt als Irrweg entpuppt, und dieses Mal bin ich fast dankbar, als ich wieder in meine nackte Zelle getragen werde.

Von Mitgefangenen erfahre ich später, dass ich tatsächlich den Eingang eines der unterirdischen Gefängnisse gesehen habe. Allerdings ist keinem der Gefangenen bekannt, dass jemals einer der dort eingelieferten Häftlinge wieder freigekommen ist, so dass keiner über die Behandlung und die Räumlichkeiten im Inneren jener Unterwelt berichten kann. Wer einmal dort eingekerkert ist, bleibt ein Todeskandidat. Das ist die Meinung aller Leute, die mir davon erzählen.

Am übernächsten Abend holt man mich wieder vor die Kommission und erklärt mir, dass Durchsuchungsbeamte in meiner Wohnung eine Pistole gefunden haben. Ich werde gefragt, ob ich zugebe, dass sich in meinem Besitz auch eine Pistole befunden hat. Ich bestätige es und erkläre den Kommissionsmitgliedern, dass es sich anscheinend, um meine Schreckschusspistole handelt. Sie ist vorne nicht durchbohrt und kann deshalb nur als Warnpistole gebraucht werden. Ich habe sie mir früher besorgt, um eine gewisse Sicherheit vor etwaigen Eindringlingen zu haben, sofern ich mich allein - ohne das übliche Dienstpersonal - in meiner Wohnung befinde. Ober diese Erklärung lachen die Herren der Kommission nur, und als Triumph präsentieren sie mir die Neuigkeit, dass die Beamten in meiner Wohnung auch einen Schalldämpfer zu dieser Pistole gefunden haben.

Die von ihnen als Schalldämpfer bezeichnete Vorrichtung ist ein Aufsatz, den ich, zusammen mit Leuchtkugeln, in Deutschland zusätzlich erstanden habe. Bei diesem Kauf habe ich daran gedacht, dass mir die Schreckschusspistole mit Aufsatz und

Leuchtkugeln vielleicht einmal von Nutzen sein könnte, sofern ich mich auf der Jagd im Landesinnern verirrt hätte: Allerdings habe ich später feststellen müssen, dass sich diese Pistole als unhandlich und für die Jagdausrüstung - die jeder Jäger bei seinen Fußmärschen durch den afrikanischen Dschungel wegen des anstrengenden Tropenklimas auf ein Minimum beschränkt - als zusätzlicher Ballast erwies.

Nach diesen Ausführungen bekomme ich eine Meinung zu hören, die der Kommission das Recht geben soll, mich als einen Menschen mit ganz gefährlichen Absichten zu betrachten und dementsprechend zu behandeln. Sie werfen mir vor: "Sie haben die Absicht gehabt, mit dieser Waffe den Präsidenten zu töten." Sie bleiben dabei, dass der Aufsatz ein Schalldämpfer ist und dadurch diese Waffe zu einem idealen Vernichtungsinstrument wird, klein, handlich und geräuschlos, genau das, was man zu einem politischen Attentat benötigt.

Ich versuche die Herren davon zu überzeugen, wie abwegig ihr Gedanke ist und schlage ihnen vor, dass sie, um meine Ausführungen zu erhärten, mit dieser Waffe aus zwei Meter Entfernung auf mich schießen sollen. Alle Folgen dieses Schusses will ich selbst verantworten. Doch auf der Gegenseite zeigt man nicht das geringste Interesse, meine Aussagen so drastisch zu überprüfen. Das Verhör wird kurzerhand abgebrochen, und auf Befehl werde ich erneut in die Folterkammer geschleppt.

Fast die ganze Nacht hindurch werden mir - in längeren Zeitabständen - elektrische Stromstöße versetzt. In den Pausen versuche ich, mir "durchhalten" und "nicht aufgeben" einzureden. Doch jedes Mal, wenn der Apparat wieder in Betrieb gesetzt wird, fühle ich rasende Schmerzen, wie ein Feuer, das sich durch und durch frisst und vor dem es kein Entrinnen gibt. Irgendwann gegen Morgen muss ich wieder in meine Zelle gefahren worden sein, ohne dass ich diese Vorgänge noch bewusst erlebt hätte.

Den ganzen Tag verbringe ich voll Angst und Unruhe: "Wie lange werde ich diese Qualen noch durchhalten?" Der Abend kommt, und wieder stehen Wächter vor meiner Zelle mit dem Befehl, mich vor die Kommission zu bringen.

Dieses Mal legt mir ein Minister einen Brief mit den Worten vor: "Hierbei handelt es sich um ein Schreiben Seiner Exzellenz des Präsidenten von Guinea, Ahmed Sékou Touré. Der Präsident will mit Ihnen selbst sprechen. Warten Sie!"

Zwei Wächter bringen mich in einen anderen Raum. Dort muss ich lange Zeit warten, bis endlich drei Herren kommen und mir erklären: "Wir werden jetzt den Präsidenten anrufen, und Sie haben dann Gelegenheit, Ihre Aussagen dem Präsidenten selbst am Telefon zu übermitteln." Sie wollen mir den Brief Seiner Exzellenz aushändigen, doch ich kann ihn nicht in Empfang nehmen, weil meine Unterarme und Finger nach den nächtlichen Folterungen steif geworden sind.

Sobald die telefonische Verbindung mit dem Präsidenten hergestellt ist, hält mir einer der Herren den Hörer ans Ohr, und ich vernehme: "Hallo, Monsieur Marx."

Sofort erkenne ich die mir vertraute Stimme des Präsidenten und antworte: "Bon soir, Excellence." Sinngemäß sagt der Präsident: "Herr Marx, haben Sie keine Sorgen. Ich habe Ihnen einen handschriftlichen Brief zukommen lassen. Haben Sie ihn bereits erhalten?" Ich bejahe, und er fährt fort: "Fürchten Sie nichts, beantworten Sie alle Fragen, die ich Ihnen in diesem Brief gestellt habe, wahrheitsgemäß, dann geschieht Ihnen nichts. Wie geht es Ihnen?" Daraufhin erkläre ich ihm, dass man mich wiederholt gefoltert hat, um mich zu einem Geständnis zu zwingen, das in keiner Weise der Wahrheit entspricht. Ich versichere, die Fragen in seinem Brief der Wahrheit entsprechend zu beantworten. Abschließend erklärt der Präsident mir nochmals: "Seien Sie unbesorgt, es wird sich alles zum Guten wenden."

An diesem Abend brauche ich den schweren Gang in die Folterkammer nicht anzutreten. Ich bin also glimpflich davongekommen, und als ich meine Blicke im Jeep, der mich abtransportiert, umherschweifen lasse, entdecke ich plötzlich am Boden eine ausgelutschte Orange. Mein Hungergefühl und das Verlangen nach etwas Erfrischendem machen sich bemerkbar, und ich verwende meine ganze Konzentration darauf, mir diese Orange anzueignen. Das ist gar nicht so einfach, denn meine beiden Hände fühlen sich immer noch lahm an, und ich habe einige Schwierigkeiten, meinen Wunsch in die Tat umzusetzen. Schließlich habe ich es geschafft und lasse die Orangenschale in meiner Hose verschwinden. Als ich mich umsehe, bemerke ich, dass unser Aufseher seelenruhig zugeschaut hat. Er sagt jedoch kein Wort. Erst als wir den Jeep verlassen haben, ruft er dem Diensthabenden im Lager in seiner Landessprache etwas zu, worauf mich dieser mitnimmt. Er tastet mich kurz ab und fördert den so mühsam erworbenen Apfelsinenrest zutage. Eine Verwarnung bleibt mir erspart, wahrscheinlich ist es dem Wächter bereits eine Genugtuung, dass ich nicht in den Genuss dieser ausgelutschten Orange gekommen bin, die er am Boden zertritt.

Später bringt ein Wächter mir den Brief, und ich erkenne die Schrift' des Präsidenten, vor allen Dingen seine Unterschrift, die mir aufgrund meiner Tätigkeit in der Brauerei bekannt ist. Es ist also tatsächlich ein persönlicher Brief des Staatspräsidenten, der ja zugleich Chef der Regierung und Generalsekretär der Einheitspartei PDG ist, also alle Gewalt in Händen hält.

Der Brief enthält folgende Fragen:

Was wissen Sie von dem Attentat, das man auf mich in meinem Auto, hundert Meter von Ihrer Brauerei entfernt, verübt hat?

Inwieweit war Ihr Freund, der Erzbischof Raymond Marie Tschidimbo, an diesem Attentat beteiligt?

War William Gemayel, der Industrielle mit den Plastik-, Farben- und Eisenkonstruktionsfirmen, an dem Attentat beteiligt?

Zuletzt heißt es-. "Fürchten Sie nichts, ich sichere Ihnen für Ihre Aussagen volle Diskretion zu." gez. Ahmed Sékou Touré.

Kurz nachdem ich diesen Brief gelesen habe, kommt schon ein Sekretär und will meine Antwort aufnehmen. Ich schicke ihn mit der Begründung weg, dass ich zuerst überlegen muss, bevor ich etwas zu Papier geben kann. Der Sekretär entfernt sich. Um auf die angeführten Fragen antworten zu können, brauche ich jedoch nicht lange zu überlegen, doch ich will Zeit gewinnen, um wenigstens in dieser Nacht den Grausamkeiten in der Folterkammer zu entgehen. Das gelingt mir tatsächlich. Zwar kommt der Sekretär während der Nacht noch dreimal und fragt immer wieder, ob ich jetzt bereit bin, meine Antwort zu diktieren, doch ich verlange jedes Mal Bedenkzeit, die mir auch gewährt wird.

Der nächste Tag bricht an, und es kommt mir wie ein Geschenk vor, diese Nacht ohne den üblichen Gang in die Folterkammer verbracht zu haben. Nachdem der Sekretär sich erneut bei mir eingefunden hat, gebe ich folgende Erklärung ab:

Zum Zeitpunkt des Attentats befand ich mich nicht in Guinea, sondern auf Heimaturlaub in Deutschland. Dort las ich in einer Tageszeitung unter der Rubrik "Verschiedenes", dass auf den Präsidenten von Guinea ein Attentat verübt worden war. Die Zeitung berichtete: Radio Conakry gab bekannt, dass der Attentäter den Präsidenten mit einem Messer niederstechen wollte. Nachdem ihm das missglückt war, hat ihn das Volk auf der Stelle gelyncht.

Ich füge noch hinzu, dass man die Angaben über meinen Aufenthalt in Deutschland ohne viel Mühe in meinem Reisepass nachprüfen kann.

Mit seiner Eminenz, dem Erzbischof von Conakry, Raymond Marie Tschidimbo, habe ich nie politische Gespräche geführt und auch nie über dieses Attentat gesprochen, trotz unserer freundschaftlichen Beziehungen. Durch öftere gegenseitige Besuche und Einladungen kenne ich den Bischof sehr gut und

zähle mich als einziger Europäer zum kleinen Kreis seiner Vertrauten.

Herr Gemayel ist mir der Person nach bekannt. Ich habe jedoch keine persönlichen Kontakte zu ihm. Unsere Beziehungen sind rein geschäftlicher Natur. Ich habe ihn beauftragt, für die Brauerei einen Hangar, eine Fabrikationshalle, herzustellen und anschließend zu montieren. In unseren Gesprächen diskutierten wir lediglich über den Preis seines Angebotes.

Zum Schluss versichere ich dem Präsidenten, dass alle meine Angaben auf seine Fragen voll und ganz der Wahrheit entsprechen.

Mit gemischten Gefühlen lasse ich den Tagesablauf - Frühstück, Wasser, Mittagreis, Wasser, Abendreis - an mir vorüberziehen und harre der Dinge, die kommen werden. Ehrlich habe ich dem Präsidenten, der ja Lenin-Friedenspreisträger ist, geantwortet. Werde ich nun endlich Frieden finden? Wird mir als Mensch Glauben geschenkt werden?

Dunkelheit bricht herein. Meine Ahnung bestätigt sich. Ich höre den Jeep, meine Zellennummer, kurze Zeit darauf befinde ich mich vor der Kommission. An den unzufriedenen Mienen der Anwesenden lässt sich unschwer ablesen, wie meine Antwort auf den Brief des Präsidenten aufgenommen worden ist.

Ismael Touré erklärt: "Der Präsident ist über Ihre ungenügenden Erklärungen ungehalten. Sofern Sie Ihr Gedächtnis nicht etwas anstrengen, um die Angaben zu ergänzen, hat unsere Kommission keine andere Wahl mehr, als Sie in den Präsidentenpalast bringen zu lassen. Allerdings werden Sie dort noch ganz andere Foltermethoden kennenlernen!" Auch die anderen Herren, Seydou Keita, Mamadi Keita, Diallo Mouctar, Fode Berete, Lucceny Conde und Guichard stimmen ihm zu. Und ich denke daran, dass General Keita, während Soldaten mich, am Boden liegend, festhielten, mir mit dem Absatz seines Stiefels eine Reihe von Zähnen abgetreten hat, so dass meine Zunge aufgeschnitten war und ich dauernd Blut gespuckt habe.

Diese Herren werden - wenn sie anders nicht zu ihrem Ziel kommen - ihre Drohung ohne weiteres in die Tat umsetzen. Dennoch bitte ich die Kommission inständig, doch meinen Reisepass zu überprüfen, woraus ersichtlich ist, dass meine Angaben der Wahrheit entsprechen.

Das Aus- und Einreisen in Guinea ist immer mit vielen Formalitäten verbunden gewesen. So habe ich für jede Ausreise eine Bescheinigung des Finanzamtes beantragen müssen, aus der hervorging, dass unsere Brauerei alle fälligen Steuern bezahlt hatte. Außerdem brauchte ich eine Unbedenklichkeitserklärung des Gerichtes, die bestätigt, dass kein Strafverfahren gegen mich läuft. Mehrere andere amtliche Stellen mussten ebenfalls ihre Genehmigung zu der beabsichtigten Ausreise geben. Diese Wege nahmen oft bis zu drei Tagen Zeit in Anspruch. Nachdem ich diese Bescheinigung erhalten hatte, konnte ich dann das Visum bei der Einwanderungsbehörde, dem Service d'Immigration, beantragen. Je nach Höhe des üblichen "Schmiergeldes" dauerte die Ausstellung des Visums Stunden oder Wochen. Auf mein letztes Visum habe ich über drei Wochen gewartet .

Durch diese Formalitäten ist bei etwa fünf Behörden nachweisbar, wann ich ein Visum beantragt habe und wann ich ausgereist bin. Zudem bescheinigen auch die Dienststellen der Flughafenpolizei auf dem Visum den Tag der Ein- und Ausreise.

Alle meine Bemühungen, die Herren davon zu überzeugen, dass ich in diesem Fall eindeutig recht habe, sind jedoch zwecklos. Ihr blindes Bestreben ist es, mir eine Beteiligung an dem Attentat auf den Präsidenten nachzuweisen. Dabei machen sie sich keine Mühe, Hinweise auf meine Schuldlosigkeit zu überprüfen.

Als ich später in der Zelle alle meine Vernehmungen vor der Kommission immer und immer wieder nacherlebe, kommt es mir nach und nach zu Bewusstsein, dass ich bei den Verhören von Anfang an gar keine Chance gehabt habe, meine Unschuld zu beweisen. Die Minister brauchten einfach einen Sündenbock. Nie zuvor in meinem Leben habe ich persönlich vor einem

Strafgericht gestanden und nie einer Gerichtsverhandlung beigewohnt. Wäre ich hierüber besser informiert gewesen, so hätte ich auf einen Verteidiger bestehen müssen, zumindest aber auf einen Dolmetscher, mit dessen Hilfe es mir möglich gewesen wäre, die Anklagen richtig zu verstehen und entsprechend darauf zu antworten, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, sprachlich missverstanden zu werden.

Die Fragen der Kommissionsmitglieder sind meistens so formuliert, dass jegliche Antwort darauf zu meinem Nachteil ausgelegt werden kann. Rückblickend weiß ich heute, dass jedes Verlangen nach einem Rechtsbeistand bei der Kommission kein Gehör finden konnte. Bereits zwölf Jahre zuvor hat Sékou Touré das Amt des Verteidigers für politische Vergehen abgeschafft mit der Begründung: "Es stellt nur einen juristischen Formalismus dar, der nicht nur überflüssig, sondern mit den gesellschaftlichen Wirklichkeiten einer jungen afrikanischen Nation unvereinbar ist."

Auch an diesem Abend bleibt mir der Gang in die Folterkammer nicht erspart. "Hoffentlich halte ich diese Nacht durch", denke ich. Ich ahne, dass die Phantasie der Folterknechte noch nicht erschöpft ist. Einer von ihnen holt Piment-Schoten, bricht sie auf und führt sie in meinen After ein. Das verursacht ein wahnsinniges Brennen. Vor Schmerzen drehe und wende ich mich. Ich habe das Gefühl, dass alles in mir brennt. Ich kann es nicht aushalten. Ich verliere sämtliche Beherrschung über meinen Körper. Ich kann nicht verhindern, dass sich mein gereizter Darm heftig entleert. Das Brennen lässt etwas nach, und ich spüre eine gewisse Linderung meiner Qualen. Ein Wächter schreit wütend: "Die Sau schießt uns auch noch die Bude voll! Schau dir dieses Schwein an!" und ruft mir die brutale Wirklichkeit wieder voll ins Gedächtnis, und ich komme mir ganz erbärmlich und schmutzig vor.

Die Wächter ziehen mich hoch und binden mich an der Eisenstange fest. Dann wird der Befehl erteilt, den Raum vom

Kot zu reinigen und mir Wasser über den Körper zu schütten, wobei sie peinlich darauf achten, dass kein Tropfen an meine Lippen gelangt. Dann strengen sich die Folterknechte an, das an "Ergänzungen" zu meinem Antwortbrief aus mir herauszuholen, was der Kommission nicht gelungen ist. Mehrere Male spüre ich eine tiefe Schwäche, aber ich schaffe es, durchzuhalten, ohne aufzugeben und ihnen den Triumph eines Geständnisses zu gönnen. Gegen Morgen, als ich vollkommen geschwächt bin, bringt mich der Jeep ins Lager zurück.

Tagsüber versuche ich, ein Minimum an Kraft zu sammeln, weil ich weiß, dass sie weitermachen werden, weiterfoltern, weiterpeinigen . . . bis sie am Ziel sind. Wie lange werde ich das noch durchhalten?

Bei der Essensverteilung sehe ich meinen Zellennachbarn, Diallo Alpha Amadou, der ebenfalls in der Türöffnung sitzt und wartet. Er gestikuliert heftig und macht mir Zeichen, die ich als "Mundhalten" verstehe, doch weiß ich nicht, was er damit meint. Durch Zufall vernehme ich am Nachmittag, dass er in seiner Zelle gefragt wird: "Wie viel haben Sie bei der Firma Holzmann monatlich verdient?" Seine Antwort: "30000 Francs Guinéés", also etwa 570 D-Mark netto pro Monat. Nun verstehe ich seine Sorgen.

Sein Chef, Bauleiter Manfred Weise, ist einer meiner Bekannten, und so weiß ich, dass die Firma Holzmann auch an Amadous Frau, eine Spanierin, ein Gehalt gezahlt hat. Amadou fürchtet wohl, dass diese freiwillige Zahlung ihm angelastet werden könnte. Ich muss dazu sagen, dass er eine Vertrauensstellung innegehabt hat, die eine Zahlung an seine Frau ohne weiteres rechtfertigt und nicht als -in Guinea verbotene - übertarifliche Bezahlung ausgelegt werden sollte.

Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit kann ich Amadou die Sorgen abnehmen, indem ich mit der Hand Buchstaben auf meine Brust male mit dem Inhalt: "Hab keine Angst, ich weiß

von nichts." Trotzdem bin ich froh, dass ich über diese Angelegenheit nie ausgefragt werde.

Amadous Frau aber, Nouria Nares Vidal, wird, wie alle ausländischen Ehefrauen von Häftlingen, des Landes verwiesen. Seine beiden Kinder bleiben in Guinea zurück, wie alle Kinder afrikanischer Väter. Amadou selbst "büßt" seine Arbeit für eine deutsche Firma mit lebenslänglich. Tagelang höre ich ihn schluchzen, weil die Kommission ihn mit Drohungen gegen seine Kinder zu brechen sucht.

Stunde um Stunde verrinnt. Die Sonne geht unter. Die Nacht bricht herein und bringt für mich ein neues Verhör vor der Kommission.

Dieses Mal kommen die Herren darauf zu sprechen, dass die Brauerei zu Anfang des Jahres 1970 einige Monate wegen Rohstoffmangels stillgelegt hat. Ich habe damals von den Banken Guineas die Auskunft bekommen, dass keine Devisen zum Einkauf von Malz und Hopfen vorhanden sind. Als ich die Produktion im Monat August 1970 wieder aufnehmen kann, wird ein Gesetz erlassen, wonach Bier und Limonade mit einer Sondersteuer von 52 Pfennigen je Flasche belegt werden. Zu diesem Zeitpunkt verlangt mein Generaldirektor aus Dakar von mir, dass ich eine Preiserhöhung beantragen soll. Aufgrund der inzwischen eingetretenen Verteuerungen der Rohstoffkosten wird mir diese Erhöhung bewilligt.

An diesem Abend legt mir die Kommission den Tatbestand jedoch so aus, dass ich der Preis-Kontroll-Behörde, der Service de Contrôle de Prix, hierzu Bestechungsgelder in Höhe von einer Million Francs, also etwa 15 000 D-Mark, gezahlt haben soll. Diese Schmiergelder hätte ich Hand in Hand von meinem Generaldirektor Meuret bekommen, damit die Kontobücher einwandfrei geführt blieben. Meuret hätte diesen Betrag bei einem seiner letzten Besuche in Conakry Souleyman Diallo von der Preis-Kontroll-Behörde zugesagt und ihm durch mich

übergeben lassen. Dieselbe Summe hätte ich auf demselben Wege auch Barry Baba überreicht, der bei der Behörde für Industrie und Entwicklung tätig war. Jetzt betont die Kommission, dass Diallo und Barry Baba Geständnisse abgelegt haben, so dass sie von mir nur noch eine Bestätigung benötigten.

Ich kann mir vorstellen, unter welchen Bedingungen diese "Geständnisse" zustande gekommen sind. Ich bin inzwischen Zeuge unmenschlicher Taten an ihren eigenen Landsleuten geworden. Ich bewundere diese Gefolterten im stillen, wenn sie auch während der schlimmsten Qualen nicht zu bewegen sind, falsche Aussagen zu machen. Ich frage mich oft: "Wie können diese Menschen das aushalten?" Dabei stelle ich fest, dass die ärgsten Folterqualen den Menschen ihrer eigenen Nation vorbehalten bleiben, während wir Europäer dabei zum Zuschauen verurteilt sind.

Wenn jedoch selbst härteste Foltermethoden keinen Erfolg bringen, wenden die Soldaten psychologische Mittel an, wobei sie das tiefe Gefühl jeder afrikanischen Familie, zusammenzugehören, missbrauchen. Dabei ist den Schinderknechten jedes Mittel recht, um hartnäckige Verteidiger der Wahrheit zum Lügen zu bringen. Manche von ihnen müssen Zeugen sein, wie ihre Töchter vergewaltigt und ihre Frauen von den Wächtern missbraucht werden, während die Männer, hilflos gefesselt, sich vergeblich gegen diese Gräueltaten aufbäumen. Sind die Gefangenen schließlich seelisch so weit am Ende, dass sie dem Stück für Stück erpressten Geständnis zustimmen - um dem Grauen ihrer Familienangehörigen ein Ende zu machen - haben sie für sich selbst das Todesurteil gesprochen.

Die Phantasie dieser beauftragten Sadisten kennt keine Grenzen, wenn es darum geht, sich noch abartigere Grausamkeiten einfallen zu lassen. Sie schrecken auch nicht davor zurück, den Frauen Stromstöße zu versetzen, wobei sie Elektroden an den empfindlichsten Körperstellen anlegen. Auch dabei müssen die Ehemänner zuschauen. Mit diesen Methoden haben die Lüstlinge

oft mehr Erfolg, als wenn sie den Häftling selbst martern. Die Ehrfurcht verbietet mir zu beschreiben, was Grausames alles mit schwarzen und weißen Frauen, letztere mit Afrikanern verheiratet, in meiner Gegenwart geschehen ist. Die Häftlingsfrauen werden auch zwangsweise geschieden und gezwungen, andere Männer zu heiraten.

Einzelnen Afrikanern wird bei den Folterbehandlungen angedroht, dass man ihre Kinder in einer politischen Erziehungsanstalt unterbringen wird, um sie von den Irrlehren ihrer Eltern zu heilen. Vielleicht noch schlimmer sind die Kinder dran, die, in anderen Lagern Guineas, in der Zelle geboren wurden und dort mit ihrer inhaftierten Mutter hausen müssen.

Die Folgen dieser seelischen Verwundungen sind schrecklich. Viele Male erlebe ich, wie Männer, hinter ihre Käfigtür zurückgekehrt, tagelang ihr Essen verweigern, von Weinkrämpfen geschüttelt, vor Schmerz schreien und sich wie wild gebärden. Andere rennen wir irrtümlich durch ihre Zelle, schlagen mit den Fäusten gegen die Wände und die Tür, wobei sie immer wieder ihre Unschuld beteuern und nach Gerechtigkeit rufen. Doch ihre Ausbrüche der Verzweiflung verhallen ungehört.

Aus diesen Gründen kann ich gegen Souleyman Diallo und Barry Baba keinen Groll empfinden, obwohl sie mich durch ihre Geständnisse in eine schlimme Lage gebracht haben. Nach den heftigen Anschuldigungen der Kommission zerren mich die Wächter in die Kammer des Grauens, und ich spüre ihren Willen, auch bei mir einen Erfolg, ein Zugeständnis vorweisen zu können. Nach stundenlangen Misshandlungen bin ich tatsächlich am Ende meiner seelischen Kraft und gebe leider zu, Bestechungsgelder gegeben zu haben. Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass diese Aussage in keiner Weise der Wahrheit entspricht. An diesem Abend ist die Substanz meiner Widerstandskraft aufgezehrt, nicht zuletzt auch deshalb, weil ich von anderen verzweifelten Häftlingen angeschuldigt worden bin, womit ich mich aber nicht reinwaschen will. Meine Peiniger sind

in dieser Nacht wie Hunde, die Blut geleckert haben, und ich vergesse ihre befriedigten Mienen nicht, als sie mich zur Strecke gebracht haben, stolz auf die Beute eines weiteren falschen Geständnisses.

Wochen später sehe ich Diallo und auch Barry Baba im Gefängnis. Der geschundene Körper Diallos spricht für sich, und er ist mir eine Bestätigung dafür, was er erlitten hat, bevor er zu einer Verleumdung bereit gewesen ist. Irgendwann habe ich einmal Gelegenheit, Barry Baba mit Zeichen und ein paar Worten vom Unglück der mir abgepressten Aussage in Kenntnis zu setzen. Er schaut mich nur wortlos an, und seine Blicke fallen auf meinen gemarterten und mit Wunden übersäten Körper. Ich sehe sein Mitgefühl und lese in seinen Augen Verständnis für meine Lage. Tage später sehe ich Barry Baba noch einmal. Seine tiefen Wunden an den Oberarmen lassen mich deutlich erkennen, dass auch er gefoltert worden ist. Diallo und Barry Baba werden abtransportiert, und wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört, wie von so vielen, von denen wir wissen, dass sie hingerichtet worden sind.

Ein schmerzliches Gefühl überkommt mich noch immer, und ich kann es mir nicht verzeihen, dass ich in der einen Nacht aufgegeben und die erpressten Geständnisse der beiden Afrikaner bestätigt habe. Auch heute noch fällt es mir schwer, mir einzureden, dass jeder Mensch - der eine früher, der andere später - unter solchen Todesahnungen aufgibt. Wenn ich rückblickend die mich belastenden Geständnisse anderer Menschen betrachte, versuche ich dafür Verständnis aufzubringen, weil ich annehme, dass dies in tiefster Verzweiflung - nach ähnlichen Grausamkeiten, wie ich sie erlitten habe- geschehen ist. Jedoch überkommt mich noch immer eine Welle des Grolls, wenn ich daran denke, wie einzelne Gefangene sich als Feiglinge gezeigt haben und ohne jede Folter bereit gewesen sind, alles, was man von ihnen verlangt hat, wie ein Papagei nachzuplappern. Dabei haben sie zumindest gewusst, dass es sich bei diesen Aussagen

um Lügen handelt, wofür Unschuldige zur Rechenschaft gezogen werden würden. Ich gehe nicht soweit, zu behaupten, dass die Aussagenden beim Verhör gewusst haben: "Auf unsere Lügen hin werden viele Menschen verurteilt werden oder aber im Kerker langsam zugrunde gehen." Doch ein Unschuldiger durchschaut recht schnell den Teufelskreis dieser Postenjäger, die Stein für Stein ihrer Karriere auf Blut und Tod ihrer Mitmenschen - heute Freund, morgen Feind - aufbauen.

Afrika ist heute noch in weiten Teilen unterentwickelt, wobei das Land Guinea besonders zu erwähnen ist, doch was Foltermethoden angeht, ist diese junge Republik durchaus ebenbürtig den Staaten, die auf jahrzehntelange Folter- und Verhörmethoden und Erfahrungen zurückblicken können. Es ist ein offenes Geheimnis, dass manche der guineischen Männer in führenden Positionen während ihres Studiums im Ausland auch im Foltern ausgebildet worden sind.

Ich hörte, dass junge Wächter sich auf spanisch unterhielten. Später erfahre ich von ihnen, dass sie diese Sprachkenntnisse während ihrer Ausbildung bei Fidel-Castro-Gruppen in Kuba erworben haben. Sie sind des Lobes voll über dortige Vorbereitungslehrgänge und erinnern sich besonders gern an die vielen hübschen Mädchen aller Hautschattierungen, die ebenso wie die kubanischen Männer zum gemeinsamen Militärdienst einberufen worden sind.

Ich liege in meiner Zelle, und meine Gedanken beschäftigen sich immer wieder damit, wie lange meine Widerstandskraft noch ausreichen wird. Ein Sanitäter tritt ein, um meine Wunden zu verbinden. Er schaut mich mitleidig an und sagt: "Mein Junge, warum muss das denn sein? Warum hast du denn gestern abend wieder nicht gestanden? Du hast noch nicht gesehen, wie schlimm die anderen zugerichtet sind. Sie haben inzwischen bekannt." Ich beteuere nur meine Unschuld. Als er weiter auf mich einredet, fange ich an, vor Wut zu heulen.

Der 14. Tag meiner Kerkerhaft neigt sich dem Ende zu, und bange Herzens warte ich darauf, ob mir nächtliche Vernehmung und anschließende Folterkammerbehandlung erspart bleiben.

Meine Hoffnung trügt. Ohne Verhör werde ich an diesem Abend in den Marterraum gebracht, wo bereits ein Libanese, Melehem Malkoun, und ein Franzose, Marcel Ropert, auf die Qualen warten. In dieser Nacht wird Melehem mit der Stuhlfolter und mit vielen Stock- und Wasserschlauchsschlägen bearbeitet. Diese Misshandlungen sind so schwer, dass er Monate später noch nicht einmal eine Zigarette anzünden kann. Als Folge der Folterungen kann Melehem nur noch kriechen, ein steif es Bein nachziehend.

Marcel und ich müssen, auf kleinen spitzen Steinchen kniend, zusehen, was man mit Melehem unternimmt, "um seinem Gedächtnis nachzuhelfen". Schließlich gesteht er, mehr als 1000 Dollar mit einem Deutschen getauscht zu haben. Nach diesem Zugeständnis lässt man ihm keine Ruhe mehr und peinigt ihn aufs äußerste. Alle Schmerzanwendungen sind von hartnäckigen Fragen begleitet: "Welche Summen hast du noch getauscht?" Mit seiner Widerstandskraft am Ende, gibt Melehem den Namen des Deutschen mit „Seibold“ an. Mit dieser Auskunft begnügen sich die Peiniger erst einmal.

Danach werden wir alle drei kurzerhand in den bereitstehenden Jeep geladen, und der Wagen setzt sich in Richtung Block B in Bewegung. Während dieser Fahrt hält ein junger Milizmann sein Gewehr auf mich gerichtet. Da ich weiß, wie unvorsichtig militärische Neulinge mit Waffen umgehen, schiebe ich den Lauf des Gewehrs in die Höhe und ermahne ihn, etwas vorsichtiger damit umzugehen. Der junge Afrikaner schaut zwar verdutzt drein, erwidert aber nichts, und ich werde in meine Zelle abgeschoben.

Wieder vergeht ein Tag, und ich habe stundenlang darüber nachgedacht, was ich tun kann, um den Folterungen der Nacht zu entgehen. Tatsächlich habe ich eine Idee, doch zweifle ich daran, ob mein Vorhaben nicht von den routinierten Henkersknechten

durchschaut wird. Alles ist jedoch einen Versuch wert. Deshalb verspreche ich den vernehmenden Soldaten in der Folterkammer nach ein paar Stunden Martyrium, ihre Fragen schriftlich zu beantworten. Sie gehen tatsächlich auf meinen Vorschlag ein, und ich habe mir dadurch eine verkürzte Folternacht sichern können. Jede Stunde, die ich diesen Peinigern entrinnen kann, bedeutet für mich ersparte Kraft, die ich dringend brauche, um durchzuhalten.

Am nächsten Tag löse ich mein Versprechen ein und diktiere Sekretär Diallo meine Antworten zu den in der Folterkammer gestellten Fragen. Doch bereits ein paar Stunden später bringt mir Unteroffizier Sylla das Schreiben zurück mit den Worten:

"Ce n'est pas bon!" Also wieder ist es nicht zufriedenstellend ausgefallen. Er zerreißt es vor meinen Augen. Kurze Zeit später kommt Diallo nochmals, und ich lasse ihn dieselben Aussagen - nur in verkürzter Form - niederschreiben. Natürlich gibt man sich damit erst recht nicht zufrieden. Jede Stunde, die vergeht, bringt mich erneut der Folternacht näher.

Der Nachmittag ist besonders unerträglich, denn die Sonne brennt glühend heiß auf unsere Wellblechdächer nieder. Im ganzen Lager ist alles wie erstarrt. Jeder, auch jeder Wächter, beschränkt sich darauf, sich nur soviel zu bewegen, wie unbedingt notwendig ist. Einige der Zellen werden für kurze Zeit geöffnet, um diese stickigen Höhlen durch etwas Zugluft erträglicher zu machen. Ich höre, wie einige Gefangene über meine Folterungen diskutieren. Sie sind voller Anteilnahme und Mitgefühl für mein hartes Los. Ich fühle Dankbarkeit für diese Menschen, die mir das Gefühl geben, nicht völlig einsam und verlassen diese Teufeleien erdulden zu müssen.

Als es dunkel ist, wird meine Zellennummer aufgerufen. Zwei Wächter sorgen dafür, dass ich auch in dieser Nacht des 16. Tages ihre Brutalität zu spüren bekomme. Die Folterungen sind schlimmer als in den Tagen zuvor. Wahrscheinlich rächen sie

sich für die verkürzte letzte Folternacht. Als die Torturen immer unerträglicher werden, rettet mich Bewusstlosigkeit, und erst am anderen Morgen komme ich, auf dem Boden meiner Zelle liegend, wieder zu mir.

Als ich mich ein wenig erholt habe, versuche ich mit meinem Steinchen den 17. Tag an die Wand zu stricheln - vergebens. Doch meine "Reichtümer" haben sich etwas vermehrt: Ich besitze nun eine Hose und eine Jacke, womit ich mich wenigstens bekleiden kann. Die nächtlichen Folterungen und das Fehlen einer normalen Nahrung haben tiefe Spuren an mir hinterlassen. Es kommt mir fast wie ein Wunder vor, dass ich noch am Leben bin. In den folgenden Nächten ist es mir auch nicht mehr möglich, wenigstens den Hinweg zum Jeep zu gehen. So schleppen mich die Wächter zur Misshandlung.

Meine Beine sind geschwollen, mein Körper ist von oben bis unten mit Wunden bedeckt. Wanzen, Flöhe, Läuse und Moskitos, meine Zellengenossen, finden an ihm reichliche Beute. Spuren davon kann ich jedoch nur sehen, wenn sich die Tür öffnet und ein Lichtstrahl in die Dunkelheit fließt. Abends bringt die trübe, wieder eingeschraubte Birne, zehn Tage nach dem Selbstmordversuch von Abdallah Nehme, etwas Helligkeit in mein Höhlendasein.

Dieser 17. Tag unterscheidet sich in seinem Tagesablauf in nichts von dem vorhergegangenen. Nur bin ich jetzt soweit, dass ich keinen klaren Gedanken mehr fassen kann. Ich fühle mich wie ein willenloses menschliches Wrack. Ich bin ein fast ganz zertretener Wurm. In den Augen meiner Wächter und der Kommission bin ich jetzt das, was sie als "reif" bezeichnen, "reif" für das, was sie in ihrem Lügengespinnst mit mir vorhaben. Ihr "Geständnis", das sie mir täglich vorlegen, ist von Abend zu Abend mehr zusammengeschrumpft, bis es nur noch zwei maschinengeschriebene DIN-A-4-Seiten umfasst. Die mir bisher vorgelegten Namensregister angeblich angeworbener SS-Leute sind ganz verschwunden.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

An diesem Abend des 17. Tages werde ich in einen neuen Raum geschleppt. Ich sehe ein Mikrofon und ein Tonbandgerät. Einige Männer beschäftigen sich mit der elektrischen Anlage und sind wohl für den technisch reibungslosen Ablauf dieser Angelegenheit zuständig. Welcher Umstand, um einen Menschen endgültig zugrundezurichten!

Ich erkenne einige Männer der Kommission, die mich davon unterrichten, dass man jetzt auf meine Wünsche eingegangen ist und mein "Geständnis" so gekürzt hat, dass ich es ohne weiteres auf Band sprechen könne. Ismael Touré gibt mir sein persönliches Ehrenwort und verspricht mir im Namen des guineischen Volkes und seines Präsidenten Sékou Touré, dass ich, sobald ich mein "Geständnis" verlesen habe, das Land ohne Schwierigkeiten verlassen darf. Eine Unterschrift unter den vorbereiteten Text kann ich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr leisten, da ich nicht einmal mehr in der Lage bin, einen Kugelschreiber zu halten, geschweige denn damit zu schreiben. Als ich Anstalten mache, das "Geständnis" durchzulesen, verwehrt Innenminister Guichard mir das.

General Saydou Keita, der Schwager des Präsidenten, droht mit dem Schlimmsten. Was er damit meint, weiß ich nur allzu gut, denn einige Tage zuvor bin ich Zeuge gewesen, wie er in der mit Häftlingen gefüllten Folterkammer einen etwa 25jährigen Guineer solange prügeln ließ, bis dieser kaum noch wimmerte. Dann schlug der General selbst auf den Sterbenden ein, bis der Arme seinen Geist aufgab.

Jetzt ist mein Widerstand gebrochen. Ich kann nicht mehr. Der Kassetten-Rekorder wird in Betrieb gesetzt, und ich lese vor, was auf den zwei Blättern steht. Mein "Geständnis" hat folgenden Wortlaut:

MARX ADOLF

*(Entnommen dem Weißbuch der guineischen Regierung,,
L'agression portugaise contre la République de Guinée."
Übersetzung aus dem Französischen.)*

*"Ich bin Adolf Marx und habe die westdeutsche Nationalität. Ich
bin am 30. 1. 1936 in Stolberg geboren, als Sohn von Franz Marx
und Leni Linden.*

*Ich bin technischer Direktor von Sobragui und wohne seit 1963
in Guinea. Ich reise oft, vor allem nach Deutschland, in die
Schweiz und an die Elfenbeinküste.*

*Ich gestehe ein, mit den von der Kommission genannten
deutschen Gruppen in Verbindung gestanden zu haben, die sich
durch den Angriff vom 22. November 1970 bloßgestellt haben.*

*Ich gestehe ein, dass die Aktivitäten vor dem Angriff in diesem
Sinne geführt wurden und nach dieser Verschwörung bis zur
Verhaftung einiger hier wohnender Ausländer wie Seibold,
Gemayel und mir selbst. Ich führe näher aus, dass ich in Kankan
(Bordo) vor allem mit Fischer und mit Seibold selbst Verbindung
hatte.*

*In Conakry hatte ich häufig Kontakte mit den Deutschen, vor
allem mit den Militär-Experten, mit der Fritz-Werner-Gruppe,
der Holzmann-Gruppe, die damit beauftragt war, die
westdeutsche Botschaft zu bauen, mit den westdeutschen
Informations-Experten, vor allem mit meinem Freund Bode,
sowie mit den Deutschen der Post (SIEMENS) und der Botschaft
usw.*

*Ich gestehe ein, zu Herrn Tschidimbo als einer hohen
Persönlichkeit von Guinea sehr gute Verbindungen gehabt zu
haben. Aufgrund meiner industriellen Tätigkeiten habe ich
Kontakte mit mehreren anderen Verantwortlichen aus dem
wirtschaftlichen, geschäftsführenden und politischen Bereich
Guineas gehabt.*

*Auf die Fragen, die mir die Kommission gestellt hat, erkläre ich
wie folgt:*

Herr Seibold ist ein früherer Offizier der SS. Seine Freunde in Conakry sind zahlreich. Von seinen Freunden zähle ich insbesondere die Botschafter Haas und Lanckes auf.

Herr Seibold hat gegen Guinea gearbeitet. Die Fritz-Werner-Gruppe hat ebenfalls gegen Guinea gearbeitet. Die Idee der Industrie-Sabotage stammt von der Fritz-Werner-Gruppe. Ihr großer Chef ist Dr. Meyer, der den Befehl zur Industriesabotage gegeben hat, und es ist der Graf von Tiesenhausen, der mit mir Kontakt aufgenommen hat, im Hinblick auf die Ausführungen seines Befehls. Er hat mich gebeten, meine Firma "auf Sparflamme" weiterzuführen. Seinen zweiten Vorschlag, das Bier zu vergiften, habe ich nicht akzeptiert.

Ich weiß, dass Tiesenhausen während des Angriffs vom 22. November 1970 Initiativen ergriffen hat, wofür er mit dem Leben bezahlen musste, da er sich während der ersten Gefechte mitten im Schlachtfeld an der Belle-Vue-Küste befand.

Vor dem portugiesischen Angriff hat Herr Tiesenhausen ein Treffen mit dem Direktor von der SABENA gehabt. Dies stand mit den Ereignissen in Verbindung. Ich weiß, dass die Fa. Fritz Werner mehrere Kriegswaffenfabriken bei den Portugiesen beaufsichtigt. Ich meine, dass sie sich in dieser Angelegenheit verpflichtet haben, den Portugiesen ihre Kriegsmaschine zu verkaufen.

Nach dem 22. November wusste ich von Eckert und Knapp von Fa. Fritz Werner, dass beabsichtigt war, den Portugiesen Schießpulver vom Camp Alpha Yaya zu liefern.

Ich denke, dass alle Deutschen benachrichtigt waren, sich bereit zu halten, um nötigenfalls die Eindringlinge mit Material zu unterstützen. Dieser Vorschlag ist mir unterbreitet worden.

Die Anweisungen von der Geschäftsführung der Fa. Fritz Werner sind im diplomatischen Gepäck nach Conakry gekommen.

Ich habe schon alle Guineer aufgeführt, denen ich Geld gegeben habe, und weiß, dass die Kommission die Liste von Ausländern und Guineern hat, die mit mir Devisen in einer Höhe von mehr

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

als 140 Millionen Guinea-Francs in der Zeit von Juni bis Dezember 1970 veruntreut haben. Der Wechselkurs war 1 Dollar für FG 1.750 im Gegensatz zum normalen Kurs von 247. Mein Hauptteilhaber für den Devisenhandel ist M. Kleit Mohamed, der vor allem mit den libanesisch-syrischen Kaufleuten vermittelte. Herr Minister, ich, der Unterzeichnende, Adolf Marx, erkläre hiermit, für alles schuldig zu sein, was man mir zum Vorwurf macht. Ich bitte Sie aufrichtig, bei seiner Exzellenz, dem Präsidenten der Republik Guinea, Sékou Touré, für mich um Gnade zu bitten. Er möge mich bitte so schnell wie möglich in mein Land zurückschicken."



Mit stockender Stimme habe ich das "Geständnis" in französischer Sprache vorgelesen. Es ist schwer zu beschreiben, was ich empfinde, während ich mich in solch einem "Schauprozess" selbst anklage und andere beschuldige, obwohl ich weiß, dass es sich dabei um lauter Lügen handelt. Ich ahne nicht, dass dieses "Geständnis", dessen Verlesung sechs Minuten dauert, tagelang über Radio Conakry - das Studio ist ein Geschenk der Bundesrepublik Deutschland - triumphierend abgespielt wird.

Erst viel später erfahre ich, dass Sékou Touré ein Gesetz erlassen hat, in dem er jedem politischen Gefangenen das Recht abspricht, sich zu verteidigen. Noch vor Verkündung des Strafmaßes hat der Präsident gegenüber allen zum Tode Verurteilten auf sein Begnadigungsrecht verzichtet.

Ich denke an das Versprechen, dass ich das Land Guinea nach meinem Geständnis ohne weiteres verlassen darf. Wie oft habe ich diese Zukunftsmusik schon gehört! Einmal mache ich den Kommissionsmitgliedern den Vorschlag, dass ich ein Geständnis ganz nach ihren Wünschen unterschreiben werde, unter der Bedingung, dass ich im Flugzeug sitze und danach tatsächlich das Land ohne Schwierigkeiten verlassen darf, so wie es mir versprochen war. Natürlich bleibt mein Angebot ohne jede Antwort der Kommission. Vielleicht wundern sich nur einige der Herren, dass ich noch den Eindruck mache, dieses Versprechen ernst zu nehmen.

Rückblickend meine ich, das Richtige getan zu haben, denn ich habe mich bis zuletzt geweigert, eine Liste mit Namen von Afrikanern vorzulesen, wie man es von mir verlangt. Die Europäer, deren Namen in meinem "Geständnis" vorkommen, haben Guinea bereits verlassen, so dass ich ihnen nicht mehr schaden kann.

Nachdem ich mein "Geständnis" verlesen habe, wendet sich Ismael Touré mir zu und versichert, dass ich keine Angst haben soll: er werde zu seinem Wort stehen, so dass ich in Kürze

Guinea verlassen darf. Noch immer besitze ich die Einfalt, an diese Worte zu glauben. Man gibt mir an diesem "Festtag" Erdnüsschen zu essen, Wasser zu trinken und schenkt mir einige Päckchen englische Zigaretten sowie Streichhölzer. Ismael Touré gibt den Befehl: "Seht zu, dass er heute abend noch ein Bettuch und eine Liege bekommt." Man führt mich in meine Zelle zurück, und eine Stunde später bin ich Besitzer eines zusammenklappbaren Militärbettes aus Holz. Meine Freude über diese „Möblierung“ meiner Zelle wird nur durch die Entdeckung getrübt, dass die Bettritzen von Wanzen und Flöhen bevölkert sind.

Allmählich versuche ich, innerlich zur Ruhe zu kommen. Dazu trägt der Gedanke bei, dass ich dieser Nacht ohne Angst entgegensehen kann, denn die Hölle der Folterkammer bleibt mir nach dem "Geständnis" wohl erst einmal erspart. Andererseits beunruhigt mich mein Gewissen wegen der Lügen, die ich ins Mikrofon gesprochen habe. Aufgewühlt rauche ich eine Zigarette nach der anderen. Irgendwann muss ich trotz der zermürenden Gedankengänge eingeschlafen sein.

Am frühen Morgen des nächsten Tages biete ich einem der Wächter eine Zigarette an, die er gern annimmt. Er gibt mir dafür mit meinen Streichhölzern Feuer, und ich nehme die Gelegenheit wahr, mit ihm ein Gespräch anzufangen. Doch er antwortet nur zögernd.

Ein paar Stunden später verkündet mir ein anderer Wächter, dass ich nun in den Genuss einer Dusche komme. Ein Gefangener wird mir zugeteilt, der mich auf dem Weg dorthin stützt und den Auftrag hat, mich zu waschen. Er ist einer der begünstigten Gefängnisarbeiter, die zu allen möglichen Dienstleistungen herangezogen und von uns "Captif" genannt werden.

Die "Dusche" entpuppt sich als ein Wasserschlauch, der an einem Baum im Gefängnisgarten angebunden ist. Am Schlauchende hängt eine durchlöchernte Blechbüchse, durch die das Wasser wie durch ein Sieb sprüht. Der Captif nimmt alle meine Verbände ab.

Ich frage ihn: "Wie lange bist du schon hier?" Doch er gibt keine Antwort. Ich sehe, dass er Angst hat. Da mache ich noch einen Versuch und flüstere:

"Du, wie komme ich hier zu Zigaretten?" Auf einmal antwortet er leise: "Ich bringe dir welche." Der Captif ist ein junger und kräftiger Mann. Als ich ihn nach seinem Namen frage, sagt er, dass er sich im Gefängnis "Bah" nennt. Er gibt sich große Mühe, meinen mit Wunden übersäten Körper vorsichtig zu reinigen.

Bahs Angst hat sich allmählich gelegt, und er erzählt, dass er zu Hause eine junge hübsche Frau und zwei Söhne hat.

Wenn die Afrikaner von ihren Kindern sprechen, erwähnen sie meist nur ihre Söhne und das voller Stolz. Über ihre Töchter redet diese von Männern geleitete Gesellschaft weniger, denn auch heute noch spielt die Frau in weiten Teilen Afrikas eine untergeordnete Rolle. Ein Mädchen hat erst dann für seinen Vater eine besondere Bedeutung, wenn er sie, ab etwa 13 Jahren, einem Mann vermitteln kann und dafür von der Familie des Bräutigams - als Zeichen von Wertschätzung und künftiger Verbundenheit - eine Mitgift erhält, meist Rinder, Schafe, Hühner oder Kleidungsstücke.

Mädchen haben bisher selten eine Möglichkeit zur Partnerwahl gehabt. Bewerber einigen sich mit dem Vater, wobei die Tochter in ihrer Herzensbildung zur Familie passen muss. Mit der fortschreitenden Emanzipation der afrikanischen Frau und der Zerstörung der Familie durch das guineische Regime haben sich die Familienverhältnisse grundlegend geändert. In den Städten ist es immer mehr üblich, nach eigener Wahl zu heiraten. Längst ist das „Brautgeld“ offiziell auf hundert Mark beschränkt.

Nachdem Bah mir gegenüber etwas zutraulicher geworden ist, erzählt er, dass seine Frau im Heimatdorf für andere Familien wäscht, um so für den Lebensunterhalt seiner Familie zu sorgen, solange er das nicht kann. Er sagt: "Wir sind eine arme Familie, aber unsere Kinder gehen zur Schule und haben immer Schuhe anzuziehen." Ich denke: "Wie bescheiden sind diese einfachen

Afrikaner auf dem Lande! Für sie ist die Welt in Ordnung, wenn sie zu essen haben, die Kinder in die Schule schicken können und Schuhe an den Füßen tragen als Zeichen des ‚Wohlstandes‘."

Mitten in unserer Unterhaltung fordert uns ein Wächter barsch und unmissverständlich auf, unser Maul zu halten. Schweigend setzt Bah seine Wascharbeit fort. Nie in meinem Leben werde ich vergessen, welche Wohltat das Wasser aus dieser primitiven Dusche für mich gewesen ist. Ich genieße das Gefühl, nach so langer Zeit endlich wieder sauber zu sein, und ich empfinde jeden Tropfen Wasser auf meiner Haut wie Balsam. Bah säubert meinen Körper mit einem Stückchen Kernseife, so gut er kann. Meine Arme und Beine eiteln, verschiedene Wunden brechen auf und fangen an zu bluten. Ich bin sehr froh über Bahs Hilfe, denn ich bin nicht einmal imstande, das Stückchen Seife in meinen Händen zu halten. Nach der Dusche schneidet Bah mir noch Finger- und Fußnägel. Dann wäscht er meine Jacke und meine Hose, während ich mich zum Trocknen in die Sonne setze.

Herumstehende Wächter und einige arbeitende afrikanische Gefangene begucken mich von oben bis unten. Wahrscheinlich ist ein nackter Weißer für sie ein interessantes Objekt, denn im täglichen Leben treten Europäer meist als Vorgesetzte und deshalb immer gut gekleidet auf. Zu diesem Zeitpunkt empfinde ich jedoch nichts mehr dabei, nackt ihren Blicken ausgesetzt zu sein.

Kurz darauf kommt ein Sanitäter, der meine Wunden mit einer Jodtinktur reinigt, etwas Penizillinsalbe darüber streicht und mich anschließend verbindet. Zum Schluss verabreicht er mir noch eine Penizillinspritze.

Bah legt meine gewaschenen Kleidungsstücke in den Garten zum Trocknen und führt mich in meine Zelle zurück. Als Dank für seine Mühe gebe ich ihm eine Dunhill, eine englische Zigarette. Der vor meiner Zelle wartende Wächter Soumah sieht das und schreit: "Was habt Ihr da?" Bah bringt kein Wort hervor und schaut mich nur an. Die Situation ist gerettet, als ich Soumah

erkläre, dass ich diese Zigarette von Minister Ismael Touré bekommen habe. Großzügig biete ich Soumah auch eine an, ebenso den drei anderen Wächtern, die in der Nähe stehen. Gerne nehmen sie mein Angebot an, auch für sie ist eine ausländische Zigarette etwas Besonderes, das sie sich nicht leisten können. Die drei rauchen ihre Dunhill bedächtig, voller Genuss. Einige meiner Zigaretten habe ich vor den Türen meiner Nachbarn fallen lassen und mit dem Fuß zum Türschlitz gestoßen. Die Leidensgefährten bedanken sich mit einem leisen „merci“. Ihr Problem ist es nun, Feuer zu bekommen. Bah leiht einfach meine Streichholzschachtel durch den Türschlitz aus, und die Wächter sagen nichts dazu.

Als ich wieder allein in meiner Zelle hocke, will ich auch mir eine Zigarette genehmigen. Doch dafür brauche ich immer noch bis zu fünf Streichhölzer, weil meine Finger taub und gefühllos sind. Schließlich nehme ich die Streichholzschachtel zwischen meine Knie - die Reibfläche nach oben gerichtet - und versuche, das Hölzchen, zwischen beide Hände geklemmt, zu entzünden. Oft bricht es ab, und erst nach mehreren Versuchen kann ich endlich den ersehnten ersten Zug aus der Zigarette saugen. Weil jede Bewegung der Arme und Finger schmerzt, behalte ich die Zigarette bis zum Schluss im Mund. Immer wieder bitte ich um Zigaretten und habe oft Glück, von den Wächtern einen Stummel ihrer einheimischen Zigarettenmarke Milo zu bekommen oder den Rest einer Zigarette auf dem Hof zu finden.

In meiner Zelle Nr. 35 feiere ich in diesen Tagen meinen 35. Geburtstag. Soll die 35 für mich zur Schicksalszahl werden?

Die Moskitoplage wird immer unerträglicher. Ein Gefangener rät, Zigaretten in Wasser aufzuweichen und den Tabaksaft auf den Körper zu schmieren. Der abscheuliche Geruch würde die Moskitos fernhalten. So opfere ich die letzten Ziga68 retten, die ich noch übrig behalten habe, denn die ausgehungerten Moskitos scheinen entschlossen, mir den letzten Blutstropfen

auszusaugen. Bald darauf muss ich jedoch feststellen, dass der widerliche Nikotingeruch, mit Schweiß vermischt, auf meiner Haut zwar lange anhält, doch für die Stechfliegen kein großes Hindernis ist, denn sie finden immer noch Stellen meines Körpers, an denen sie sich laben können, und lassen sich auch vom Tabakgeruch nicht vertreiben.

Nach meinem "Geständnis" vor der Kommission kann ich jedoch erleichtert feststellen, dass sich mein Gefangenleben etwas verbessert hat. Nächtliche Folterungen bleiben mir von nun an erspart. Außerdem kümmert sich ein Sanitäter, mit einer ganz einfachen "Hausapotheke" ausgerüstet, um mich. Dabei kann ich beobachten, dass Mullbinden und selbst Watte nach Gebrauch von Gefangenen säuberlich gewaschen werden müssen, um dann von den Sanitätern entweder für Kranke oder auch für Bastelarbeiten erneut verwendet zu werden.

Die Tage vergehen, einer so einförmig wie der andere. Die Hitze ist drückend, so dass ich nach Sonnenuntergang noch lange wachliege und meistens erst nach Mitternacht Schlaf finden kann. Nachts um drei Uhr werden alle Gefangenen geweckt:

"Zeit zum Nachttopf leeren!"

Die "Toilette" ist etwa hundert Meter entfernt und stammt noch aus der Kolonialzeit der Franzosen. Die Installation ist vollkommen heruntergewirtschaftet und unbrauchbar geworden. Deshalb hat man eine zementierte Grube errichtet, oben etwa einen Quadratmeter breit geöffnet und wohl 1,50 Meter tief. Sobald diese Zementgrube gefüllt ist, kommt ein Spezialauto, das außen vor der Gefängnismauer hält und die Fäkalien in seinen Tank pumpt.

Mit einem Wasserschlauch können wir unsere Nachttöpfe ausspülen. Viele der Sträflinge nehmen dann noch etwas Wasser mit, um sich zu waschen. Zu meinem Bedauern kann ich mit meinem durchlöcherten Nachtgeschirr kein zusätzliches Wasser zurücktragen.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Bei den nächtlichen Gängen zur Toilette nehmen wir die Gelegenheit wahr, mit anderen Häftlingen im Vorbeigehen Verbindung aufzunehmen. Wir verabreden Klopfzeichen und geben Meldungen für andere weiter: "Durchhalten, Mut haben, keine Angst, ich quatsche nicht." Es erfordert großes Geschick, sich beim Reden nicht von den Wächtern erwischen zu lassen, denn es stehen ständig fünf Aufpasser an verschiedenen Ecken und beobachten uns. Es ist reine Schikane, dass wir ausgerechnet gegen drei Uhr nachts unsere Nachttöpfe leeren müssen. Für uns Gefangene ist das gerade die Zeit, in der wir im ersten Schlaf liegen, nachdem wir der unerträglichen Hitze und unserer Angstgefühle wegen lange wachgelegen haben.

Vom Latrinengang zurückgekehrt, mache ich mich – ebenso wie meine Mithäftlinge – daran, das Ungeziefer im schmutzig – weißen Bettuch zu fangen, weil dann das Licht noch für einige Minuten brennt. Allerdings sind diese kleinen Tierchen so schlau, dass ich fast immer das Nachsehen habe. Sie sind einfach nicht auszurotten. Ihre Existenz bekomme ich erneut zu spüren, sobald das Licht kurz darauf gelöscht wird und im Lager wieder Nachtruhe einkehrt.

Gegen sechs Uhr morgens wird an die einzelnen Türen geklopft und nachgefragt, ob noch Teller vom Abendessen zurückgeblieben sind. Die meisten Gefangenen schieben dann ihren Napf durch den Türschlitz. Diese Öffnung unter der Tür ist jedoch in meiner Zelle so klein, dass der Teller nicht durchgeschoben werden kann. Deshalb wird meine Tür geöffnet, und ich reiche dem Diensthabenden mein Essgeschirr. Später, als ich in eine andere Zelle verlegt werde, deren Türschlitz größer ist, behalte ich diese Art bei, meinen Teller zurückzugeben und kann dadurch immer, wenn die Tür geöffnet werden muss, frische Luft einatmen.

Als ich mich bei einem Wächter darüber beschwere, dass mein Nachttopf ohne Deckel ist, erhalte ich ein Stück Karton. Etwas

später kann ich bei einem nächtlichen Toilettengang an der Feuerstelle im Gefängnis ein Stückchen Sperrholz ergattern, das genau die Größe meines Nachtopfes hat. Als ich wegen des Gestanks wieder einmal nach einem unbeschädigten Nachtopf mit Deckel frage, gibt mir ein Wächter den Rat, Orangenschalen in den Topf hineinzuworfen. Der Mann hat recht, die Schalen geben dem Geruch etwas "Parfüm". Orangenschalen kauen wir auch, wenn wir Verstopfung haben. Aber diese Rosskur löst abwechselnd Durchfall und neue Verstopfung aus.

Eines Morgens - es sind etwa drei Wochen vergangen - werden wir Zelle für Zelle geholt und müssen uns an einem bestimmten Platz auf dem Gefängnishof aufstellen. Mit einer kurzen Hose und Jacke bekleidet, wird mir eine Tafel in die Hand gedrückt, auf der "Marx Adolf" steht. Ich werde gefragt, ob der Name richtig geschrieben ist. Dabei werden, wie so oft, meine Personalien für die Gefängniskartei aufgenommen, und ein Wächter malt die Buchstaben mit schwerer Hand. Viele der Soldaten sind Analphabeten wie achtzig Prozent der Bevölkerung. Einer der Wächter hat die Rolle des Fotografen übernommen und macht von jedem von uns eine Aufnahme. Dabei versuche ich, zur Seite zu sehen und meiner Verachtung Ausdruck zu geben. Später entdecke ich dieses Foto im Weißbuch der guineischen Regierung wieder, das in Einzelheiten über den Angriff der Exil-Guineer und Portugiesen gegen Guinea berichtet und auf seinen letzten Seiten je eine Fotografie der angeklagten politischen Häftlinge zeigt. Einige von uns sind mit Hand- und Halsfesseln fotografiert, um ihre Gefährlichkeit zu demonstrieren. Wer von diesen Gefesselten seine Arme bewegt, zieht sich selbst die Schlinge um den Hals zu.

Nach diesem Fotografieren passiert nichts mehr, was mein Gefängnisleben in irgendeiner Art ändert. Es vergehen Wochen, in denen ein Tag wie der andere abläuft. In schlaf losen Nächten frage ich mich verzweifelt: "Wie lange muss ich noch in diesem Käfig unter solch menschenunwürdigen Bedingungen hausen?"

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Auf mein "Geständnis" hin bin ich nicht verurteilt worden und weiß deshalb auch nicht, wie lange man mich noch in diesem Kerker schmachten lassen will. Ein verurteilter Verbrecher kann jeden verflossenen Tag von seiner Gesamtstrafe abziehen und hat außerdem die Hoffnung, dass ihm bei guter Führung ein Teil der Strafe erlassen wird. Das ist mir nicht vergönnt. Je mehr ich darüber nachdenke, um so hoffnungsloser erscheint mir meine Lage.

Eines Nachmittags - es sind fast drei Monate vergangen - kommen zwei Wächter und holen mich aus meiner Zelle. Ich erhalte eine fast passende Hose und eine neue Jacke. Einer der Wächter kämmt meine Haare, und dann werde ich zu einem Hauptmann gebracht. Zwei Unteroffiziere stehen neben ihm, und ich vernehme: "Sie werden dem italienischen Botschafter Bonivera und Minister Ismael Touré vorgeführt. Wir empfehlen Ihnen, sich einer korrekten Aussprache zu bedienen, die keine Zweideutigkeiten enthält. Falls Sie etwas Nachteiliges aussagen, müssen Sie die vollen Folgen tragen." Der Hauptmann meint noch, zu einem seiner Unteroffiziere gerichtet: "Ich glaube, dass er sich noch an unsere Folterkammer erinnert und uns nicht missversteht."

Die Unteroffiziere begleiten mich in den mir bekannten Raum der Verhöre. An dem langen Schreibtisch sitzen vier Kommissionsmitglieder und Ismael Touré sowie der italienische Botschafter. Seinem Besuch habe ich es zu verdanken, dass mir dieses Mal ein richtiger Stuhl angeboten wird und nicht der Schemel des Angeklagten. Dann werde ich dem Botschafter vorgestellt. Er erklärt, dass die italienische Botschaft vertretungsweise die Interessen der Bundesrepublik Deutschland wahrnimmt, und ich folgere, dass Guinea die diplomatischen Beziehungen zur Bundesrepublik endgültig abgebrochen haben muss.

Der Diplomat empfiehlt, etwas Geduld zu haben und versichert: "Es wird alles getan, was in unserer Macht steht." Ismael Touré wirft ein: "Männer wie Marx haben nicht mehr als den Galgen verdient." Danach lässt der Minister noch einen Schwall von Anschuldigungen und Drohungen gegen mich los, die ich aber wegen seiner leisen und schnellen Aussprache nicht verstehe. Meine körperlichen Reaktionen sind durch die in der Dunkelzelle verbrachten Tage, Wochen und Monate langsamer geworden. Schlechte Ernährung und seelische Niedergeschlagenheit haben ihre Spuren hinterlassen, so dass ich nicht mehr imstande bin, mich entsprechend zu rechtfertigen.

Botschafter Bonivera versucht einzulenken und äußert, dass diese Anschuldigungen wohl nicht auf mich zuträfen, da ich kein Politiker sei. Die guineische Regierung täte besser daran, diese Anschuldigungen dem deutschen Verteidigungsminister zu übermitteln und nicht jemandem, der zwar die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, sich jedoch niemals in politischer Hinsicht betätigt hätte. Ich frage den Botschafter: "Wie lange muss ich noch auf meine Freilassung warten?" Er macht mir Mut und sagt: "Haben Sie etwas Geduld, Herr Marx! Wie ich von der Kommission weiß, steht Ihnen im Lager ein Arzt mit ausreichenden Medikamenten zur Verfügung." Aber ich berichtige: "Mir ist nur ein Hilfs-Sanitäter bekannt, der mit derselben Spritze und Nadel bis zu zehn Männer versorgt und der meine Folterwunden notdürftig verbindet." Dabei zeige ich ihm die frischen Narben der Folterungen. Ich bin erstaunt über sein Verhalten, denn er blickt sofort in eine andere Richtung. Ich verstehe. Aus diplomatischen Gründen will er in Gegenwart der Guineer von meinen Folterungen offiziell keine Kenntnis nehmen. Sobald er mich wieder anschaut, spreche ich bewusst mit offenem Mund, damit er sehen kann, dass ich inzwischen auch etliche Zähne eingebüßt habe. Dann erkundigt er sich, ob ich schon mit solch langem Haar und einem solchen Bart in das Gefängnis eingeliefert worden bin. Ich erkläre ihm: "Im Lager ist

keine Schere vorhanden, und ich bin kein Sklave, dem man eine Glatze schert." Das veranlasst Ismael Touré, mit lauter Stimme den Befehl zu erteilen, eine Schere ins Lager zu bringen.

Der Botschafter erklärt mir noch: "Ich habe mit Präsident Sékou Touré gesprochen. Er hat Ihnen, Herr Marx, die Erlaubnis erteilt, monatlich einen Brief zu schreiben, selbstverständlich nur ganz persönliche Mitteilungen an Ihre Familie." Den Brief soll ich beim Lagerleiter abgeben, der für die Weiterbeförderung sorgen wird. Bei diesen Worten geht mir der Gedanken durch den Kopf, dass ich wohl besser daran tue, die noch kommende Zeit meines Zwangsaufenthaltes in Monaten und nicht in Tagen zu zählen.

Aus dem Gespräch mit dem Botschafter entnehme ich, dass die in meiner Brauerei beschäftigten Mario Zandomenighi, italienischer Braumeister, und Arcens, ein Franzose, in ihre Heimatländer gereist sind. Das lässt mich vermuten, dass die Brauerei verstaatlicht worden ist. Dennoch hoffe ich, dass TECHNIBRA, meine Firma, die ihren Generalsitz in Paris hat, sich für meine Freilassung einsetzen wird ... Wie gut, dass ich zu diesem Zeitpunkt nicht weiß, dass diese Firma mich bereits abgeschrieben hat. Aufgrund dessen, was in der Öffentlichkeit bekannt geworden ist, soll für mich die Todesstrafe beantragt worden sein, und TECHNIBRA "vergisst" daraufhin sofort, mir das Gehalt des letzten Monats zu überweisen, da ich drei Tage vor Monatsende inhaftiert worden bin. Um einen zum Tode Verurteilten lohnt es sich wohl nach ihrer Ansicht nicht mehr, Anstrengungen für seine Freilassung zu unternehmen.

Auf die Frage des Botschafters, ob ich noch irgendein Anliegen habe, beschwere ich mich über das unzureichende und eintönige Essen. Ich berichte außerdem, dass ich nur alle vier bis sechs Wochen in den Genuss einer Dusche komme und dass es in meiner Zelle Ratten und Mäuse gibt. Der Botschafter hat mich verstanden, aber um seine Bemühungen für mich nicht zu erschweren, will und kann er wohl auch hierzu keine Stellung nehmen. Er verabschiedet sich von mir und macht mir nochmals

Mut. Er bestärkt mich darin, geduldig auszuharren, bis ich aus diesem Gefängnis mit seiner Hilfe entlassen werde.

Beim Verlassen des Raumes werde ich von drei Wachtposten begleitet, zwei neben mir, einer hinter mir. Erstaunlicherweise sind diese nur mit Pistolen bewaffnet. Das Herz schlägt mir bis zum Halse, als ich draußen den repräsentativen FIAT des italienischen Botschafters stehen sehe, der vorne am Kühler die Standarte Italiens trägt. Ich kämpfe mit mir selbst, wegzulaufen und in diesen Wagen zu springen, denn ich meine, dass ein Botschaftswagen als ausländisches Territorium gilt, genau so wie das Gebiet jeder Botschaft. Doch ich bin einfach zu feige. In Bruchteilen von Sekunden schießen mir viele Fragen durch den Kopf: "Ob der Wagen wohl verschlossen ist? Werden mich die Posten wieder herauszerren? Werden sie von ihren Schußwaffen Gebrauch machen?"

Die Angst vor irgend etwas, das bei dem unvorbereiteten Fluchtversuch schief gehen kann, siegt, und ich lasse mich, ohne dieses Risiko eingegangen zu sein, stumpf und resignierend, von den drei Männern in mein Elend zurückbringen.

In meiner Zelle setze ich mich aufs Bett und grübele. Alle Für und Wider des vielleicht chancenreichen Fluchtversuchs gehen mir wieder und wieder durch den Kopf. Schließlich beruhigt mich der Gedanke, dass meine drei Begleiter wahrscheinlich – ohne Rücksicht auf diplomatische Gepflogenheiten – alles unternommen hätten, um meiner wieder habhaft zu werden, so dass ich wohl kaum eine Chance gehabt hätte, ihnen tatsächlich zu entkommen.

Dabei erinnere ich mich an eine Begebenheit nach dem portugiesischen Anschlag vom Herbst 1970. Damals sind viele Wohnungen - die meine ist auch darunter, ebenso jeder Raum der Brauerei - von der guineischen Miliz durchsucht worden. Man hat vermutet, dass portugiesische Söldner und Exil-Guineer versteckt gehalten oder Waffen und Munition gelagert werden.

Obwohl es unglaublich klingt, ist es tatsächlich vorgekommen, dass Milizmänner damals auch die deutsche Botschaft durchsucht haben, ohne Rücksicht auf den diplomatischen Schutz, den jedes Botschaftsgebäude als exterritorial im Ausland genießt. Der deutsche Botschafter hat jedoch, soweit mir bekannt ist, keine Einwendungen erhoben. Wahrscheinlich hat er Schwierigkeiten vermeiden oder aber beweisen wollen, dass es in der deutschen Botschaft tatsächlich nichts gibt, was vor der guineischen Obrigkeit verborgen werden müsste.

Mitten in meinen Gedanken wird die Tür geöffnet, und ein Wachhabender sammelt ein paar Hefte ein, die Erlebnisse und politische Ansichten von Präsident Sékou Touré zum Inhalt haben. Diese Broschüren werden uns politischen Gefangenen zur Verfügung gestellt. Aus Langeweile werden sie hin und wieder gelesen, allerdings ohne ihren beabsichtigten Zweck zu erfüllen, nämlich die politische Meinung von uns Inhaftierten zugunsten des Präsidenten Sékou Touré zu beeinflussen. Der Inhalt dieser Broschüren besteht aus Ergüssen gegen Kapitalismus, Imperialismus, Faschismus und aus Hetzreden und Warnungen vor Neo-Kolonialismus. Aus allen Werken sprüht Haß gegen die früheren weißen Kolonialherren, nur richtet sich dieser jetzt gegen die heutige Wirtschaftshilfe, die allgemein so dargestellt wird, als setze sie eine kolonialistische Geschäftspraxis fort. Es ist bedauerlich, dass diese junge Republik bei ihrem Drang nach Fortschritt und einer besseren Zukunft es nicht unterlässt, in der Bevölkerung alte Vorurteile zu schüren, statt von Fall zu Fall ungerechte Handelsbeziehungen aufzudecken.

Ich nehme die Gelegenheit wahr und frage den Wächter nach Papier und Kugelschreiber, doch er grinst nur. Jetzt verstehe ich, dass die über den italienischen Botschafter angekündigte Erlaubnis, Briefe schreiben zu dürfen, nur eine Propagandalüge des Präsidenten ist, um den Diplomaten davon zu überzeugen, welche menschlichen Haftbedingungen man mir zuteil werden

lässt. Fast zwei Jahre dauert es, bis dieses Versprechen für zwei Briefe tatsächlich eingelöst wird, von denen, wie ich später höre, ein einziger in meiner Heimat, in Aachen, ankommt.

Die Begegnung mit dem italienischen Botschafter beschäftigt mich noch viele Stunden, Tage, Wochen. . . Heute weiß ich, dass ich damals einen großen Fehler begangen habe: Ich habe versäumt, dem Botschafter eindeutig zu sagen, dass ich unschuldig bin und mein "Geständnis" zustande kam, weil ich hungern musste und gefoltert wurde. Zum Zeitpunkt, da ich den Botschafter getroffen hatte, befand ich mich allerdings in einem seelischen Zwiespalt. Die Folter, die mir angedroht wurde, falls ich etwas verrate, hat mir bereits vorher einen Schock versetzt, außerdem war ich auf diese Unterredung überhaupt nicht vorbereitet. Es erging mir ungefähr so wie bei einem Arztbesuch: erst wenn man das Behandlungszimmer verlassen hat, erinnert man sich der Dinge, die man eigentlich alle vorbringen wollte. Ich habe eine Gelegenheit verpasst, mit klaren, eindeutigen Aussagen dem Diplomaten seine Arbeit um meine Freilassung wesentlich zu erleichtern. Diese mutigen Erklärungen hätten mir wahrscheinlich auch nicht mehr Strafe eingebracht, als ich sie ohnehin nach dieser Unterredung erhalte.



*

Der Nachmittag neigt sich dem Ende zu, als plötzlich der Hauptmann vor mir steht, der mich vor der Begegnung mit dem Botschafter auf das vorgeschriebene Verhalten hingewiesen hat. Barsch fährt er mich an: "Ich glaube, Sie müssen erst einmal lernen, Ihr Maulwerk zu zügeln. Ich hatte Sie doch vorher gewarnt und bin es nicht gewohnt, missverstanden zu werden." Mit den Worten: "Damit Sie sich in Zukunft an meine Anordnungen halten, werde ich veranlassen, dass Ihnen ein kleiner Denkkzettel verpasst wird!" verlässt er meine Behausung.

Etwa eine Stunde vergeht, als ich die Schritte mehrerer Wächter höre. Sie bemächtigen sich meines Bettes, einer von ihnen gießt vor meinen Augen meinen Becher aus, in dem sich das Nachmittagswasser befindet. Das Bettuch lässt man mir und bringt noch eine alte gebrauchte Decke. Zu meinem Erschrecken bemerke ich, dass meine Tür wieder mit einem „D“ bemalt wird. Beim nächtlichen Toilettengang werde ich nicht mehr berücksichtigt.

Ich wage den Gedanken nicht zu Ende zu denken: "Die Strafe für mein unvorsichtiges Verhalten wird grausam. Hunger, Durst, Hitze, Gestank, Ungeziefer . .

Durch die beiden Luftlöcher meiner Zelle fallen die ersten Sonnenstrahlen. Ich kann mich nicht daran freuen, denn gerade diese Sonne wird meine Strafe von Tag zu Tag ins Unerträgliche steigern. Ich höre das Klappern bei der Verteilung des Morgenkaffees. Ich klopfe und hämmere, um mich bemerkbar zu machen, und schlage mir an den Hartholztüren die Fäuste blutig. Ich weiß, dass aller Protest sinnlos ist, doch ich protestiere trotzdem. Stunde um Stunde verrinnt, mein Durst wird immer größer. Ich rufe und schreie nach Wasser, ich bettele um ein paar Tropfen . . . doch es ist kein Mensch unter ihnen, der Mitleid hat. Ich bin nur einer unter vielen, der diese Qualen erleidet. Klagen,

Stöhnen und Schreien der Gefangenen macht auf die Wächter keinen Eindruck mehr.

Es kommt mir zu Bewusstsein, dass ich nun nach fast drei Monaten Gefängnisaufenthalt und nach all den erlittenen Folterungen viel geschwächerter bin als zu Beginn. "Wie lange muss und kann ich diese Strafe noch durchhalten? Diese Leute wissen doch, dass solche Methoden langsam aber sicher zum Tode führen?"

Nahe beim Türschlitz lege ich mich flach auf den Boden. Mit kurzen Atemzügen sauge ich Luft ein und habe dabei einige Augenblicke lang das Gefühl, etwas Kühles, Erfrischendes zu trinken. Doch dieser Selbstbetrug ist ein Genuss von kurzer Dauer, durch das Hecheln ist mein Gaumen bereits nach kurzer Zeit vollkommen ausgetrocknet. „Was haben diese Menschen mit mir vor?" Ich höre die Stimme Ismael Tourés: „... für einen Menschen wie Sie ist sogar noch der Strick zum Aufhängen zu schade!", und ich denke daran, dass die jetzige Methode, mich langsam in dieser Hölle krepieren zu lassen, den Staat Guinea absolut nichts kostet.

Jede Stunde wird für mich zur Ewigkeit. Ich weiß nicht mehr ein noch aus, und in meiner Verzweiflung bete ich. Tagsüber und in der Nacht wird meine Zellentür mehrmals geöffnet. Ein Wächter vergewissert sich, ob ich noch am Leben bin und keine selbstmörderischen Absichten hege. Mit einem ironischen Lächeln erkundigt er sich nach meinem Befinden. Obwohl ich spüre, dass es ihm eine Genugtuung ist, mich in diesem Zustand vorzufinden, bitte ich ihn inständig um Wasser. Mein Mund formt ununterbrochen die Worte "de l'eau, de l'eau". In meinem Gehirn dreht sich alles nur noch um dieses eine Wörtchen WASSER. Noch heute ist mir meine erschöpfte und entkräftete Stimme gegenwärtig, die das französische Wort immer und immer wieder flehentlich ausspricht: "De l'eau."

Am fünften Tag dieser mörderischen Strafe verdunkelt sich der Himmel. Ich frage mich verwirrt, ob es mir nun wie einem in der

Wüste verirrt Menschen ergeht, der in seinem Durstwahn einer Fata Morgana zum Opfer fällt. Doch tatsächlich haben sich dunkle Regenwolken am Himmel zusammengezogen. Durch den Türschlitz meiner Zelle warte ich voller Anspannung auf jede kleinste Veränderung des Himmels. Ich versuche, dieses Naturereignis zu begreifen. Es erscheint mir wie ein Wunder. Ein leichter Wind kommt auf, die ersten Regentropfen fallen. Noch immer kann ich es kaum fassen, denn in den mehr als zehn Jahren, da ich in Afrika bin, habe ich nie erlebt, dass es Anfang April in Conakry regnet. Ich schaue auf meinen „Wandkalender“ und sehe, dass ich mich im Datum nicht geirrt habe, denn normalerweise beginnt die Regenzeit Ende Mai oder Anfang Juni.

Ich beobachte weiter, dass der Wind sehr günstig steht und Wasser auf das vor meiner Zellentür befindliche Podest bläst. Der Zementboden dieses Podestes weist einige Vertiefungen auf. Darin sammelt sich Regenwasser, und ich kann zusehen, wie sich die Mulden langsam füllen. Meine ganzen Überlegungen und Gedanken sind auf dieses Wunder der Natur ausgerichtet, denn ich sehe meinen einzigen Wunsch zu diesem Zeitpunkt in greifbare Nähe gerückt. Es kann nicht mehr lange dauern, bis das erste Wasser den Weg in meine Zelle findet. Meine Vernunft sagt mir, dass ich zuerst das dreckige Wasser abfließen lassen muss, bevor ich davon trinken darf. Mit jeder Faser meines Körpers warte ich gespannt auf dieses Ereignis. Ich hoffe inbrünstig, dass der Regen nicht eher aufhört, bevor ich mich laben kann.

Endlich ist es soweit. Ein kleines Rinnsal bahnt sich den Weg in meine Zelle. Alle meine vernünftigen Überlegungen sind vergessen. Ich kann mich einfach nicht mehr beherrschen, und gierig sauge ich Tropfen um Tropfen auf. Ich höre nicht eher auf zu trinken, als bis ich den unsagbaren Durst in mir gestillt habe. Regen plätschert weiter auf das Dach meiner Zelle, und dieses Geräusch ist Musik in meinen Ohren.

Es regnet stundenlang. Ich stelle undichte Stellen im Dach über mir fest, aus denen es heruntertropft. Bald hat sich am Ende der Zelle vor dem Abflussrohr eine kleine Pfütze gebildet. Ich nehme meinen afrikanischen Handbesen, der aus getrockneten störrischen Gräsern besteht, und reinige damit diese Ecke, indem ich die Schmutzlache durch das Abflussrohr hinausfege. Dann kommt mir der Gedanken, dass ich die Regenpfütze, die sich ansammelt, als Trinkwasservorrat nutzen kann. Tatsächlich regnet es solange, bis sich eine große Wasserlache gebildet hat. Davon trinke ich in den kommenden Tagen immer wieder, um in der Mittagshitze die schlimmsten Durstqualen zu lindern. Dass ich dabei das Risiko eingehe, krank zu werden, weiß ich, doch mein Durst ist viel stärker als alle Vernunft. Ich versuche, den Gedanken zu verdrängen, dass das Wasser in derselben Ecke steht, die ich in den ersten Tagen meiner Gefangenzeit als Abtritt benutzen musste.

In langen Stunden der Einsamkeit frage ich mich, wie viele Menschen wohl schon vor mir auf dem Boden dieser Zelle gelegen haben und wie viel Schweiß an diesem Ort geflossen ist. Ich versuche, jedes Winkelchen meines Käfigs in mich aufzunehmen und entdecke an einer Stelle der Wand viele schwarze Punkte. Woher sie kommen, weiß ich erst, als ich einige Wanzen gefangen habe und sie an der Wand zerdrücke und winzige dunkelrote Blutfleckchen entstehen.

Acht Tage lang bekomme ich nichts zu essen, als Strafe dafür, dass ich dem Botschafter einiges davon erzählt habe, wie es im Lager Boiro wirklich zugeht. Dann erhalte ich mein Bettgestell zurück und erstmals ein Stückchen Seife. Zu meinem Erstaunen geben sie mir dieses Mal einen Nachttopf ohne Loch.

*



Ich bekomme jetzt dieselbe Kost wie andere Gefangene, doch als weitere Strafe hat man mich zunächst auf halbe Ration gesetzt. Diese zusätzliche Vergeltung dauert drei Monate.

Bei der Gefangenenkost sind wir europäischen Häftlinge besser gestellt als die Afrikaner. Als Vergünstigung erhalten wir einen Extrateller, auf dem sich drei bis vier Salatblätter befinden, außerdem ein Stückchen Brot, eine Hand breit groß, ein Stück Fleisch in der Größe einer Walnuss, hin und wieder eine Scheibe Maniokwurzel, dann ein fingerdickes Scheibchen einer Süßkartoffel und manchmal eine Orange vom Marktabfall.

In dieser Zeit der halben Ration kann ich mein Hungergefühl nie loswerden. Des öfteren bitte ich einen der Aufseher, die das Essen verteilen, mir den Reis zu geben, den andere – die bei der Essensverteilung begünstigt sind und ihren Teller nicht immer leer essen – übriggelassen haben. Manchmal, je nach Laune und Wohlwollen des Aufsehers, habe ich Glück, doch in der Regel wird der übriggebliebene Reis eingesammelt, in einen Kübel geschüttet und in eine Abfallgrube im Gefängnisgarten geleert. In den eintönigen Stunden des Tages mache ich mir immer wieder Gedanken, wie ich an diesen Reis kommen kann, um endlich einmal das Gefühl zu haben, wirklich satt zu sein.

Eines Tages sehe ich eine Chance. Man hat mir die vierwöchentliche Dusche genehmigt. Ich sitze in der Sonne, um meinen Körper trocknen zu lassen, während der mir zugeteilte "Captif" mein Bettuch wäscht. Bei dieser Gelegenheit versuche ich, alle Vorgänge um mich herum und alle Einzelheiten des Gefängnishofes in mich aufzunehmen, um davon in den einsamen Stunden der Zelle zu zehren. Plötzlich fallen meine Blicke in die Abfallgrube, und ich sehe den gerade ausgeschütteten Reis. Mein Magen knurrt bei diesem Anblick von neuem, er hat sich noch immer nicht mit der schmalen Kost abfinden können. Ich überlege, ob dieser Reis wohl noch genießbar ist und beobachte im selben Augenblick, wie eine Katze heranschleicht und sich über den Reis hermacht. Da

Katzen ein sehr empfindliches Geruchsvermögen besitzen, kann ich annehmen, dass dieser Reis noch genießbar ist. Ich zögere nicht lange und mache ein paar Schritte auf die Müllgrube zu. Als ich gerade im Begriff bin, die erste Handvoll Abfallreis zu essen, steht unversehens ein Wächter hinter mir. Ich muss eine Tirade von Schimpfworten hören, worauf ich mich verteidige, dass ich großen Hunger habe. Der Wärter veranlasst, dass ich sofort in meine Zelle zurückgebracht werde.

Am nächsten Tag überrascht mich derselbe Wächter mit einem zusätzlichen Teller Reis, den er mir heimlich in meine Zelle stellt. Er fügt hinzu: "Von dem Reis im Garten wärest du krank geworden", und ich verstehe, dass er es gut mit mir meint.

Glücklich bin ich auch, wenn ich die Restportion eines Schwerkranken vertilgen kann.

Seit Tagen wird aus meiner Nachbarzelle verzweifelt um Hilfe für einen Sterbenden gerufen - vergeblich. Als es schließlich für jede Hilfe zu spät ist, sehe ich beim Essenverteilen, dass auch die Portion des Toten in die Zelle gezogen wird, und dieselben Hände, die gerade noch den Kameraden gehalten und getröstet haben, greifen jetzt hungrig in den Essnapf des bereits tot Daliegenden...

Meinen "Kalender" an der Wand führe ich sorgfältig weiter, und mit Erschrecken stelle ich fest, dass ich nun schon über hundert Tage in diesem dunklen Verlies verbracht habe. Eine Welle der Hoffnungslosigkeit überkommt mich, wenn ich daran denke, wann je es mir wieder vergönnt sein wird, in Freiheit zu leben.

*

Langsam habe ich mich etwas von der achttägigen Hungerstrafe nach dem Besuch des Botschafters erholt, als mich eines Morgens ein Wächter stumm aus der Zelle führt und mit mir den Weg zur Dusche einschlägt. Wie üblich darf ich nach dem Waschen noch im Hof sitzen bleiben, bis die Sonne meinen

Körper getrocknet hat. Beim Herumschauen entdecke ich an der Gefängnismauer eine Schlingpflanze mit gelben kelchförmigen Blüten, an anderen Stellen trägt sie gurkenartige Gewächse. Ich frage einen Captif durch Gesten, ob man diese Gurken essen könne. Doch er klärt mich auf, dass es keine essbare Pflanze ist. Die Gurkengewächse würden geschält. Später, wenn die Schale richtig ausgetrocknet sei, könne man sie als harten Frottierschwamm zur Körperpflege verwenden.

Plötzlich kommen zwei Wächter auf mich zu und bringen mir Kleidung: eine Unterhose, ein Unterhemd, ein weißes Hemd mit Krawatte und einen Anzug, sowie Strümpfe und Schuhe. Ich habe den Eindruck, als ob der Anzug von einem Maßschneider extra für mich angepasst worden sei. Einen Tag zuvor hat man mich bereits rasiert, und meine Haare sind rundherum ein bisschen gestutzt worden. Mein erster Gedanke ist: "Jetzt kommst du heraus."

Ich sehe, dass einige Captifs meine Zelle leer räumen. Dann werde ich aufgefordert, in den Raum zurückzugehen. Ich setze mich auf den Boden und warte.

Nach kurzer Zeit kommen drei Offiziere. Der Ranghöchste, ein Major, ist der Wortführer. Er sagt zu mir: "Es ist jetzt soweit. Tragen Sie es mit Fassung! Haben Sie Mut, und zeigen Sie, dass Sie ein Mann sind!" Meine Vorahnung wird bestätigt, als er fortfährt: "Wollen Sie noch einen Priester?" Meine Antwort: "Nein, auf einen Geistlichen kann ich verzichten." Daraufhin der Major: "Was möchten Sie denn essen? Oder haben Sie sonst noch einen besonderen Wunsch? Möchten Sie noch einen Brief schreiben?"

Was hätte ich mir in meiner Lage schon wünschen können! So nenne ich drei Dinge, von denen ich weiß, dass ich sie vielleicht erhalten kann: "Ananas, Bier und Zigaretten."

Bei dem Gedanken, noch einen Brief zu schreiben, zaudere ich. Was ich auch immer schreiben würde, es wäre mir zum Nachteil gewesen, und sicherlich würde ein solcher Brief, der

wahrheitsgemäße Angaben enthielte, niemals nach Deutschland befördert werden. Aus diesen Gründen verzichte ich auf Schreibzeug. Der Major verspricht, mir die gewünschte Henkersmahlzeit bringen zu lassen. Dann wird meine Tür verschlossen, und ich bin allein.

Diese ungeheuerliche Ankündigung meines bevorstehenden Todes kann ich nicht begreifen, nicht fassen. Zum Sterben fühle ich mich einfach viel zu jung.

In Gedanken sehe ich alle möglichen Todesarten vor mir: "Wie wird man mein Leben beenden? Tod durch den Strang, durch Erschießen oder auf barbarische Art, indem man mich mit dem Buschmesser niedermetzelt? Ich habe ihren Sadismus in der Folterkammer erlebt, warum sollen sie bei der Wahl meiner Todesart menschlicher mit mir umgehen? Wann wird die Hinrichtung stattfinden? Im Morgengrauen... wie es mir aus Büchern in Erinnerung ist? Oder werde ich zusammen mit anderen exekutiert? Im Stadion vor 30 000 schaulustigen Guineern und einer Handvoll Diplomaten aus Ost und West? Vielleicht nach einer politischen Rede des Präsidenten, der es meisterlich versteht, sein Volk durch seine verführerische Sprache und Ausdrucksweise dahin zu bringen, wo er es haben will: Tötet und enthauptet, und berichtet erst hinterher! Wenn er so zur Todesstrafe für die Verräter aufruft, wie er es schon getan hat, wird das ganze Volk ihm zustimmen und das Urteil durch lautstarken Beifall bestätigen. Oder sind diese Menschen, in deren Gewalt ich mich befinde, so feige, mich bei Nacht und Nebel ins Jenseits zu befördern? Mich etwa gar lebendig zu begraben, wie es Loffo Camara ergangen sein soll?"

Unzählige Fragen und Angstvorstellungen martern mich: "Werde ich so hingerichtet, wie ich jetzt gekleidet bin, oder wird man mir die Kleider vom Leibe reißen?" Es ist, als ob meine Gedanken wie Dämonen und Gespenster durch meine Zelle jagen. Ich finde nicht mehr ein noch aus.

Dann wieder lasse ich mein Leben an mir vorüberziehen. Ich frage mich: "Was habe ich falsch gemacht? Warum muss ich nun für ein aus Lügen bestehendes, erpresstes Geständnis sterben? Hätte ich diese falschen Anschuldigungen gegen mich nicht aufs Tonband gesprochen, so wäre ich wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden. Verhörmethoden mit allen Mitteln der modernen Folterei kann doch jeder Mensch nur eine begrenzte Zeit Widerstand leisten. Hat mir das Verlesen meines Geständnisses nicht zuerst das Leben gerettet?"

Nun hat man mir den Tod angekündigt. Die Empfindungen, die eine solche Urteilsverkündung auslöst, sind schwer in Worte zu kleiden. Mir wird abwechselnd heiß und kalt. Ich fühle Todesangst und klammere mich an dieses Leben im Kerker, das mir so oft nicht mehr lebenswert erschienen ist. Ich kann es nicht fassen, dass die guineische Obrigkeit nicht davor zurückschreckt, diesen letzten Schritt zu unternehmen, mein Leben auszulöschen. Ich habe nichts getan, was zum Schaden dieses Landes gewesen ist. Im Gegenteil, ich wollte Guinea helfen. Ich bin unschuldig.

Nochmals sehe ich alle Stationen seit meiner Verhaftung Ende Dezember 1970 vor mir: die menschenunwürdige Behandlung und die barbarischen Folterungen.

Nachdem ich meinen Beitrag zu dieser Lügengeschichte geleistet habe, muss man sich meiner Mitwisserschaft entledigen, gleich, wie diese auch zustandegekommen ist. Jetzt habe ich die letzte Station erreicht: Nun können mir keine UNO und keine Menschenrechtskommission mehr helfen.

In der Zelle ist es heiß und stickig. Die Kleider werden mir lästig, weshalb ich sie nach einer Weile wieder ausziehe. Mittags bekomme ich einen Teller Reis wie alle anderen. Ich klopfe an die Tür und verlange mein Wassergefäß zurück. Ich höre, wie die Wächter untereinander diskutieren. Schließlich bringt mir einer von ihnen das Gefäß, gefüllt mit Wasser. Sie sind wohl zu dem Schluss gekommen, dass man mir nicht einfach das Wasser entziehen kann, nachdem mir die Offiziere sogar

Sondervergünstigungen genehmigt haben. Ich nehme die Reismahlzeit zu mir, obwohl ich mich dazu zwingen muss. Der Gedanke, dass es der letzte Reis sein könnte, schnürt mir die Kehle zu.

Am späten Nachmittag höre ich Schritte. Ich denke an die Offiziere, und es läuft mir kalt über den Rücken. Meine Zellentür wird aufgerissen, und vor mir stehen die Boten des Todes. Mit barscher Stimme wird verkündet: "Der Präsident hat die Ananas abgelehnt, und eine Ratte wie Sie hat ohnehin keinen Anspruch auf Alkohol. Hier sind drei Päckchen Zigaretten und Streichhölzer. Wenn Sie noch irgend etwas schreiben wollen, brauchen Sie nur an die Tür zu klopfen und sich bemerkbar zu machen." Ich gebe keine Antwort, die Offiziere verlassen meine Todeszelle.

Ich bin wieder allein. Mir fällt ein, dass ich mit diesen Offizieren hätte sprechen müssen. Meine Situation hätte sich kaum verschlechtern können. Ich hätte ihnen sagen müssen, dass es für die Vollstreckung des Todesurteils an mir keine Rechtfertigung gibt. Ich habe nicht einmal einen ordnungsgemäßen Prozess gehabt. Kein Rechtsbeistand ist mir gewährt, niemals ist ein Urteil verkündet worden. Ich mache mir jedoch keine Illusionen darüber, dass auch dieses Gespräch nicht viel Sinn gehabt hätte. Es ist mir klar, in welchem "Rechtsstaat" ich mich befinde, denn die Worte Ismael Tourés: "Sie sind in unserer Hand und können nichts dagegen tun", haben darüber keinen Zweifel gelassen.

Die Stunden vergehen schleppend. Den Tod vor Augen wird jede Minute der Ungewissheit, wie lange mir noch das Leben vergönnt ist, zur seelischen Folter. Ich horche auf jedes Geräusch, auf jeden Schritt, der sich meiner Zelle nähert. Dunkelheit bricht herein. Ich liege auf dem Boden. Ich wache Stunde um Stunde. Als der erste Lichtschimmer in meine Zelle fällt, atme ich auf. Für mich ist dies ein Zeichen, dass die Henker mir den neuen Tag noch schenken. Hinter mir liegt eine der grausamsten Nächte meines Lebens.

Die Morgenmahlzeit wird ausgeteilt. Ich erhalte mein Stück Brot und den üblichen Kaffee. Es ist wohl kurz vor Mittag, als ich draußen eine laute und erregte Debatte vernehme. Meine Tür wird aufgerissen, vor mir steht der Chefadjutant des Lagers und fordert mich auf, die am Vortag erhaltenen Kleidungsstücke zurückzugeben. Stumm deute ich auf den Boden, er nimmt sie an sich. Gleichzeitig gibt er den Befehl, mir das Bett und das Nachtgeschirr zurückzubringen. Für mich sieht es aus, als ob die letzten 24 Stunden nur ein böser Alptraum gewesen seien.

Erinnerungen an die durchwachte "letzte Nacht" versetzen mich jedes Mal aufs neue in Angst, und ich versuche, diese Zeit aus meinen Gedanken zu verbannen. Das gelingt mir jedoch nicht immer. Darum wird jede Nacht für mich zur letzten Nacht. Sobald die Sonne verschwunden ist, wird das kleinste Geräusch für mich bedeutungsvoll, der Schritt der Wache, ein heranbrausender Jeep, ein Wächter, der höhnisch auch meine Zellennummer aufruft.

Ich weiß, dass die Vorbereitungen zu dieser geplanten Hinrichtung keine bloße Irreführung gewesen sind. Zu diesem Zeitpunkt werde ich weder verhört noch gefoltert. Diese "Mühe" braucht man sich mit einem Todeskandidaten nicht mehr zu machen. Nach langen Überlegungen komme ich zu dem Schluss, dass bei der Kommission und der guineischen Regierung ein Teil der Verantwortlichen für meinen Tod stimmt, andere jedoch gegen eine Hinrichtung sind und letztere den Sieg davontragen. Erst später erfahre ich, dass nur Sékou Touré und seine Familie über Leben und Tod entscheiden, allenfalls beeinflusst von den immer wieder wechselnden „Gewohnheitsfreunden“.

Viele Nächte, in denen ich kaum Schlaf finde, folgen diesem Ereignis. Ich grübele immer wieder, warum man mich am Leben gelassen hat. Was hat man mit mir vor?

Von diesem Schrecken des Todes habe ich mich ein wenig erholt, als mir eines Tages- etwa drei Wochen später - ein Unteroffizier

mit zwei Wachhabenden eine Ananas bringt. Die Frucht liegt auf einem Aluminiumblechteller. Meine Zellentür bleibt offen, und die Wächter sagen mir: "Wenn du diese Ananas essen willst, kann sie dir zubereitet werden."

In aller Deutlichkeit sind mir die Einzelheiten der Todesankündigung und die von mir gewünschte Henkersmahlzeit wieder gegenwärtig. Ich spüre Angst und frage mich verzweifelt: "Warum erfüllt man mir diesen Wunsch jetzt? Warum bekomme ich als einziger im ganzen Lager diese Ananas?" Meine Gedanken befinden sich in einem Irrgarten, aus dem sie keinen Ausweg finden. Ich sehe die Ananas vor mir und spüre ein heftiges Verlangen, sie zu genießen. Schließlich denke ich: „Iß sie, versuch dem Leben noch das letzte Schöne abzugewinnen, was es dir bietet." Mit gemischten Gefühlen esse ich diese vollreife, saftige Ananas Stück für Stück. Dann wieder quälende Ungewissheit. "Was bedeutet diese Vergünstigung? Vielleicht", denke ich, "ist es eine Taktik von ihnen, den Häftling immer wieder in neue seelische Konflikte zu stürzen, um daraus bösen Nutzen zu ziehen."

Es geschieht nichts, was für mich eine Veränderung gebracht hätte. Tag für Tag vergeht. Ich suche nach Zerstreuung, um das Erlebte, das mich zutiefst erschüttert hat, zu vergessen.

Mein Bett stelle ich mitten in die Zelle und marschiere um das Bettgestell herum. Stundenlang, ohne Unterbrechung. Dann wieder laufe ich auf und ab. "Eins, zwei, drei, vier, fünf, kehrt und eins, zwei, drei, vier, fünf ..." Viele, viele Stunden lege ich diese Märsche zurück. Sie lenken mich ab und geben mir Bewegung. Aufrecht, die Hände auf dem Rücken verschränkt, bringe ich viele Kilometer hinter mich in gleichbleibendem Rhythmus, wie dem einer Maschine, und ich achte darauf, dass ich einmal auf dem linken und einmal auf dem rechten Fuß kehrtmache. Bei dieser sportlichen Betätigung komme ich wieder ins Grübeln. In meinem verflossenen Leben suche ich nach Gründen, warum mir dieses harte Los zuteil wird.

Irgendwann kommt mir der Gedanke zu beten. Von morgens früh bis abends spät widme ich mich dem Rosenkranz. Aus einigen Fäden meiner Bettdecke habe ich mir eine Schnur gedreht und zehn Knoten hineingeschlungen, da ich keine Perlen habe. Eines Tages erwischt mich ein Wächter: "Was hast du da in den Händen? Gib das mal schnell her!" Und er nimmt mir meinen selbstgeknüpften Rosenkranz weg. Auch als ich erkläre, dass ich auf diese Weise bete, erhalte ich die Gebetskette nicht mehr zurück.

Dann forme ich aus dem Silberpapier einer leeren Zigarettenschachtel ein Kreuz, das ich mit ein paar zuvor gekneteten Reiskörnern an die Wand klebe. Abends kniee ich vor dem Kreuz und spreche mein Nachtgebet. Auch meinen Rosenkranz bete ich weiter, indem ich Finger und auch Streichhölzer zu Hilfe nehme, die ich von einer Seite zur anderen lege.

Um in der Einzelzelle nicht zu vereinsamen, versuche ich, mich geistig beweglich zu halten, indem ich möglichst jeden Schritt, den ich tagsüber mache, zähle. Dabei errechne ich, dass ich bei meinen Märschen etwa zehn Kilometer Weg am Tag zurücklege. Es ist die einzige Bewegung, die uns Gefangenen möglich ist, denn außer den täglichen Toilettengängen gibt es keinen Ausgang.

Marschieren und Beten füllen abwechselnd die langen Stunden meines Gefängnisalltags. Oft frage ich mich: "Warum betest du eigentlich? Was haben diese heruntergeleierten Gebete für einen Sinn? Gibt es wirklich einen Gott?"

Manchmal sage ich mir, dass es eigentlich gleichgültig ist, wie ich meine Zeit hier verbringe. Ich brauche nur etwas, das mich ablenkt und mich vergessen lässt, wie viele Stunden ohne Inhalt ein Tag in der Zelle hat, wie viele Tage ein Monat, wie viele Monate ein Jahr.

Am nächsten Abend kniee ich dann doch wieder vor meinem Kreuz, und dieses Mal spreche ich ein Gebet, das all meine Gedanken und Nöte enthält. Dabei gedenke ich auch der Menschen, die mir nahe stehen, und bete für meine Mitgefangenen.

Plötzlich sehe ich den Kopf einer Ratte, die unter dem Türschlitz meiner Zelle hervorschaut. Ich versuche, das Tier mit der Hand zu verscheuchen. Doch die Ratte bleibt und faucht mich sogar an. Als ich nochmals versuche, sie zu verjagen, bin ich wieder erfolglos. Ich beobachte das Tier und bin froh, als es schließlich von selbst den Rückzug antritt. Doch meine Freude ist nicht von langer Dauer, denn kurz darauf schaut die Ratte auf der anderen Seite des Türschlitzes hervor. Schließlich verliere ich sie aus den Augen.

Sie bleibt aber trotzdem Siegerin unseres ungleichen Zweikampfes, denn am nächsten Morgen entdecke ich sie am anderen Ende meiner Zelle hinter dem dort in der Ecke liegenden Grasbesen. Ich überrasche sie, als sie gerade herumliegende Orangenkerne öffnet und ihren Inhalt frißt. Von diesem Tag an esse ich meine Orangen mitsamt den Kernen. Es kommt mir der Gedanke, dass ihr Inhalt meinem nach jeglicher Nahrung ausgehungerten Körper vielleicht auch hilft, wenn ein Tier sie frisst. Man sieht, wozu im Leben selbst eine Ratte nützlich sein kann! Meine abendlichen Gebete auf den Knien unterlasse ich von diesem Zeitpunkt an. Die Besuche der Ratte haben mich doch ziemlich eingeschüchtert, und ich weiß noch immer nicht, wie ich die Gefahr ihres Angriffs einschätzen soll.

Die Isolationshaft bringt mir viel Zeit zum Nachdenken. Die menschenunwürdige Unterbringung in diesem Kerker wird mir immer mehr bewusst, je länger ich dazu verurteilt bin, hier zu leben. Schmerzlich vermisse ich auch das von Kindheit an gewohnte Zähneputzen. Meine Zähne sind zum Teil in der Folterkammer geblieben. Mit der Zunge kann ich die verbliebenen Zahnstümpfe fühlen. Auf meine Bitte um

Zahnbürste und Zahnpasta bringt der "Chef de poste", Blockleiter Cisse, frische kleine Zweige von Bäumen, die im Gefängnishof stehen. Cisses Ratschlag: "Mach es doch auf die afrikanische Art." So stochere ich wie die Afrikaner die Essensreste aus den Zahnlücken, und von Zeit zu Zeit kommt es vor, dass sich einzelne Füllungen aus meinen Zähnen lösen. Mein Bitten um europäische Zahnputzmittel wird erst nach zwei Jahren erhört, und ich erhalte ein einziges Mal Zahnbürste und Zahnpasta.

Meine Zähne faulen immer mehr. Mit den Fingern und mit Seife versuche ich sie, so gut ich kann, zu reinigen. Doch den Fäulnisprozess kann ich dadurch nicht aufhalten. Oft bekomme ich wahnsinnige Zahnschmerzen und verlange nach einem Zahnarzt. Doch niemand beachtet meine Bitten. Sehr selten einmal bekomme ich eine Schmerztablette, und zwar erst dann, wenn ich bereits stundenlang gestöhnt habe.

Im Monat Juni beginnt die Regenzeit. Sie dauert in Guinea etwa vier Monate, und es fallen dann bis zu vier Kubikmeter Regen pro Quadratmeter. Conakry gehört zu den Gebieten der Erde, in denen es am meisten regnet. Dabei atmet man in diesem tropischen Klima wie in der Schwüle eines Gewächshauses.

Während dieser Zeit steht der Boden meiner Zelle fast immer unter Wasser, an einigen Stellen bis zu drei Zentimeter hoch. Mehrmals am Tage fege ich das Wasser mit dem Grasbesen zum Abflussrohr hinaus. Mein Bett stelle ich so, dass es vom Regen, der durch das undichte Dach heruntertropft, verschont bleibt. Mit einem Bechergefäß fange ich Wasser auf und verwende es zum Waschen. Manchmal regnet es so sehr ein, dass ich mir nicht anders zu helfen weiß, als auf dem Bettrand zu hocken und die Füße hochzuziehen.

Durch die Regenzeit bedingt, bin ich vom Lagergeschehen fast vollkommen abgeschnitten. Meine Beobachtungen unter dem Türschlitz hindurch muss ich aufgeben, will ich nicht meinen Körper dem nassen Zementboden aussetzen. So sind es nur

Bilder, die sich im regennassen Boden spiegeln, denen ich einzelne Vorgänge entnehmen kann, etwa, wenn die Nachbarzelle geöffnet oder geschlossen wird oder einer unserer Bewacher vorbeigeht. Jeder Aufseher zeichnet sich durch sein persönliches Schuhwerk aus, wodurch es mir möglich ist, herauszufinden, wer gerade Dienst hat.

Das Schuhwerk des Wachpersonals gibt uns oftmals Anlass zum Schmunzeln. Wir staunen dabei, wie schnell sich Afrikaner zu helfen wissen, wenn sie - im wahrsten Sinne des Wortes - der Schuh drückt. Mit einem Messer schneiden sie, barfuss zu laufen gewöhnt, an der Stelle des Schuhs ein Loch, die ihnen beim Tragen Schmerzen verursacht, ohne dabei irgendwelche Rücksicht auf teure Lederschuhe zu nehmen.

Im Zementboden spiegelt sich auch ein Teil eines Baumstammes wider, der im Gefängnishof steht. Wenig genug, um die Trostlosigkeit dieser Umgebung zu durchbrechen!

Ein einziges Mal am Tag dürfen wir diese regennasse, graue Zelle verlassen, wenn wir schlaftrunken unseren Nachtopf leeren. Doch dieser Weg dauert höchstens drei Minuten. Der Wachdienst achtet immer darauf, dass wir nicht zu lange unterwegs sind. Kleinliche Typen bestehen sogar darauf, dass wir im Laufschrift zur Kloake eilen. Verbindung mit anderen Lagerinsassen aufzunehmen, ist fast unmöglich. Auch nach einem halben Jahr im Lager Boiro habe ich vom Barfusslaufen noch immer keine Hornhaut unter den Füßen, um so abgehärtet gehen zu können wie meine guineischen Mitgefangenen. Durch die Feuchtigkeit leide ich unter Rheumaschmerz~

zen in den Fußgelenken. Nachdem ich wochenlang um eine Spritze gebeten habe, verabreicht mir ein Sanitäter ein Mittel, und die Schmerzen lassen nach.

Während der Regenzeit herrscht in Guinea ein subtropisches Klima, dessen Luftfeuchtigkeit bis über neunzig Prozent ansteigt. Wenn es regnet, empfinden wir es als frisch und kühl, für den menschlicher Körper fast angenehm. Doch sobald die Sonne

durchbricht und die Erde trocknet, ist die Luft von Feuchtigkeit und Hitze geschwängert wie eine Waschküche zu Großmutterns Zeiten. In den Zellen, die bis auf kurze Unterbrechungen fast immer geschlossen gehalten werden, ist dieses Treibhausklima eine zusätzliche Belastung für den Organismus.

Hin und wieder besucht uns ein Offizier, der sich davon überzeugt, ob die Wach-männer ihre Gefangenen vorschriftsmäßig unter Kontrolle halten. Jedes Mal nehme ich diese Gelegenheit wahr und mache den Vorgesetzten darauf aufmerksam, dass es in zivilisierten Ländern keine Plage mehr mit Wanzen, Flöhen und Läusen gibt. Sobald ich das erklärt habe, wird mir regelmäßig die Tür zugeknallt, doch ich gebe nicht auf. Nacht für Nacht leide ich unter der Plage dieses Ungeziefers, das sich an meinem geschwächten Körper labt, ohne dass ich mich der Stiche erwehren kann.

Hoffnung auf Gegenmaßnahmen habe ich fast aufgegeben, als wir eines Tages von einer großen Säuberungsaktion überrascht werden. Unsere Betten müssen wir aus den Zellen tragen und in den Hof stellen. Alle Gefängnisräume werden mit einem Insekten-Vertilgungsmittel ausgespritzt, das eine Stunde lang einwirken muss. Es ist das erstemal, dass ich mit allen Gefangenen, die sich in diesem Teil des Boiro-Lagers befinden, zusammen bin. Ich sehe, dass andere KZ-Insassen Betten wie Campingliegen haben. Sie klappen ihre Gestelle auf und zu, und durch das Schwingen der Sprungfedern fallen die Wanzen heraus. Wir staunen nicht wenig, wie viel Ungeziefer sich in einem Bett verstecken kann.

Mein Militärholzbett wird auf andere Art gesäubert. Zwei Captifs haben Anweisung, es mit heißem Wasser abzuwaschen. Alle Stellen, in denen sich Wanzen verstecken können, werden mit kochendheißem Wasser übergossen. Voller Stolz zeigt mir einer der Kammerjäger, dass er zwei Hände voller solcher Tiere aus meinem Bett geholt hat. Die Wanzen sind so schlau gewesen,

sich in den Nähten des mit grauem Militärtuch bespannten Bettes zu verkriechen.

Nachdem auch die Schließzellen ausgesprüht worden sind, erhalten die Europäer Stahlbetten mit einer sowjetischen Kunststoffmatratze. Diese Unterlage löst sich allerdings in dem feuchtwarmen Klima und bei unseren schweißtriefenden Leibern innerhalb weniger Monate auf und zerfällt. Für die zerfallenen Matratzen gibt es keine neuen. Wir schlafen, eingehüllt in unsere chinesische Wolledecke, solange auf blanken Stahlfedern, bis es uns gelingt, von wohlwollenden Wächtern Kartonstücke als Unterlage zu erhalten.

Bei der vierwöchentlichen Dusche - manchmal wird sie erst nach sechs Wochen genehmigt - darf auch das Bettuch gewaschen werden. Wegen meiner geschwächten Gesundheit verlange ich die Hilfe eines Captifs. Nach einem ausgiebigen Palaver wird mir das bewilligt. Diese Ausnahme wird sonst nur bei Schwerkranken gemacht, doch nach einem Jahr erfreuen sich auch Erzbischof Tschidimbo und zwei Franzosen dieser Vergünstigung, ohne ernsthaft krank zu sein.

Ein Wachmann, der mir gut gesonnen ist, erlaubt, mein in der Nacht durchgeschwitztes Bettuch draußen in der Sonne zum Trocknen aufzuhängen. Hin und wieder erhalte ich von einigen Wachposten ein paar Zigaretten zugesteckt. Doch es sind wenige Zeichen von Menschlichkeit, die mir widerfahren. Besonders dankbar bin ich für den Hinweis des Wärters, der mir einen Schlupfwinkel zeigt, um meine kleinen Habseligkeiten vor dem Griff seiner Kollegen bei Zellendurchsuchungen zu retten.

Bei diesen in unregelmäßigen Abständen durchgeführten Zellenüberprüfungen wird uns Besitzlosen alles, was wir uns im Laufe der Zeit als "Besitz" angeeignet haben, wieder weggenommen. Das sind Kistennägel, ein Stückchen Metallband von einer Zuckerkiste – das ich durch tagelanges Schleifen am Boden und an der Wand messerscharf gemacht habe – oder



Knochen, die vom Essen übriggeblieben sind und als Werkzeuge benutzt werden. Es sind Kleinigkeiten, die uns aber viel bedeuten. Doch ich habe Glück, das mir empfohlene Versteck wird nie entdeckt, und um anderen diese List nicht zu verderben, sei es gestattet, sie zu verschweigen.

Unsere Klopfzeichen hat ein Mitgefangener auf eine Pappe geschrieben, die von Tür zu Tür weitergeschmuggelt und von jeder Häftlingsgruppe mit Holzkohle abgeschrieben wird. Einmal zu klopfen, bedeutet Gefahr, zweimal die Frage: "Wie geht es?" Und wird zweimal zurückgeklopft, so heißt das: "Alles in Ordnung." Ein dreimaliges Klopfzeichen teilt mit: "Wir können reden, die Wächter sind nicht da."

Die einzelnen Mahlzeiten erhalten wir in großen zeitlichen Abständen. Dadurch macht sich mein Hungergefühl immer wieder bemerkbar. Um es etwas erträglicher zu machen, bewahre ich das Stückchen Brot, das ich mittags bekomme, bis zum nächsten Tag auf.

Der Mittagsreis wird gegen 15 Uhr ausgeteilt und der Abendreis gegen 18 Uhr. Die Zeit vom Frühstück bis zum 15-Uhr-Reis überbrücke ich dann durch das Stückchen trocken gewordenes Brot vom Vortag. Allerdings ist es schwierig, ein geeignetes Versteck zu finden, damit der "Vorrat" nicht in der Zwischenzeit von Mäusen oder Ratten gefressen wird. Zuerst binde ich das Stückchen Brot in einen Zipfel meines Bettuches am unteren Ende des Bettes. Doch auch hier finden es Mäuse oder schwarze Kakerlakenkäfer, Schaben, die nicht beißen, dafür aber alles fressen, was sie finden können. Schließlich knote ich das Brot in mein Bettuch und schlafe darauf, um so meine wertvolle Nahrung vor dem Ungeziefer zu retten, das sich vor Hunger selber jagt: Ratten sind hinter Mäusen, Mäuse hinter Kakerlaken her.

Der 14. Juli, Nationalfeiertag Frankreichs, bringt durch die französischen Häftlinge eine Abwechslung. Wir staunen über ihren Nationalstolz, der an ihrem Feiertag besonders zutage tritt. Die Franzosen lassen es sich nicht nehmen, trotz Verbotes ihre

Marseillaise in voller Lautstärke zu singen, wofür sie sogar die Arrestzelle in Kauf nehmen. Verstohlen, doch voller Stolz, zeigen sie uns Mitgefangenen kleine selbstgefertigte Fähnchen mit ihren Nationalfarben. Gegenüber den guineischen Aufsehern wagen die Patrioten entrüstete Worte und schimpfen dabei wie die Rohrspatzen, dass sich die Lagerleitung an diesem hohen Feiertage nicht die Mühe macht, ihnen etwas Besseres und Reichhaltigeres an Speisen vorzusetzen.

Für mich, dem solch ausgeprägter Nationalstolz fremd ist, macht jede Dusche, die uns genehmigt wird, einen Tag zum Feiertag. Wieder einmal ist es so weit. Ich lasse meinen Körper in der Sonne trocknen und schaue dem Captif zu, der mein Bettuch wäscht. Plötzlich höre ich ein Gespräch von zwei Wärtern, die etwas abseits stehen. "Ja, der andere wusch sein Bettuch noch selbst, bevor er starb." Und der zweite fragt: "Ach, Du meinst den, dem wir noch ein weiteres Bettuch vor die Tür legten?" Darauf der erste: "Ja, der hat bestimmt nicht gedacht, dass Sterben so schnell geht."

Wenn ein Moslem stirbt, wird er in weiße Bettücher gewickelt. Weiß ist in diesem Fall nicht die Farbe der Trauer, sondern der Reinheit der Seele vor Allah. Ich erinnere mich, wenn einer meiner Betriebsangehörigen aus der Brauerei verstorben war, sind sämtliche Männer aus der Verwandtschaft, der Brauerei und dem Freundeskreis des Verstorbenen in weißer Kleidung zur Trauerfeier gekommen. Ich war der einzige, der schwarz gekleidet war. Die Frauen sind derweil im Hause der Witwe geblieben und haben dort ihre Anteilnahme mit Klagegesängen zum Ausdruck gebracht.

Wenn Sékou Touré, weiß gekleidet, das Verdeck seines Kabriolets zurückgeklappt, stehend durch Conakry fährt, grüßt er die seit Stunden zu den Straßenrändern herbeigetriebenen, wartenden Massen mit seinem weißen Taschentuch, um die "Reinheit" seiner Seele zu demonstrieren.

Jetzt jagen mir die aufgefangenen Gesprächsfetzen der Wäscher einen Schauer über den Rücken und lassen von neuem Todesangst in mir aufkommen. Wieder allein in meiner Behausung, denke ich über alles nach, was mir seit der Todesankündigung widerfahren ist. Ich stelle fest, dass es viele Vergünstigungen sind, die man mir als einzigem im Lager zuteil werden lässt. So wird die Tür meines Kerkers mehrmals am Tage geöffnet, stundenweise bleibt sie sogar offen stehen, oder es wird mir eine Sonderportion Reis gebracht. Warum diese Ausnahmen? Alle meine Überlegungen führen zu keinem Ende und wühlen mich bis ins Innerste auf. Ruhelos wandere ich innerhalb meiner sechs Quadratmeter auf und ab. Vier große Schritte zur einen Wand, fünf kleine zur anderen. Mit niemandem kann ich über meine Angstgefühle sprechen. Die Einzelhaft tut ein Übriges, diese Angst noch zu verstärken. Dass ich besser behandelt werde als andere, kann ich mir nur so erklären, dass mein Tod bevorsteht, und meine Gedankengänge fangen von vorne an. Warum muss ich so früh sterben?

Es ist ein Teufelskreis, aus dem ich nicht mehr herausfinde. Ein Gesprächspartner hätte mich vielleicht etwas beruhigen oder ablenken können. Beim Auf- und Abgehen komme ich mir vor wie ein gefangenes Tier in seinem Käfig. Erst spät nachts, wenn die Temperaturen auf ein erträgliches Maß absinken, bringt der Schlaf Erlösung von zermürbenden Gedanken.

Einmal will man mich kahl scheren, aber da begehre ich auf und sage: "Nur Sklaven rasiert man Haare und Bart ab." Der Barbier lässt das Messer liegen, aber wegen dieser Aufsässigkeit lande ich in der Strafzelle. Für meinen Bart hungere ich drei Tage lang.

Inzwischen ist es, wie ich von meinem Wandkalender ablesen kann, August geworden, der Monat der Regenzeit, in dem es beinahe Tag und Nacht gießt. Sintflutartige Wolkenbrüche setzen alles unter Wasser und lähmen das normale Leben. Schwere Gewitter und Unwetter, von denen das Land heimgesucht wird, lassen die Menschen immer wieder erleben, wie klein und

machtlos sie sind gegenüber Naturgewalten. Die Regenzeit schafft eine niederdrückende Atmosphäre, die uns Gefangene besonders bedrückt, die aber auch dem Wachdienst anzumerken ist.

In früheren Jahren habe ich nie verstehen können, warum sich Afrikaner in der Zeit des Regens warm anziehen, so wie wir in Herbst- und Wintermonaten in Europa mit Kleidung vorsorgen. In Afrika habe ich nie ein Kältegefühl gespürt, weil die Temperaturen natürlich nicht so tief absinken, wie wir es in der Winterzeit in Europa gewöhnt sind. Im Kerker jedoch, dessen Zementboden ein Höchstmaß an Feuchtigkeit aufgesogen hat, ist alles kalt, feucht, klamm. Die trostlosen, eintönig grauen Zellenwände tragen ebenfalls dazu bei, meine Überlebensmoral auf den Nullpunkt absinken zu lassen.

Die Regenzeit hat auch das Licht meiner Sonnenuhr gelöscht, deren Stunden ich mit kleinen Zeichen an die Wand gemalt habe. Die zu den beiden Luftlöchern meiner Zelle hereinfallenden Sonnenstrahlen habe ich jeweils zu bestimmten Zeiten - wie Wachwechsel, Esszeiten, Wasserverteilung - markiert, so dass ich die Uhrzeit fast immer genau ablesen kann. Im Lager ist zwölf Uhr Wachwechsel, danach folgt er alle weiteren zwei Stunden, was mit einem Trompetenton angekündigt wird. Durch mein schwach gewordenes Gehör bedingt, ist es mir, je nach Windrichtung, nicht immer möglich, dieses Wachsignal wahrzunehmen. Dann leistet meine Sonnenuhr wichtige Dienste.

Wenn ich bei der Wasserverteilung mit meinem Zellennachbarn ein paar Worte wechseln kann, bin ich froh, das Gefühl, vereinsamt zu sein, für ein paar Minuten loszuwerden. Laut Gefängnisvorschrift soll es keine Möglichkeit geben, dass Sträflinge miteinander sprechen können, denn es ist vorgeschrieben, dass immer nur eine Tür nach der anderen geöffnet wird. Erst wenn eine Zellengemeinschaft ihre Nahrung erhalten hat, darf die nächste Tür geöffnet werden. Doch um diese Vorschrift einzuhalten, wären drei Essenverteiler nötig

gewesen, aber nur zwei kommen, von denen einer stets ein Gewehr trägt. Jeder Posten ist außerdem mit einer Pistole bewaffnet.

Bekanntlich sind wir Menschen besser und bequemer als unsere Anweisungen, wodurch sich in unserem Fall ergibt, dass immer mehrere Türen zur selben Zeit offen stehen und die Inhaftierten mit ihren Nachbarn ein paar Worte wechseln können.

Essenzuteilungen verhelfen mir jedes mal dazu, frische Luft einzuatmen. Dabei achte ich darauf, dass meine Zellentür so weit wie möglich offen steht, damit ein kräftiger Luftaustausch erfolgen kann. Zugleich erinnere ich mich an frühere Sportübungen, mit denen Ein- und Ausatmen besonders gelehrt wird und hebe also beim Luftholen zugleich meine Arme, solange meine Tür offen steht. Dabei sauge ich die frische Luft, die ich als Geschenk empfinde, in tiefen Zügen ein, und ich sehe, dass meine Zellennachbarn das gleiche Bedürfnis haben.

In diesen Minuten, in denen ich Gelegenheit habe, nach draußen zu schauen, versuche ich, alles in mich aufzunehmen, was sich meinem Auge an Abwechslung bietet. Kokos- und Ölpalmen sehe ich außerhalb des Gefängnishofes aufragen, und ihr sattes Grün ist für meine an Dämmerung und an graues Einerlei der Zelle gewöhnten Augen eine Wohltat. Welchen Preis hätte ich gezahlt, um in den Genuss einer Kokosnuss zu kommen, die oben in den Palmen in verschwenderischer Fülle hängen!

Dann schweift mein Blick wieder zurück in den Gefängnishof. Dort steht ein Papaya Baum, der ebenfalls Früchte trägt, welche die Form von Flaschenkürbissen haben. Von diesen Papayas träume ich, und in meiner Phantasie sehe ich mich in das orangefarbige Fleisch beißen. Dabei denke ich nicht daran, dass ich diese Sehnsüchte mit vielen Männern unseres Konzentrationslagers teile, die wie ich Tag für Tag darauf warten, dass diese Früchte reif werden.

Eines Tages ist es soweit, und ich kann beobachten, wie ein Captif beauftragt wird, die Papayafrüchte zu ernten. Die

Enttäuschung unter uns Gefangenen ist groß, als wir zusehen müssen, wie sich die Wachmannschaft an diesem köstlichen Mahl labt.

Diese "Momentaufnahmen" sammle ich in den kurzen Atempausen vor der Tür meiner Zelle über Monate hinweg. Jede winzige wahrnehmbare Kleinigkeit, die aus dem eintönigen Gefängnisleben auch nur etwas hervorsticht, erregt meine Aufmerksamkeit und gibt mir im Einerlei der Tage geistige Beschäftigung. Dann liege ich in der Dämmerung, und manche Wahrnehmung erinnert mich an Freuden meines früheren Lebens, von dem ich fast zehn Jahre in Afrika verbracht habe. Von diesem Erdteil bin ich fasziniert, und meine tief verwurzelte Liebe zu Afrika und seinen Menschen ließ mich nach jedem Urlaub in Europa immer wieder mit Freude an meine Arbeitsstätte zurückkehren.

So werde ich durch den Anblick der reifen Kokosnüsse an die Ernte dieser beliebten Früchte erinnert, bei der ich oft und gern zugeschaut habe. Vor allem die große Geschicklichkeit der Afrikaner habe ich bewundert, wenn sie, barfuss mit einem aus Palmzweigen gefertigten Reifen, den sie oberhalb der Hüfte umlegen und am Stamm des Kokosbaumes einhängen, ruckweise durch Versetzen des Reifens nach oben klettern. Mit einem Buschmesser werden die reifen Kokosnüsse abgeschlagen und fallen zu Boden, um von bereitstehenden Helfern eingesammelt zu werden.

Oftmals habe ich auch Afrikaner mit Kürbisflaschen an Palmbäumen hinauf klettern sehen. Mit einem Messer schneiden sie die jungen Sprosse, die Blattschoße, an und fangen in Kalebassen den aus der Wunde fließenden weißen, zuckerhaltigen Saft auf, der rasch in Gärung übergeht. Dieser „Bangui“ schmeckt ähnlich wie saurer Apfelmost und ist für europäische Zungen ein ungewohnter "Genuss". Afrikaner dagegen lieben diesen Palmwein als preiswertes, leicht anregendes Getränk. Manche brennen aus „Bangui“ auch einen

leichten Alkohol. Sie wissen, dass sie dabei Gefängnisstrafen riskieren, denn in Guinea ist es verboten, Bäume anzupfen oder Alkohol zu brennen. Trotzdem werden diese Verbote oft übertreten, weil der einfache Afrikaner finanziell überhaupt keine Möglichkeit hat, in den Genuss alkoholischer Getränke zu kommen.

Leider wird die Natur Guineas rücksichtslos ausgebeutet, da die arme Bevölkerung überleben muss. Selbst winzige Raubkatzen werden wegen ihres Felles umgebracht, ganze Wälder niedergebrannt, um auf diese Weise "gedüngten" Boden zu gewinnen.

Bald hocke ich wieder in meiner Behausung. Neun Monate bin ich nun schon hier, wann wird endlich etwas geschehen, damit ich diese Hölle hinter mir lassen kann?

Zu dieser Zeit fällt mir auf, dass immer wieder neue Gefangene eingeliefert werden. Manche bleiben nur einige Tage, dann werden sie wieder entlassen. Wie ich später erfahre, wurden sie mit hohen "Schmiergeldern" von ihren Familienangehörigen freigekauft.

Ich erfahre auch, dass von meinen Brauereiangestellten fast die Hälfte, fünfzig Mann, inhaftiert worden sind, weil jemand "ausgesagt" hat, dass ich jedem von ihnen fünf Millionen Francs, also etwa 74 000 DM, für ihre politische Tätigkeit in der „SS-Nazi“ - und zwar im Auftrag der Bundesrepublik Deutschland - gezahlt habe. Es sind einfache Arbeiter, deren Gehälter zwischen 250 und 1000 DM monatlich betrugen. Ein Gehalt von 1000 DM erreichten nur sechs Vorarbeiter, die sich durch besondere Tüchtigkeit auszeichneten.

Für die meisten kann der „Irrtum“ aufgeklärt werden, denn sie dürfen nach etwa zwei Wochen meine Nachbarzellen wieder verlassen. Soriba, Moctar, Diallo und Mamadou aber, vier meiner Mitarbeiter, müssen ihre Tätigkeit bei einem deutschen

Staatsbürger mit ihrem Leben bezahlen; andere bleiben weiter inhaftiert, ohne dass ihnen ihr Urteil je bekannt wird.

Durch die Neuankömmlinge ist die Stimmung im Lager wieder bedrückender geworden. Oft wird die Nachtruhe durch Stöhnen und Schreien nach Wasser unterbrochen. Diesen neuen Unglücklichen ergeht es nicht besser als uns allen nach der Verhaftung. Zur Taktik, einen Beschuldigten "weichzumachen", gehört es, dem Ahnungslosen Nahrung und Wasser zu entziehen, um ihm dann, wenn er immer entkräfteter ist, durch Verhör und Folterungen den Gnadenstoß zu geben..., auf dieselbe grausame Art, wie ich es erlebt habe.

Wir alle, die wissen, was es mit "Verhören" auf sich hat, sind wie gelähmt, wenn die Dunkelheit hereinbricht, wenn Bluthunde die ersten von uns zu Vernehmungen holen. Keiner der Zurückbleibenden weiß, wann er wieder an der Reihe ist. Jeder atmet auf, wenn der vor dem Gefängnistor stehende Jeep, dessen Motorengeräusch deutlich durch die Stille der Nacht zu hören ist, sich langsam entfernt. Doch das Angstgefühl steigt erneut hoch, sobald in der Ferne der Motor wieder aufbrummt, sobald neue Opfer vor die unersättliche Kommission geschleppt werden sollen. Jeder horcht, wie das Gefängnistor geöffnet und wieder verschlossen wird, und jeder stellt sich die bange Frage: "Wen holt man jetzt? Bin ich es dieses Mal?"

Nicht selten erlaubt sich das Wachpersonal gemeine Scherze, indem mehrere Nummern der Zellen laut über den Hof gerufen werden. Ich höre meine Nummer 35 und fühle kalten Angstschweiß. Doch es geschieht nichts. Ich ahne, dass es den Wächtern bereits eine Genugtuung ist, mich Stunde für Stunde zitternd auf meiner Pritsche zu wissen, ängstlich auf den ersten Sonnenstrahl wartend, der den neuen Tag ankündigt und die Gewissheit gibt: "Dieses Mal bin ich verschont geblieben."

Tagsüber ruhen Verhörermeute und Leuteschinder aus, um Kraft für die nächste Nacht zu sammeln. Einzig der Schlaf der

Bluthunde lässt uns dem neuen Tag mit einem Gefühl der Erleichterung, wenn auch nur für Stunden, entgegensehen.

Regelmäßig kommen Sanitäter und verbinden mir die noch immer offenen Folter-wunden der Arme und Beine. Dann und wann bekomme ich eine Spritze, ohne zu erfahren wofür. Man lässt mich im Glauben, dass es sich um Vitaminspritzen handelt. Ich bemerke jedoch nie, dass sich mein körperlicher Zustand nach dieser angeblichen Vitaminzufuhr bessert. Meine Arme sind immer noch steif, doch kann ich meine Finger wieder etwas bewegen. Des öfteren erhalte ich Massagen mit heißem Wasser, ein andermal werden meine Arme mit heißen Tüchern umwickelt.

Einmal sagt ein Wächter: "Kennst du mich nicht?" Und er erzählt von einem gemeinsamen Bekannten in Conakry. Ich höre zu und ahne, dass er auch draußen über mich sprechen wird. Aber hier verstummt er auf meine Fragen vor Angst.

Eines Tages werden für jeden ganze vier Chinintabletten ausgeteilt, denn manche Gefangene leiden an Malaria. Bei dieser kläglichen Medikamentendosis muss ich daran denken, dass in Guinea Chininbäume wachsen, aus deren Rinde schon der Lehrling eines Medizinmannes einen heilenden Saft herstellen kann. Das Lager wimmelt von Moskitos, und jede Nacht werden wir von ihnen geplagt, so dass keiner weiß, wann er von diesen Krankheitsträgern angesteckt und so auch von Malaria befallen werden wird. Trotzdem berührt uns das Los von Fode, einem Guineer, besonders, der an schweren Malariaanfällen leidet. Um ihm zu helfen, gebe ich meine Tabletten an ihn weiter, was auch andere Gefangene tun. Diese Nachricht geht wie ein Lauffeuer durch das Lager. Als sich Fode nach ein paar Tagen auf dem Wege der Besserung befindet, ist jeder der Spender befriedigt darüber, dem Kranken das Gefühl gegeben zu haben, nicht allein in seinem Elend zu stecken. Wir sitzen alle im selben Boot, und diese gemeinschaftliche Hilfsaktion hebt unsere Moral.

Ein Tag nach dem anderen schleicht vorüber, ohne dass sich einschneidende Veränderungen in meinem Gefangenleben ergeben. Der Besuch des italienischen Botschafters liegt nun schon über ein halbes Jahr zurück, und außer ein paar Hoffnungen, dass man sich "draußen" für meine Freilassung einsetzen wird, hat er mir keine Vergünstigungen eingebracht. Im Gegenteil, nur zu gut ist mir der erneute Nahrungs- und Wasserentzug als Strafe für meine Klagen vor dem Botschafter im Gedächtnis und warnt mich für die Zukunft.

Immer wieder versuche ich, in der Erinnerung Satz für Satz dieser Unterredung zusammenzutragen. Doch was bleibt, ist nur ein Hoffnungsschimmer, dass mich die Menschen in Freiheit nicht vergessen haben und alles tun werden, um meine Freilassung zu bewirken. Meine Hoffnung steht auf schwachen Füßen, denn es ist während dieser Unterredung nie davon gesprochen worden, dass der Botschafter oder andere Beauftragte sich in regelmäßigen Abständen nach meinem Befinden erkundigen werden.

Die Ungewissheit über mein weiteres Schicksal verstärkt meine Zweifel mit jedem Tag mehr. Aus Angst habe ich geschwiegen und versäumt, dem Botschafter zu sagen, wie mein "Geständnis" zustandegekommen ist. Die Diplomaten müssen also davon ausgehen, einen "Schuldigen" aus den Fängen der guineischen Regierung zu holen. Ich bin sicher, dass alle Anstrengungen, die in meinem Fall unternommen werden, mit äußerster Vorsicht geschehen, denn kein Staat will sich der Gefahr aussetzen, dass diplomatische Beziehungen aus Missverständnissen heraus eingefroren oder abgebrochen werden. So wird die guineische Regierung mit Samthandschuhen angefasst, und Ministerpräsident Sékou Touré weiß das gewiss zu nutzen.

Bei allen Bemühungen in meinem Fall – wie ich später erfahre – treten dann auch die Guineer mit genau den Argumenten auf, die mein "Geständnis" enthält. Da die guineische Regierung nun einmal alle Deutschen mitsamt der deutschen Botschaft

ausgewiesen hat, braucht sie für ihre der Bundesrepublik entgegengehaltenen Anschuldigungen Beweise und einen Schuldigen. Ihr ganzes Lügennetz, das sie sich gesponnen hat, basiert auf meinem "Geständnis". Wenn Guinea zum damaligen Zeitpunkt meiner Freilassung zugestimmt hätte, hätten einige seiner Minister ihr Gesicht verloren, und alles, was sie mühselig an Einzelheiten in ihrem Weißbuch über den Angriff der Exil-Guineer unter Mittäterschaft der Bundesregierung zusammengetragen haben, wäre wie eine Seifenblase zerplatzt. Sékou Touré hätte in aller Welt an Glaubwürdigkeit verloren.

Wie gut, dass ich in meiner Zelle diese Tatsachen nicht kenne, sie hätten mir auch noch die letzte Hoffnung geraubt, den Kerker jemals lebend zu verlassen. Viel später höre ich allerdings davon, dass Sékou Touré nach meinem Todesurteil vom deutschen Bundespräsidenten Heinemann telefonisch gebeten worden ist: "Bitte tun Sie nichts, was nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann."

Heute ist mir auch klar, warum die bürokratische Abwicklung beim Kampf um die Freilassung eines unschuldigen politischen Häftlings so lange Zeit in Anspruch nimmt. Es müssen dabei einfach alle Grundregeln der Diplomatie gewahrt bleiben, um Aussicht auf Erfolg zu haben. Allerdings wird bei Grundsatzfragen oft vergessen, dass dem Menschen, um den es geht, in allen körperlichen und seelischen Qualen Grenzen gesetzt und dass zu irgendeinem Zeitpunkt seine Kräfte aufgezehrt sind und der Tod Sieger bleibt. Wir Gefangenen zählen Stunden und Tage, während Menschen, die das Brot der Freiheit essen, sich bei solchen Aktionen Wochen, Monate, Jahre Zeit lassen, auch aus Sorge um die eigene berufliche Stellung und aus Bequemlichkeit, im Genuss gesicherten Privatlebens.

Würden Mitglieder von "Amnesty International" oder der "Gesellschaft für Menschenrechte", um nur zwei Hilfsorganisationen zu nennen, sich nicht uneigennützig für unschuldig Inhaftierte einsetzen, würde wohl mancher

Einflussreiche vergessen, dass er vom Volk bezahlt ist und dass das Wort "Minister" "Diener" heißt. "Tritt für einen einfachen Bürger auch der Krisenstab zusammen?" fragte ich mich in verzweifelten Stunden.

Langsam geht die Regenzeit ihrem Ende entgegen. Wenn tagsüber die bleierne tropische Sonne auf die Wellblechdächer unserer Zellen brennt, haben wir Insassen das Gefühl: sie bringt unseren Körper zum Glühen und das Hirn im Schädel zum Kochen. Ich höre auf, an das Gute im Menschen und an eine irdische Gerechtigkeit zu glauben. Mein Inneres sträubt sich dagegen, an Gott zu denken, der mir in meiner Situation noch helfen könnte. Ich bete nicht mehr und entferne auch das an die Wand geklebte Kreuz. Alle Hoffnung habe ich verloren, dass sich mein Los wendet, wenn ich beharrlich weiterbete.

Eine Überraschung erfahre ich jedoch durch einen arbeitenden guineischen Gefangenen, der mir einen selbstgefertigten Rosenkranz vom libanesischen Gefangenen Mohammed Kleit überbringt. Die Kugeln sind so groß, dass Mohammed dafür sein Brot von drei Tagen geopfert haben muss. Die Fäden stammen aus seiner Bettdecke.

Mohammed hat mich mit seinen falschen Aussagen schwer belastet, ohne dass man ihn zuvor in der Folterkammer zu sehr gequält hat. Kleit ist Moslem und verrichtet seine Gebete, wobei er, wie ein Muezzin von den Minaretts der Moscheen, hier in Boiro die anderen Moslems durch lautes Rufen zum Gebet einlädt.

Wahrscheinlich erhofft sich Mohammed, als er mir den Rosenkranz übersendet, ein Zeichen meiner Verzeihung für seine Lügen. Aber selbst wenn ich ihm vergebe, so kann er die Männer nicht mehr ins Leben rufen, die aufgrund solcher Aussagen zum Tode verurteilt und hingerichtet worden sind. Diesem jungen Mann möchte ich keinesfalls den Schwarzen Peter zuschieben, denn hinter ihm stehen Menschen, die sich aufgrund erpresster

Aussagen eine neue Zukunft aufbauen wollen, doch für die der Ausdruck "Mensch" nicht mehr gerechtfertigt ist. Sie haben sich zu erbärmlichen Geschöpfen erniedrigt, denen jedes Mittel recht ist, und die im wahrsten Sinne des Wortes "über Leichen gehen".

Ich bin hart geworden und bringe es nicht mehr über mich, zu verzeihen. Vier Wochen später habe ich Gelegenheit, den Rosenkranz an seinen Absender zurückzuschicken...

Die zunehmende Trockenheit bringt etwas mehr Abwechslung. Ich kann mich wieder an die Zellentür legen und zum Türschlitz hinausschauen. Stunden- und tagelang beschäftige ich mich mit den vor meiner Zelle herumkrabbelnden und herumlaufenden Insekten. Es sind kleine und große, schwarze und rote Ameisen, sowie Tausendfüßler und noch viele andere Insektenarten, deren Namen mir nicht bekannt sind.

Meine Aufmerksamkeit gilt besonders den Ameisen, deren geschäftiges Treiben und planmäßiges Arbeiten ich bewundere. Bald sehe ich, wie sie ihre Eier mit sich herumschleppen und in die Sonne legen. Dann beobachte ich, wie diese kleinen Tiere einen toten Käfer, ein Stückchen Holz, eine Hühnerfeder oder ein Reiskorn forttragen. Bei größeren Lasten sind es hunderte von Ameisen, die ihre Kraft zur Verfügung stellen, um miteinander das zu meistern, was eine allein nicht vermocht hätte. Ich muss an die riesigen Pyramiden in Ägypten denken, die von Menschenhand errichtet worden sind. Für einen Riesen wäre der Anblick der emsig schaffenden Menschen unter den großen Lasten der Steinbrocken ungefähr der gleiche, wie ich ihn gegenüber diesen Ameisen erlebe.

Eine Ameise, die den Weg in meine Zelle genommen hat und durch den Türschlitz krabbeln will, zerdrücke ich. Andere, die immer wieder denselben Weg nehmen, laufen auf das tote Tier zu, halten kurz an, als ob sie es zur Arbeit ermahnen wollten. Doch da es sich nicht bewegt, laufen sie verstört hin und her. Nach einer Weile schließlich nehmen ein paar Ameisen den Kadaver und tragen ihn fort.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Während der Regenzeit sind Ameisen unsere besten Wetterpropheten. Aus ihrem Verhalten wissen wir bereits Stunden im voraus, dass wolkenbruchartige Regenfälle oder Gewitter zu erwarten sind. Dann klettern die Ameisen mit ihren Eiern zu Tausenden und aber Tausenden die Gefängnismauern hoch, um sich ein sicheres Versteck vor den zu erwartenden, für sie tödlichen Wassermassen zu suchen. Stundenlang bewegt sich ein schwarzer Teppich von Tieren um uns herum in unserem Zellen-inneren hoch. Immer wieder bin ich erstaunt, dass die Ameisen sich niemals irren, wenn sie diese Völkerwanderung unternehmen.

Wehe dem, der sie vernichten will! Ein Häftling versucht einmal, sie zu töten, um sich nicht der Gefahr ihrer Bisse auszusetzen. Er schlägt auf sie ein und meint wohl, mit den wenigen Insekten fertigzuwerden. Doch er hat sich getäuscht, es kommen immer neue Ameisen hinzu, und unbarmherzig wird er von ihnen gebissen. Wir lernen schnell, dass man diese kleinen Lebewesen einfach in Ruhe lassen muss, um selbst von ihnen in Ruhe gelassen zu werden.

Muntere Gesellen hüpfen auf dem Steg herum, der vor unseren Zellen liegt. Die kleinen Vögel sind nur halb so groß wie Spatzen. Männchen haben ein rotes Gefieder. Andere, ebenso große Vögel haben dunkelblaue Flügel mit kleinen weißen Federn. Sie zwitschern, sind vergnügt und picken einzelne Reiskörner oder Brotkrumen vom Boden auf ,da die Essenverteiler ohne viel Sorgfalt den Reis ausgeben. Ich freue mich an den kleinen fröhlichen Lebewesen und beneide sie um ihre Freiheit:

ein Vogel müsse man sein! Hin und wieder fliegen sie mit lautem Gezwitscher hoch, wenn irgendwo eine umherstreunende Katze bei ihrer Nahrungssuche auftaucht.

Auf Katzen sind die Wachhabenden nicht gut zu sprechen. Die Tiere werden gejagt und verscheucht, wo immer eine von ihnen zu sehen ist. Allzuoft schon sind sie die Ursache einer blinden

nächtlichen Unruhe gewesen, die ein übereifriger Nachtwächter verstärkt hat, weil er das Rascheln der hinter Ratten herjagenden Katzen über widerhallenden Wellblechdächern für den Ausbruchversuch eines Gefangenen hält und pflichtgetreu Alarm schlägt. Schleicht sich nach der Aufklärung des Tumults eine harmlose Katze als Übeltäter davon, erntet der diensteifrige Nachtwächter außer dem Hohngelächter von uns Gefangenen auch noch Rügen seiner Vorgesetzten. Manchmal fallen auch Steine von Kindern, die Vögel jagen, auf unsere Dächer und lassen sie blechern erklingen.

Eines Tages bin ich sogar Zeuge, wie ein Wachhabender gemäßregelt wird, allerdings aus einem anderen Anlass. Es ist an einem Nachmittag, als wir alle vor uns hindösen, um die größte Hitze dadurch erträglicher zu machen, dass wir uns fast nicht bewegen. Plötzlich fällt ein Schuss, und alle schrecken hoch. Großer Aufruhr im Lager. Verstörte Bewaffnete laufen hin und her. Schreie ertönen. Der erste Gedanke unter uns Wehrlosen: "Hat einer von uns einen Ausbruch gewagt?" Im selben Augenblick flammt unsere Hoffnung auf, dass er entkommen möge!

Da sich der Lärm in unmittelbarer Nähe meiner Zelle abspielt, lege ich mich flach auf den Boden, um durch den Türschlitz Näheres zu erfahren. Ich sehe einen jungen Aufseher, der einen ziemlich erschrockenen Eindruck macht, und seinen Vorgesetzten, der ihn zur Rede stellt und wissen will, wie so etwas geschehen konnte. Der "Schütze" erklärt, dass er sein Gewehr quer über seine Schultern gelegt hat, in der Art eines Jochs, mit dem man Wassereimer trägt, und dass sich beim Herumspielen an der Waffe plötzlich ein Schuss gelöst hat. Der Vorgesetzte spricht ernst auf ihn ein:

"Man könnte meinen, dass du beim Unterricht mit der Waffe nicht aufgepasst hast. Ich habe dir doch genau erklärt, wie

gefährlich ein Gewehr ist. Du hättest doch jemanden treffen können. Hast du daran nicht gedacht?"

Der Unvorsichtige verspricht, besser aufzupassen. Noch lange diskutieren die Wachmänner dieses Missgeschick. Dabei ist ihre Sorge herauszuhören, wie leicht irgendeiner von ihnen durch eine solche Unvorsichtigkeit hätte getroffen werden können. Wie bedenkenlos hier täglich Leben von Gefangenen ausgelöscht wird - davon spricht keiner, daran denkt anscheinend keiner.

Für uns Eingespernte ist das eine Begebenheit, die von Zelle zu Zelle weitererzählt wird und den Gesprächsstoff des eintönigen Lagerlebens bereichert. Nur KZ-Insassen wie ich, in Einzelhaft zermürbt, die nur selten ein paar Worte wechseln können, müssen jede Neuigkeit, ebenso Leid und Freud stumm herunterschlucken. Um in der Einsamkeit nicht geistig unterzugehen, male ich mir mit Seife ein Schachbrett auf den Betonboden. Gesammelte Holzstücke, Steinchen und Apfelsinenkerne ersetzen Bauer, Springer und Könige. Mein "Gegner", Jean-Paul Alata, hockt vier Zellen weiter in einem ebenso finsternen Loch. Wir signalisieren unsere Züge mit Klopfzeichen - von Wand zu Wand, von Zelle zu Zelle. „Tock, tock“, es geht los, und die Antwort "Tock, tock" heißt dann, ich habe verstanden. Jeder Schlag bedeutet einen Buchstaben des Alphabets. Jeder, der zwischen uns sitzt, spielt mit, horcht auf meine Zeichen, gibt sie weiter. Jean-Paul bestätigt den Zug auf demselben Weg. Erst werden die Buchstaben der Schachposition geklopft, dann die Zahlen, die ein Feld von der Seite her bezeichnen. Ein Spiel dauert oft eine Woche lang. Das ganze Gefängnis spielt mit, weil jeder die Klopfzeichen hört, weil jeder weiß, was sie bedeuten. Und alle sind voller Spannung, wer die Partie wohl gewinnen wird.

Ebenso schnell wie die anderen bemerke ich: wer sich nicht beschäftigt, der wird wahnsinnig in der Hölle von Boiro. Dabei können wir entdecken, dass der Trieb der Selbsterhaltung eine praktische Freundin hat, die Erfindungsgabe!

Nach meinem Kalender zählen wir Anfang Dezember. Die beginnende Trockenzeit macht das Klima für uns Europäer etwas erträglicher. Ich denke daran, dass die Menschen in meiner Heimat bereits damit beschäftigt sind, Weihnachtseinkäufe zu planen oder sogar schon einkaufen. Im Geiste sehe ich die beleuchteten Geschäftsstraßen von Aachen mit ihren zur Weihnachtszeit verschwenderisch ausgestatteten Schaufenstern, geschäftig eilende Leute mit Paketen beladen und mit dem Gedanken beschäftigt, alle Weihnachtsvorbereitungen rechtzeitig zu treffen und niemanden im Familien- und Freundeskreis zu vergessen. Ich stelle mir vor, wie viele dieser Menschen, in Pelze und warme Kleidung eingehüllt, sich sorglos dem bevorstehenden Fest widmen können. Aber auch dass ich mir kaltes Winterwetter in Deutschland vorstelle, verschafft keine Abkühlung. Vor diesem ersten Weihnachtsfest im Stall von Boiro beschäftigt mich nur der eine Wunsch, frei zu sein und diesem Verlies lebend enttrinnen zu können.

Inzwischen werden einige Veränderungen im Lager vorgenommen und alle Europäer zu dritt oder zu viert in eine Zelle von i6 Quadratmetern zusammengelegt. Ebenso ergeht es den Libanesen, die wegen ihrer helleren Hautfarbe so wie wir Europäer behandelt werden. Nun bin ich der einzige, der noch allein eine Dunkelkammer bewohnt. Vertraute Gewohnheiten, mit meinen Nachbarn zu klopfen und zu flüstern, finden ein Ende, denn alle meine afrikanischen Nachbarn, die mir inzwischen bekannt sind, werden in größere Räume zusammengesteckt. In den benachbarten Einzelverliesen werden neue afrikanische Häftlinge untergebracht. Es wird schwierig, mit ihnen Verbindung aufzunehmen, denn sie scheuen jeglichen Kontakt mit Europäern. Sie haben Angst, man könne ihnen deshalb irgendwelche politischen Beziehungen zum Ausland unterstellen.

Hin und wieder werde ich vom Chef des Blocks gefragt, ob man einen Mithäftling zu mir verlegen solle. Trotz aller Einsamkeit

lehne ich ab, denn die Vorstellung, dass ich dann das Quentchen Luft in diesem Brutkasten auch noch mit einem anderen teilen müsste, lässt mir das Alleinsein ohne Gesprächspartner immer noch als kleineres Übel erscheinen.

Es dauert jedoch nicht lange, bis eines Morgens der Lagerleiter zu mir kommt und ankündigt, dass ich meine Behausung ab sofort mit einem anderen Häftling teilen muss. Kurz darauf bringen zwei Captifs ein Stahlbett und die paar Habseligkeiten meines neuen Mitbewohners: Decken, Bettuch, Nachtgeschirr, Wassergefäß.

In Begleitung von zwei Wachen erscheint ein sympathisch aussehender Mann von etwa vierzig Jahren, der sich als "Marcel" vorstellt. Er ist Franzose und mir bereits aus der Folterkammer bekannt, als er eines Nachts mein Leidensgenosse gewesen ist und zusehen musste, wie man mich mit der Stuhlfolter bearbeitete. Marcel ist zum selben Zeitpunkt wie ich verhaftet worden, wobei man ihm seine Verbindung zu Deutschen zur Last legt.

Für mich beginnt ein neues Leben in der Zelle. Die mir oft endlos erscheinenden Tage werden kürzer, wir machen uns gegenseitig Mut. Wir verstehen uns gut, unsere Sympathie füreinander ermöglicht uns ein gutes kameradschaftliches Verhältnis, das dazu beiträgt, unsere Überlebensmoral zu heben.

Die räumlichen Verhältnisse haben sich natürlich verschlechtert, denn es bleiben zwischen unseren Betten nur knapp vierzig Zentimeter Platz, die wir abwechselnd mit Auf- und Abspazieren nutzen.

Nie sprechen wir darüber, wie lange Marcel sich gewehrt hat, das ihm vorgelegte "Geständnis" zu lesen und damit anzuerkennen, doch seine Narben zeigen mir, dass er wohl nicht so häufig wie ich gefoltert worden ist.

Sogar einen richtigen Löffel besitzt Marcel! Meiner ist mir einige Wochen zuvor von einem Wachbeamten abgenommen worden, der behauptet: "Du bist jetzt wieder fähig, mit deinen Händen zu essen. So kann die Revolution deinen Löffel anderweitig zum Einsatz bringen." Das ironische Lächeln bei dieser Bemerkung ist nicht zu übersehen, und wie es gemeint ist, erfahre ich, als der Revolutionär den Löffel an einen Untergebenen weiterreicht und befiehlt: "Verwende ihn für einen Gefangenen, der jetzt Recht auf Nahrung hat!" Unschwer kann ich mir das geschundene Opfer aus der Folterkammer vorstellen, das, unfähig seine Hände zu gebrauchen, von einem Mitleidigen gefüttert werden muss. Leben erhalten..., Leben zerstören. . . Sinnloser Kreislauf ohne Rücksicht auf menschliche Schicksale, der immer wieder in Gang gesetzt wird, um das aufgebaute Lügegebilde vom Umsturzversuch der Neo-Kolonialisten aufrechtzuerhalten oder zu ergänzen.

Nächsten Morgen entdecken wir bei der Essenausgabe, dass mein Stück Brot doppelt so groß ist wie das, das Marcel erhält. Ich erzähle ihm, woraus meine Verpflegung besteht, seitdem ich wieder essen und trinken darf, und dass ich zur Strafe drei Monate lang auf halbe Ration gesetzt worden bin. Danach habe

ich jedoch außer der normalen Gefangenenkost zu Mittag noch einen Extra-Teller Reis bekommen. Diese zusätzliche Portion teile ich nun mit Marcel, und durch den halbierten Nachschlag scheint unser beider Hungergefühl etwas gemildert. Wir sprechen darüber, was diese Vergünstigung beim Essen wohl zu bedeuten hat. Marcel äußert die Meinung, dass die Kerkerzeit für mich vielleicht in absehbarer Zeit beendet sein könnte. Schließlich wäre es für die guineische Regierung kein Lob, einen Unschuldigen, halb verhungert, zu entlassen.

Ein paar Tage vor Weihnachten erhalten wir neue zuklappbare Nachttöpfe, die in China hergestellt worden sind. "Soll das ein Weihnachtsgeschenk sein?" denken wir. Doch zugleich bedrückt uns, dass wir wohl noch über lange Zeit Leidensgefährten sein werden. "Warum sonst macht man sich die Mühe, uns neue Sachen zu geben?" Marcel überrascht mich mit der glorreichen Idee, nur *e i n e n* Topf als Nachttopf zu benutzen, während wir in dem anderen bei unseren nächtlichen Toilettengängen Wasser zum Waschen mitbringen wollen. Da das streng verboten ist, riskieren wir zwei Tage verschärften Kerkers ohne Wasser und Brot, oft mit 16 und mehr Häftlingen in eine einzige Zelle zusammengepfercht, wobei die Notdurft in einer Ecke zu verrichten ist. Der Strafbunker von 16 Quadratmetern wird nur geöffnet, wenn ein Neuer kommt oder ein anderer, oft erst nach zehn Tagen, seine Zeit ohne jede Nahrung und ohne jeden Tropfen Wasser verbüßt hat.



Der Wunsch, mich zu waschen, lässt mich diesem Wagnis dennoch sofort zustimmen. Der Weg zur Kloake hin ist leichter als der zurück, denn mit einem leeren Topf in der Hand einen vollen vorzutäuschen, ist wesentlich einfacher als der umgekehrte Versuch. Beim Wasserholen wechseln wir uns täglich ab, so dass die Gefahr, entdeckt und bestraft zu werden, zu gleichen Teilen von uns beiden getragen wird. Doch wir haben Glück: Unser Schauspiel wird nie durchschaut.

Viele der Gefangenen füllen ihren ausgeleerten und ausgespülten Topf mit Wasser, um sich, bevor sie die Zelle wieder betreten, die Füße zu waschen. Dagegen hat der Wachdienst nichts einzuwenden. Doch ist es strengstens verboten, Wasser mit in die Gefängnisräume hineinzunehmen. Wir alle sind barfuss, und jeden Tag wird dieser Weg zur Latrine von wohl 600 Füßen markiert. Unser einziger Ausgang aus der Zelle führt über einen von menschlichem Kot gesäumten Weg, über dem der abstoßende Geruch der rasch in Verwesung übergegangenen Exkreme hängte. Diese Spuren haben Gefangene hinterlassen, die bereits zu schwach sind, ihren Topf zu tragen, und nur mühsam die Kloake erreichen. Marcel und ich betrachten deshalb das mitgebrachte Wasser als "Entschädigung" und freuen uns jeden Tag auf diese kleine Körperwäsche.

Ich genieße es, einen Gesprächspartner zu haben, und nach und nach erzählen wir uns abwechselnd, wie jeder gelebt hat, bevor uns das Schicksal zu Leidensgefährten werden ließ.

Marcel hat seine Frau und seine zwei Kinder zurücklassen müssen. Noch vor seiner Verhaftung hat er in Frankreich eine Wohnung gekauft und dafür eine Anzahlung geleistet. Jetzt macht er sich Sorgen, wie seine Frau die finanziellen Belastungen trägt und die Familie ernährt.

Marcel ist bei einer französischen Mineralölgesellschaft - die eine Zweigniederlassung in Conakry hat - angestellt gewesen, wobei er für die Sicherheit der ankommenden, mit Kraftstoffen beladenen Transportschiffe zuständig war. Immer wieder kreisen

seine Gespräche um die Ungewissheit über das Schicksal seiner Familie. Etwas später ist er der einzige Glückliche im Lager, der von seinem Schwiegervater, René Gazau, den man inzwischen ebenfalls inhaftiert hat, die ersten Neuigkeiten über seine Familie erfährt. René kann ihn beruhigen, als er mitteilt, dass sich seine Frau und die beiden Kinder in Frankreich aufhalten und ein wenig von den dortigen Familienangehörigen unterstützt werden. Außerdem erfährt Marcel, dass seine Frau eine Arbeit als Sekretärin angenommen hat, um so zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen.

Alle anderen Gefangenen hören kaum etwas über ihre zurückgelassenen Familien. Je mehr Zeit verstreicht, um so unruhiger und besorgter werden die Familienväter. Diese Tatsache wissen auch die Ankläger zu nutzen und "füttern" die armen Häftlinge bei den Verhören mit entsprechenden Unwahrheiten . . eine zusätzliche Foltermethode, um dem Opfer die gewünschten Bestätigungen zu den vorbereiteten Lügen zu entlocken. Ich versuche, diese Menschen zu trösten, so gut ich kann. Zu diesem Zeitpunkt bin ich froh, dass ich keine Kinder zurückgelassen habe und mir diese seelische Folter erspart bleibt.

Marcel ist sehr musikalisch und kann gut singen. Es ist eine willkommene Abwechslung für mich, wenn er abends französische Lieder leise vor sich hinsingt. Doch eines Tages weiß Marcel seine Begabung nutzbringender anzuwenden. Er beginnt, scherzhafte Nachdichtungen in französischer Mundart, die für die Wächter wie auch für mich unverständlich ist, laut über die Zellen hinauszuschmettern. Ein paar Räume weiter sitzt René, der ihm auf ähnliche Weise antwortet. Mit diesem Singsang können beide Männer Zwiegespräche führen, in denen sie sich gegenseitig über alle Neuigkeiten unterrichten.

Als ich Marcel und René bei ihrem Singspiel zuhöre, überkommt mich das Verlangen:

Sollte ich dieses Lager lebendig verlassen, möchte ich ein Lied dichten und vertonen, das die Glücklichen in der Freiheit erschüttern soll und dankbar machen für ihre Menschenrechte.

Erst nach vielen Wochen nehmen die Aufseher an dieser singenden Unterhaltung Anstoß. Durch das schnelle Antworten des jeweiligen Partners haben sie nun auch den Zweck des Singspiels erkannt, und beide werden zur Rede gestellt. Die Gefängnisleitung kommt zu dem Schluss, dass Marcel und René einen gemeinsamen Ausbruch geplant hätten und außerdem beabsichtigen, andere Gefangene politisch gegen die Gefängnisleitung aufzuwiegeln. Die Strafe fällt sehr gelinde aus. Marcells Schwiegervater wird einfach in einen weiter entfernten Block verlegt, so dass es wegen der Entfernung jetzt unmöglich ist, die musikalische Unterhaltung fortzuführen.

Die letzten Wochen vor dem Weihnachtsfest haben begonnen, und ich muss die unangenehme Entdeckung machen, dass ich Spulwürmer habe. Vermutlich ist das auf den Genuss des unsauberen Wassers aus den Pfützen in meiner Zelle zurückzuführen, als ich, dem Verdursten nahe, alle Vernunftüberlegungen beiseitegeschoben und dieses trübe Regenwasser als das köstlichste Nass auf Erden getrunken habe. Nun muss ich die Unvorsichtigkeit büßen; auf meinem Bett liegend, krümme ich mich vor Schmerzen. Marcel schlägt an die Tür und ruft nach einem Sanitäter. Keine Gelegenheit lässt er aus, sich jedes Mal, wenn er Schritte hört, bemerkbar zu machen und immer wieder nach einem Krankenwärter zu verlangen.

Erst nach drei Tagen hat Marcel Erfolg. Ein Sanitäter erscheint und untersucht mich. Er fordert mich auf, eine Stuhlprobe zur Untersuchung zu schicken, gibt mir aber kein Gefäß dafür. Schließlich verwende ich als "Verpackung" ein Stückchen Silberfolie einer Zigarettenschachtel. Der Befund der Untersuchung wird mir nie mitgeteilt. Meine Bauchschmerzen werden immer unerträglicher, weshalb Marcel nach wie vor hartnäckig ärztliche Hilfe verlangt. Ich bin froh, dass er dafür

nicht bestraft wird. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit weist er auf meinen schlechten Gesundheitszustand hin und bittet um Abhilfe.

Endlich, nach 14 Tagen, kommt ein anderer Sanitäter. Sein Auftreten lässt uns fühlen, dass es besser ist, ihn als "Herrn Doktor" anzusprechen, um vielleicht Aussicht auf Hilfe zu haben. Nach einer kurzen Untersuchung überreicht er mir vier Tabletten. Ich nehme sie ein, und sie helfen tatsächlich, die Schmerzen lassen nach. Mein Gesundheitszustand bessert sich etwas. Allerdings habe ich durch diese Krankheit einen Teil meiner noch vorhandenen Kraft eingebüßt. Als ich meinen Bauchumfang mit der Jacke messe, die ich anfangs fast nicht schließen konnte, stelle ich fest, dass ich nach fast einem Jahr Kerker rund zehn Zentimeter Bauchumfang verloren habe.

Unsere Gespräche beschäftigen sich mit dem bevorstehenden Weihnachtsfest und dem Jahreswechsel. Wir machen uns Gedanken darüber, ob diese Feiertage wohl auch von der Gefängnisleitung gewürdigt werden, etwa durch ein zusätzliches Stückchen Fleisch oder irgendeine andere kleine Gaumenfreude. Jeder erzählt dem anderen, welche Speisen er sich zum Festtag wünscht und malt dem Gesprächspartner die Speisekarte in allen Einzelheiten aus.

Als ich einige Tage vor Weihnachten bemerke, dass Marcel seine Orange, die er zu Mittag bekommt, nicht isst, bewahre auch ich meine Apfelsine auf. Wir möchten einander eine kleine "Bescherung" bereiten, falls wider Erwarten von der Gefängnisleitung nichts Besonderes vorgesehen ist. Was jeder heimlich befürchtet hat, trifft ein. Die Feiertage beschenken uns nur Einschränkungen, da nur ein Teil des Wachpersonals Dienst tut, und unsere Versorgung mit Nahrung und Wasser erfolgt um so schleppender.

Am Abend des 24. Dezembers nimmt Marcel eine Schachtel Streichhölzer und steckt die Hölzchen rundherum in die Schale

der Orange. Als gegen 22 Uhr das Licht gelöscht wird, zündet er die Streichhölzer an und sagt: "Das ist unser Weihnachtsbaum. Wenn ich nur wüsste, was heute meine Frau und Kinder machen!" Im Schimmer der abbrennenden Streichhölzer sehe ich Tränen über seine Wangen laufen. Mir ist genauso zumute, und es gelingt mir nicht, ihm Trost zuzusprechen.

Als unser "Tannenbaum" abgebrannt ist, sitzen wir uns stillschweigend auf unseren Betten gegenüber. Jeder ahnt des anderen Gedanken. Schließlich strecke ich Marcel meine Hände entgegen und wünsche ihm ein "Frohes Fest", obwohl mir diese Worte fast in der Kehle steckenbleiben und ich diesen Wunsch in unserer Lage als beinahe unpassend empfinde. Wir legen uns auf unsere Betten, und Marcel erzählt noch lange von seiner Familie, von früheren Weihnachtsfesten, vom Heiligen Abend, als wir Kinder waren . . ., bis wir immer stiller werden und einschlafen. Der Jahreswechsel verläuft ereignislos und ohne jede Vergünstigung für uns Gefangene. Wir hören die Sirenen der Schiffe im Hafen von Conakry, und unser gegenseitiger Wunsch um Mitternacht am 1. Januar 1972 ist, dass jeder im neuen Jahr die Freiheit erlangen möge. Nach diesen für uns Europäer bedeutenden Feiertagen, die hier so trostlos abgelaufen sind, haben wir unsere Erwartungen auf eine Besonderheit und Abwechslung in der täglichen Nahrung auf ein Mindestmaß zurückgeschraubt, doch zu unserer Freude werden wir an politischen Feiertagen von der Gefängnisleitung mit rotem, fetten Reis, mit Tomaten und Öl gekocht, überrascht.

Das zweite Jahr meiner Gefangenschaft hat begonnen, und erstaunt können Marcel und ich feststellen, dass es nun regelmäßig donnerstags und sonntags fetten, in Öl gekochten Reis gibt. Außer dieser erfreulichen Veränderung der Mahlzeiten mache ich in diesem zweiten Jahr eine für mich weniger schöne Entdeckung, nämlich dass ich meinen Sonderzuschlag an Reis nicht mehr erhalte. Nun bin ich also mit den anderen Gefangenen

in der Verpflegung gleichgestellt, bis auf die Ausnahme, dass ich ein doppelt so großes Stückchen Brot am Morgen erhalte. Da ich den zusätzlichen Teller Reis immer mit Marcel geteilt habe, bedauert er diese Veränderung genauso wie ich.

Das Lagerleben ist eintönig, ein Tag sickert dahin wie der andere. Eines Nachmittags höre ich vor der Nachbarzelle eine hohe feine Mädchenstimme und vernehme die Worte: "Je suis une Demoiselle. Comment ça va, Monsieur?" (Ich bin ein Fräulein, wie geht es Ihnen, mein Herr?)

Ich glaube meinen Ohren nicht zu trauen. Ein Blick auf Marcells ebenso verblüfftes Gesicht bestätigt mir, dass ich keiner Sinnestäuschung erlegen bin. Wir können uns jedoch nicht erklären, wie das unserer Vorstellung bereits entschwundene Phänomen "Frau" in diese Umgebung gelangen kann. Wie gebannt schauen wir daher auf unsere Tür, in der Annahme, dass auch uns die Freude unseres Nachbarn, nämlich der Anblick eines weiblichen Wesens, nach so langer Zeit vergönnt sein möge. Doch wer beschreibt unser Erstaunen, als sich kurz darauf unsere Zellentür öffnet und vor uns Robert, ein junger Wächter, steht, der entgegen allen Vorschriften das Nachmittagswasser allein austellt.

Des Rätsels Lösung lässt nicht lange auf sich warten, als wir von Robert mit zarter Stimme vernehmen: „Bonjour Messieurs, comment allez-vous? Je suis une Demoiselle." Wir schauen uns an und verstehen seine Aufforderung. Um uns keine Nachteile einzuhandeln, bleiben wir höflich und zurückhaltend, denn immerhin sind wir als Gefangene gewissermaßen seinem Wohlwollen ausgeliefert. Der junge Wächter versteht, dass sein Angebot von uns nicht erwidert wird und schließt schnellstens unsere Tür. Wir können noch hören, dass Robert auch in den nächsten Zellen mit denselben Worten bedient.

Durch das "Lagertelefon" erfahren wir später, dass er in seiner Partnersuche bei einem Gefangenen Erfolg gehabt hat und

diesem für seine Liebedienste verschiedene Vergünstigungen zuteilwerden lässt.

Eine Weile liefert uns eine solche Begebenheit Gesprächsstoff, der in diesem Fall sogar für ein bisschen Heiterkeit sorgt. Sonst aber bietet der Gefängnisalltag wenig Abwechslung. Etwa alle drei Monate werden die Zellen durchsucht, und die Schnüffler nehmen uns all unser mühsam angeschafftes und sorgsam gehütetes "Hab und Gut" wieder ab. Meistens werden wir rechtzeitig durch Klopfzeichen an den Hohlblockwänden über die bevorstehende Durchsuchung unterrichtet, so dass wir in aller Eile kleine und für uns wertvolle Habseligkeiten in Sicherheit bringen können.

Über mein Bett hänge ich eine Büchse, wozu ich aus Stofffetzen, die ich von meinem Bettuch abreiße, eine Schnur gedreht habe. Diese werfe ich über den dünnen Eisenträger unter dem Dach der Zelle. Die Büchse dient zum Auffangen des Regenwassers, das durch das Wellblech tropft. Außerdem nutze ich diese zwei Meter hoch hängende Blechdose für meine Knochen- und Steinwerkzeuge, die ich unbedingt retten will. Es ist ein gutes Versteck, das bei den Durchsuchungen niemals entdeckt wird.

Um die Stunden unserer Gefangenschaft kurzweiliger zu gestalten, hat Marcel aus einem Karton von Zuckerpaketen ein Dame-Spiel angefertigt. Als Setzsteine dienen uns Orangenkerne und braune Lateritsteine, die wir im Gefängnishof aufgesammelt haben. Viele Stunden verbringen wir mit diesem Spiel. Immer wieder überlegen wir, wie wir uns sonst noch beschäftigen können und kommen schließlich auf die Idee eines Spiels ähnlich Scrabble. Dazu sammeln wir jedes abgebrannte Streichhölzchen, und sobald abends das Licht brennt, von 18 bis 22 Uhr, bilden wir Kreuzworträtsel, indem wir mit den Hölzchen auf den Boden Buchstaben auslegen, wobei jeder kurze französische Wörter erraten muss.

In diesem zweiten Jahr unserer Gefangenschaft machen wir die angenehme Entdeckung, dass wir jetzt alle vier Wochen duschen

und unser Bettuch waschen dürfen. Beim Duschen ist mir ein in Zement gegossenes Podest von einem Quadratmeter Fläche aufgefallen, in dem die Worte „Ecole de la vie“, Lebensschule, zu lesen sind, die während der Zementarbeiten von einem Gefangenen in das noch weiche Material geschrieben worden sein müssen.

Ich nehme die Gelegenheit wahr, einen Gesprächspartner zu haben, und erörtere lange mit Marcel, was diese Worte wohl bedeuten sollen. Wir kommen zu der Überzeugung, dass der Schreiber recht hat: das Gefängnis ist eine „Lebensschule“, in der wir viele Weisheiten gewinnen können, da wir viel Zeit und Musse haben, über unser Leben nachzudenken. Im Gefängnis lernen wir die menschliche Schwäche in ihren vielfältigen Formen kennen, doch auch für innerliche Größe ist hier Platz. Vielleicht hilft diese „Lebensschule“ anderswo, den zu Recht Verurteilten, ihr Los mit Fassung zu tragen und aus ihren Fehlern zu lernen, doch wir sind unschuldig. Sind wir also noch weit von echter Lebensweisheit entfernt, da uns Gelassenheit fehlt, unser missliches Geschick ungebeugt zu ertragen?

Wieder einmal sind vier Wochen vergangen. Ein Aufseher holt mich zur monatlichen Dusche. Ich freue mich auf diesen kleinen Ausflug und auf die Möglichkeit, meinen Körper zu reinigen. Als ich unter der Dusche stehe, lasse ich meine Blicke umherwandern. Meine an das Dunkel der Zelle gewöhnten Augen können im grellen Licht der Sonne erst allmählich die nächste Umgebung wahrnehmen. In etwa zehn Meter Entfernung liegen Räume mit größeren vergitterten Öffnungen, in denen bevorzugte Gefangene untergebracht sind. Plötzlich sehe ich hinter einem Fenster in einem schwarzen Gesicht lachende weiße Zähne, die mir entgegenleuchten. Durch den dunklen Hintergrund kann ich nur die Zähne und das leuchtende Weiß der Augen erkennen. "Ein mutiger Kerl", denke ich bei mir. "Wenn er sich beim Hinausschauen erwischen lässt, sind ihm zwei Tage Hungerzelle sicher."

Diesem Gefangenen will ich meine Anerkennung für seinen Mut bekunden und mache daher, für die etwas abseits stehenden Wächter unbemerkt, Zeichen mit der Hand, die ein Zuwinken bedeuten sollen, jedoch wie Duschbewegungen wirken. Von dem durch das Gitter Hinausschauenden werde ich verstanden.

Wie groß ist meine Überraschung, als ich beim nächsten Toilettengang feststelle, dass in der betreffenden Zelle eine Afrikanerin eingesperrt ist, was mir auch von anderen Gefangenen bestätigt wird. Zu einem späteren Zeitpunkt habe ich einmal kurz Gelegenheit, die Frau auf dem Hof zu sehen. Sie ist Ende zwanzig und Mitglied eines politischen Komitees in der Stadt Kankan gewesen. Ihre freundschaftliche Verbindung mit den dortigen Westdeutschen hat sie in dies Lager gebracht. Trotzdem hat sie mir gegenüber niemals Vorbehalte gezeigt, denn sie sagt mir eines Abends durch ihre nicht ganz verschlossene Tür: „Bonsoir, Monsieur Marx! Courage!“ Später wird noch eine zweite afrikanische Frau ins Lager gebracht, die ich allerdings nie zu Gesicht bekomme.

Die Wachhabenden achten besonders darauf, dass diese Frauen den Blicken der Häftlinge möglichst nie ausgesetzt sind, obwohl es sicherlich kaum einem Lagerinsassen in den Sinn gekommen wäre, sich einer dieser Frauen mit bestimmten Absichten zu nähern. Dazu ist unser von Leiden, Entbehrungen und Krankheiten gezeichneter körperlicher Zustand zu schlecht.

Erstaunlicherweise scheinen auch manche Ehefrauen der Gefangenen zu meinen, dass ihren Männern die Entbehrung der körperlichen Liebe und das ungestillte Verlangen nach sexuellen Freuden besonders zu schaffen mache. So kommt es später vor, als verschiedene Franzosen Päckchen empfangen dürfen, dass hin und wieder farbenprächtige Spindfotos von mehr oder weniger entblößten Pin-up-Mädchen aus der Zeitschrift "Playboy" in der Sendung enthalten sind. Wenn die Situation nicht so bitter gewesen wäre, hätte man ironisch sagen können: "Eine Französin denkt eben an alles."

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Manche der Männer befestigen solch ein Foto an der Wand, vielleicht mit dem Gedanken, hin und wieder an das Schöne im Leben erinnert zu werden. Doch wenn man an die gesundheitlichen Qualen und Leiden denkt, denen jeder von uns immer wieder ausgesetzt ist, so ist diese Art von Geschenken eher geschmacklos als aufmerksam zu nennen. Seit der Behandlung, wie ich sie in den ersten drei Monaten meines Gefängnisaufenthaltes durchmachen muss, habe ich vergessen, dass es auch noch eine Ergänzung zum männlichen Wesen gibt.

Ein Monat nach dem anderen vergeht . . . träge, langsam, ohne Hoffnung auf ein baldiges Ende dieser Gefangenschaft. Unsere Stimmung wechselt; bald ist der eine niedergeschlagen, dann der andere verzweifelt. Doch immer wieder machen wir uns gegenseitig Mut, um über diese seelischen Tiefs hinwegzukommen. Kein Lebenszeichen kommt von draußen. Es ist, als ob wir hier lebendig begraben sind und kein Hahn mehr nach uns kräht.

Je mehr Zeit verstreicht, desto schwerer ist es, daran zu glauben, dass die Menschen draußen weiter um unsere Freilassung kämpfen und nicht aufgegeben haben. Hier spüren wir jedenfalls nichts von irgendeiner Hilfe. Seit dem Besuch des italienischen Botschafters, der nun fast ein Jahr zurückliegt, habe ich nie wieder etwas von ihm gehört, und so kommen mir ebenso wie Marcel - der den auch für Frankreich amtierenden italienischen Botschafter nicht gesprochen hat - tiefe Zweifel, ob die Bemühungen des Diplomaten nicht im Sande verlaufen sind.

Inzwischen ist es Anfang April geworden, und das bedeutet für mich, dass ich bereits über 15 Monate, eineinviertel Jahr, in diesem Kerker verbracht habe.

*

Eines Tages werden wir vom Besuch eines Majors überrascht, der mir Papier und Kugelschreiber übergeben lässt und mich auffordert, einen Brief an meine Familie in Deutschland zu schreiben. Ich bitte um Bedenkzeit, die mir auch gewährt wird. Nach kurzer Überlegung entschieße ich mich, dieses Angebot, ein Lebenszeichen von mir zu geben, nicht wahrzunehmen. Wenn ich wahrheitsgemäß schildere, wie mein Zustand und die Haftbedingungen sind, setze ich mich der Gefahr einer harten Strafe aus, und Lügen niederschreiben will ich bei all dem Leid nicht. Am nächsten und auch am übernächsten Tag kommen der Major ebenso wie einer seiner Untergebenen mehrere Male, um mich immer wieder zu ermahnen, meinen Brief zu schreiben, wobei mir alle möglichen Gründe dafür genannt werden, weshalb er notwendig ist. Doch ich gebe nicht nach, und endlich lassen sie mich in Ruhe. Zwei Tage später bekommen Marcel und ich außer der Reihe die Erlaubnis, eine Dusche zu nehmen. Beide werden wir rasiert und frisiert. Wir fühlen uns frisch und sauber und haben das Gefühl, dass diese Maßnahme eigentlich nur etwas Gutes bedeuten kann. Kurz darauf kommt ein Offizier und befiehlt uns, unsere persönlichen Sachen einzusammeln und ihm in eine andere Zelle zu folgen. Es ist die Nr. 28.

Wir trauen unseren Augen nicht, als wir sie betreten. Durch eine vergitterte Fensteröffnung von einem Quadratmeter, wohl 2,50 Meter hoch, fällt helles Tageslicht. Außerdem ist diese Behausung doppelt so groß wie unsere bisherige und misst etwa 16 Quadratmeter. In einer Ecke besitzt dieser Raum sogar einen Zementsockel mit einem Abflussrohr, wohl als Waschecke gedacht. Wir nennen diesen Winkel später liebevoll "Dusche", weil er uns einen Hauch von Komfort vermittelt, auch wenn es nur eine trockene Duschecke ist. Die Wände der Zelle sind gelb angestrichen, was dazu beiträgt, sie hell und freundlich erscheinen zu lassen. Wir kommen uns vor wie in einer Luxuswohnung, wenn man bedenkt, in welch finsterem Loch wir zuvor gehaust haben.

Am nächsten Tag folgt für mich eine weitere Überraschung, denn ich erhalte eine lange Hose, ein blaues Hemd und Schuhe. Nach einer nochmaligen Rasur werde ich aufgefordert, diese Kleider anzuziehen. Dann bringt man mich in das Haus des Lagerleiters, der mich mit den Worten: "Du hast heute Glück!" empfängt. Bevor ich noch herumrätseln kann, was das zu bedeuten hat, erscheint ein Offizier im Range eines Hauptmanns. Ich muss mir eine halbstündige Rede anhören, in deren Verlauf mir warnend beigebracht wird, dass ich bei der mir bevorstehenden Begegnung nichts zu sagen habe. Ganz besonders wird mir dabei eingeschärft, auf keinen Fall etwas Nachteiliges auszusagen, sonst hätte ich anschließend die vollen Folgen dafür zu tragen. Sofort ist mir die Begegnung mit dem italienischen Botschafter gegenwärtig und mein damaliges unvorsichtiges Verhalten, wofür ich mit einer harten achttägigen Strafe zu büßen hatte und weder Essen noch einen Tropfen Wasser erhielt.

Ein Jeep fährt vor und bringt mich zu dem Gebäude, in dem sonst die Verhöre der Kommission stattfinden. Ich werde Louis Labadie vorgestellt, der mir erklärt, dass er Rechtsanwalt sei und sich für meine Freilassung einsetze. Der Jurist ist Franzose und eigens aus Paris angereist. Im Raum der Kommission sind noch ein Major und zwei junge Offiziere anwesend. Dann wendet sich Rechtsanwalt Labadie mir zu und sagt: „Bonjour, Monsieur Marx." Ich meine zu verstehen, dass er damit das Ende der Begegnung ankündigen will. Ich stehe auf und mache Anstalten, mich zu verabschieden. Der Anwalt erhebt sich ebenfalls und gibt mir noch die Hand. Danach werde ich von zwei Wachtposten nach draußen geleitet.

Erst heute ist mir klar, dass ich an diesem Tag dem Kampf um meine Freilassung einen schlechten Dienst erwiesen habe. Hätte ich bei dieser Begegnung den Mut gehabt, Rechtsanwalt Labadie zu sagen, dass alle meine Aussagen unter dem Druck schlimmster Foltermethoden entstanden sind und dass es sich um lauter Lügen handelt, wäre es dem Franzosen vielleicht möglich gewesen, mir

mit einigen Rechtsmitteln zu helfen. Inwieweit er damit in Guinea zum Erfolg gekommen wäre, mag dahingestellt bleiben, ebenso die Tatsache, ob ich die erneute schwere Strafe in der Sonderarrestzelle mit Nahrungsentzug und wahrscheinlich nachfolgenden Folterungen für diese Aussagen lebend überstanden hätte.

Der Jeep bringt mich ins Lager zurück, kurz darauf bin ich wieder in Zelle 28 bei Marcel. Die Kleider bleiben mein Eigentum. Da ich jedoch in der drückend heißen Tropenhitze kein Verlangen nach dieser Zivilisationslast habe, benutze ich die lange Hose als Kopfkissen. Die Schuhe ziehe ich manchmal für den Weg zur Latrine an.

Als ich Marcel von der Begegnung mit dem Rechtsanwalt erzählt habe, ist er sehr nachdenklich gestimmt, und diese bedrückende Stimmung überträgt sich auch auf mich. Dennoch ist dieser kurze Besuch von Rechtsanwalt Louis Labadie - der, wie ich später erfahre, einst Sékou Touré in Paris aus dem Gefängnis geholt haben soll -, für uns ein Hoffnungsschimmer und eine Bestätigung dafür, dass die Menschen in Freiheit uns noch nicht vergessen haben.

Marcel stimmt an diesem Abend ein Lied an, wodurch die in den benachbarten Zellen untergebrachten Gefangenen von diesem Ereignis unterrichtet werden. Einige lassen mich beim abendlichen Toilettengang, der sie an unserer Zelle vorbeiführt, wissen, dass dies keine gute Unterredung für mich gewesen ist. Sie wollen mir damit sagen, dass ich mit dem Anwalt in aller Offenheit hätte sprechen müssen.

Etwa vier Wochen nach diesem Geschehen erscheinen eines Morgens zwei Aufseher und befehlen Marcel, seine persönlichen Sachen zu packen. Wir haben gerade noch Zeit, uns kurz zu verabschieden und uns gegenseitig Kraft zum Durchhalten zu wünschen. Ich sehe noch, wie Marcel in eine mir schräg gegenüberliegende Zelle geführt wird. Zwei Captifs holen sein Bett ab. Dann wird die Tür geschlossen, ich bin wieder allein.

Es ist ungewohnt für mich, nun keinen Gesprächspartner mehr zu haben, und es dauert eine ganze Weile, bis ich den Rhythmus des einsamen Gefangenenlebens wiedergefunden habe. Um die Zeit "totzuschlagen", nehme ich meine stundenlangen Wanderungen in der Zelle wieder auf. Ich bin zur Tatenlosigkeit verdammt. Die Stunden eines Tages im Gefängnis schleppen sich widerstrebend und träge dahin. So bin ich immer auf der Suche nach einer Beschäftigung, um den Tagesablauf kurzweiliger zu gestalten. Für unerlaubtes Schlafen tagsüber gibt es eine Strafe von zwei Tagen ohne Nahrung und Wasser: für den Schläfer selbst, ebenso für seine Mitbewohner. Da die meisten Zellen mit mehreren Häftlingen belegt sind, haben sich unsere Überwacher durch die Strafe fürs Einschlafen zusätzliche Aufpasser geschaffen, die ihre Mitgefangenen immer sofort anrufen, wenn diese einzunicken drohen, um sich nicht selbst Hunger und Durst in der Sonderarrestzelle auszusetzen. Die offizielle Schlafenszeit ist von 22 Uhr bis 6 Uhr morgens begrenzt. Doch ist es um 22 Uhr abends in unseren Käfigen noch so heiß und stickig, dass wir meistens bis nach Mitternacht wachliegen, bevor die sich langsam ausbreitende Nachtkühle uns den ersehnten Schlaf beschert.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



An jedem neuen Tag bin ich froh, dass ich in diese Nummer 28 verlegt worden bin. Durch die vergitterte "große" Fensteröffnung erhalte ich viel frische Luft und Tageslicht, was ich seit Beginn meiner Leidensjahre so schmerzlich vermisst habe. In dieser Zeit habe ich Gelegenheit, zwei Taschenbücher zu lesen, die andere Gefangene von zu Hause erhalten haben. Es sind leicht zu lesende französische Unterhaltungsromane, und ich lese sie dreimal. Den Besitzern bringen diese Bücher eine Leihgebühr ein, Zigaretten, Streichhölzer oder ein paar Stücke Zucker. Sogar in den "Dunkelzellen" werden diese Romane gelesen. Dabei legt sich einer der Insassen vor den winzigen Schlitz unter der Zellentür, um Zeile für Zeile der Lektüre in sich aufzunehmen. Was er liest, erzählt er später jenen, die auch im winzigen Lichtkegel beim Türschlitz keine Buchstaben mehr erkennen können, weil sich ihr Augenlicht teils durch die lange Dunkelhaft, teils durch die Entbehrungen beim Essen laufend verschlechtert hat. Auch der Erzählende lässt sich seine Tätigkeit "bezahlen", wobei er etwa seinen Besitz an Zigaretten aufbessern kann. Auf diese Weise machen Kurzgeschichten und Romane ihre Runde und sorgen für ein bisschen Abwechslung. Viele Stunden am Tag lege ich mich flach auf den Boden und benutze den Türschlitz zu Beobachtungen im Gefängnishof oder im Reiche der Natur. Dann schaue ich den Fliegen zu und bewundere ihre Geschicklichkeit und Eleganz, wenn sie sich umherbewegen, und mit welcher Fertigkeit sie jederzeit und abrupt ihre Flüge unterbrechen können, um jedes Mal wieder sicher auf ihren Beinen zu landen. Jeder Kunstflieger müsste vor Neid erblassen! Fliegen sind Meister in der Luft, und ich habe Zeit und Musse, ihr Können zu bestaunen, wenn sie sich bei neckischen Spielen mit Artgenossen gegenseitig in Kunststückchen überbieten.

Hin und wieder komme ich jetzt - dank der Lage von Zelle 28 - in den Genuss eines größeren Blickfeldes, nämlich dann, wenn die Tür aufgeschlossen wird und für einige Zeit offen stehen bleibt.

Währenddessen setze ich mich in der Türöffnung nieder und sauge mit tiefen Atemzügen frische Luft ein. Wenn ich Glück habe, entdecke ich in diesen kurzen Pausen irgend etwas, womit ich mich beschäftigen kann.

Dieses Mal ist es ein Spinnennetz. Ich sehe seine Besitzerin, deren Körper die Größe eines Fünf-Mark-Stückes hat und in der Sonne stahlblau glänzt. Diese Spinne ist gerade dabei, ein neues Netz zu ziehen. Ich schaue ihr zu und bestaune dieses Kunstwerk, in dem sie, ihren Instinkten folgend, vorgeht und sich dabei an geometrische Richtlinien hält. Als das Netz fertig ist, zieht sie sich zurück und wartet auf Beute. Es dauert nicht lange, bis sich eine Fliege verfangen hat. Das Insekt zappelt eine ganze Weile, aber die Spinne rührt sich nicht vom Fleck. Nachdem das Opfer einige Male verzweifelt und erfolglos versucht hat, sich loszureißen, kommt die Angreiferin schließlich aus ihrem Versteck auf die Beute zugestürzt. Dann zieht sich die Spinne wieder zurück. Die Mahlzeit ist ihr sicher, so dass sie keine Eile zeigt, sie auch gleich einzunehmen.

Beim Zuschauen kommt mir der Vergleich, dass auch ich Opfer eines bereits vorgesponnenen Netzes aus Lügen und Hinterhältigkeiten geworden bin. Meine Versuche, mich zu rechtfertigen und aus den Verleumdungen meiner Ankläger zu befreien, sind genauso kläglich gescheitert wie das verzweifelte Zappeln der Fliege. Bis jetzt bin ich noch am Leben, doch weiß ich, was der nächste Tag mir bringen wird? Wie lange muss ich diese Ungewissheit über mein Schicksal noch ertragen?

Bei allen meinen bescheidenen Beobachtungen, die mir im Zellenbereich möglich sind, empfinde ich jedes Mal eine tiefe Ehrfurcht vor der Natur, die uns Menschen in unserer Entwicklung als Lehrmeister dient. Die moderne Technik in den Industrieländern hat deren Einwohner die Verbindung zur Natur vielfach vergessen lassen. In dieser Beziehung haben sich andere Völker etwas bewahrt: sie leben noch mit der Natur und nicht gegen sie und haben dabei oft denselben "Instinkt" wie Tiere, die

Gefahren im voraus wittern. Diese einfachen Menschen wachsen in der freien Natur auf, ihre Lebensgewohnheiten sind ihnen von Generation zu Generation übermittelt worden. Sie haben etwa in diesem Erdteil Afrika bessere Voraussetzungen, den Gefahren des Dschungels zu trotzen, während wir Europäer, aus einer sich technisch immer vollkommener gebärdenden Welt stammend, den einfachsten Geboten der Natur oft hilflos gegenüberstehen.

Während meiner Jagdausflüge in Guinea habe ich wiederholt Gelegenheit gehabt, von den dort lebenden Stämmen Naturweisheiten zu lernen. Ich bewundere diese Menschen, in ihrer Art zu leben. Mit selbstgefertigten Vorderlader-Gewehren, mit Pfeil und Bogen oder Speeren gehen sie zur Jagd. Oft warten sie tagelang auf eine Beute und setzen dabei ihr Leben aufs Spiel, sei es durch einen ungezielten Schuss oder Wurf, sei es gegenüber den im Dschungel lauern den Tieren, auch durch den Biss einer Schlange oder den Stich eines Skorpions. Diese Menschen sind durch ihre Lebensweise hart gegen sich selbst geworden, doch immer wieder habe ich die Ehrfurcht gespürt, die sie der Natur und ihren Lebewesen entgegenbringen.

Die Härte im täglichen Leben dieser Menschen, der sie von Geburt an ausgesetzt sind, begegnete mir aufs neue, als ich mit meinen europäischen Augen Zeuge der verübten Folterungen werde. Auch hier zeigt sich, wie viel die Einheimischen aushalten können, bevor sie bereit sind, zu lügen. Ich fühle mich in die mir aus der Geschichte bekannte Zeit des Kannibalismus vieler Völker zurückversetzt und weiß, dass auch heute dieses Stadium des unmenschlichen Kampfes einzelner Stämme untereinander noch nicht ganz überwunden ist.

Nicht nur die Menschen in Guinea glauben auch heute noch an Gris-Gris, an Glücksbringer und Amulette, die meist ein Zauberer oder Mediziner geweiht hat, und versuchen, die Götter gnädig zu stimmen. Aus Angst davor, dass seine verzweifelte Untertanen ihn verfluchen, lässt Sékou Touré weiße Fetisch-Esel in die Flüsse des Landes treiben, um die Gewässer durch Esel-

Urin zu bezaubern. Das Wasser, das für rituelle Waschungen gebraucht wird, soll, verunreinigt, die Fluchgebete der Menschen unwirksam machen.

Mir ist zum Beispiel als Gerücht bekannt, dass Sékou Touré, bevor er vor Jahren eine Reise außer Landes unternahm - aus Angst vor einem Umsturz während seiner Abwesenheit-, ein Opfer dargebracht haben soll. Zu diesem Zweck soll er ins Landesinnere gefahren sein, wo dann wahrscheinlich ein Mädchen geopfert worden ist. Dabei soll man das weiße Tuch des Präsidenten, das er als Sinnbild und Fetisch zu seinem persönlichen Schutz immer bei sich trägt, in das Blut des Opfers getaucht haben. Bei öffentlichen Veranstaltungen in Guinea winkt der Präsident dem Volk mit dem "geweihten" Tuch zu.

Dieses "Gerücht" scheint mir nicht unwahrscheinlich, weil ohnehin viel Blut an den Händen dieses Diktators klebt, der sich "Elefant" nennen lässt, aber nach einer ständig angriffslustigen Schlange mit immer tödlichem Biss "grüne Mamba" genannt werden müsste.

In den letzten Jahren hat Sékou Touré das Land nur sehr selten verlassen. Sein Misstrauen und seine Angst vor der Machtübernahme durch seine heimlichen Kritiker sind gewachsen, seine Gegner zahlreicher geworden, wenn sie auch meist aus Angst schweigen.

Bei offiziellen Anlässen, die die Gegenwart eines Mitglieds der Regierung erfordern, lässt sich Sékou Touré immer öfter von seinem Bruder Ismael Touré, seinem Schwager Keita Seydou oder aber von seinem "Freund", Dr. Louis Lansana Beavogui, dem „Marionetten-Premier“, vertreten.

Letzterem wird diese Gunst auch deshalb gewährt, weil Frau Beavogui eine der vielen Mätressen des Präsidenten ist. Seine Frau, Madame André Touré, die übrigens eine Missionsschule besucht hat, ist eines Tages von ihrem Mann furchtbar zusammengeschlagen worden. Mutig hat sie ihm gesagt: "Es gibt eine Lösung für die Probleme von Guinea. Wenn du dich

überfordert fühlst, ist es besser, zurückzutreten." Der Wutausbruch des Präsidenten hat solche Folgen, dass die Ärzte des Landes Madame André in das Regierungskrankenhaus der DDR nach Ostberlin-Buch überweisen lassen.

Der Präsident ist so unberechenbar, dass auch einer seiner unehelichen Söhne eingesperrt ist, den er, ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, mit einer Mätresse hat.

Als ich zum erstenmal über einen der engsten Mitarbeiter Sékou Tourés von dargebrachten Blutopfern höre, will ich diesem Bericht keinen Glauben schenken. Ich bin entsetzt und erschüttert zugleich. Aber wenn ich daran denke, wie unschuldige Menschen in den Konzentrationslagern Guineas - aufgrund erfundenen politischen Belastungsmaterials zur Abschreckung der Allgemeinheit - jahrelang dahinsterben müssen, bis sie schließlich krepieren, dann stellt ein Menschenopfer ein verhältnismäßig geringes Maß an Barbarei dar.

Die "Täter" sind Animisten, die viele Naturgewalten vergöttern. Wegen ihres Fetischglaubens hat man sie früher auch Fetischisten genannt, doch wird diese Bezeichnung jetzt in Guinea als verächtlichmachend empfunden. Animisten machen nur einen Teil der Bevölkerung aus. Sie fürchten sich besonders vor der Regenzeit, die von vielen Katastrophen begleitet sein kann: Äcker und Saat werden weg-geschwemmt, Hütten vom Sturm beschädigt oder weggetragen, Menschen aus ihrer Familie oder Hab und Gut werden vom Blitz getroffen. Deshalb versuchen Animisten, die Götter gnädig zu stimmen.

Man muss wohl in diesem Land geboren sein, um zu verstehen, dass sich Angstglaube an böse Geister und Dämonen bis zum heutigen Tage nicht nur bei primitiven Volksstämmen erhalten hat, sondern auch bei intelligenteren Menschen. Es ist kein Geheimnis, dass - in Anlehnung an frühere Glaubenspraktiken der Animisten - Würdenträger des guineischen Regimes im Landesinneren Menschen opfern, um Heil, Glück und noch

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

höhere Posten zu "beschwören". Einzelne dieser Opfer scheuen nicht einmal davor zurück, arme oder kranke Verwandte zu töten. Wenn Fälle dieser Art ans Tageslicht kommen, wird über die Schuldigen Gericht gehalten.

Heutzutage hat jeder Würdenträger des Parteistaates seinen Karamoko, seinen Mediziner, der bestimmt, was geopfert werden soll. Aus einigen wenigen Urteilen ist mir bekannt, dass man Opferer von Menschen erschossen hat, wobei solche Strafen gleichzeitig die Bevölkerung vor Barbarei abschrecken sollen. Guinea wird jedoch damit leben müssen, dass kein Volk seine Vergangenheit abschütteln kann wie ein altes abgetragenes Hemd, sondern dass jede Gemeinschaft ihre Geschichte Stück für Stück bewältigen muss, um krankhafte oder bösartige Formen des Lebens durch bessere zu ersetzen.

*

Wie oft habe ich früher im Zeltlager als Georgspfadfinder aus Freude an der Natur Tiere beobachtet, aber in Boiro hilft mir das Zuschauen über endlose Einsamkeit hinweg. An manchen Tagen kann ich Salamander entdecken, die regungslos in der Sonne verharren, auf ein Opfer wartend, um plötzlich blitzschnell eine Fliege oder ein anderes Insekt mit der Zunge zu erhaschen. Männchen haben einen orangeroten Kopf und einen dunkelblauen Rumpf. Ihr Schwanzende hat dieselbe Farbe wie der Kopf. Wenn ein Männchen um ein Weibchen buhlt, schlägt sich seine Erregung im Kopf nieder, so dass dieser eine feuerrote Farbe annimmt und der Körper tiefblau erscheint. Weibchen haben einen graugrünen Rumpf und kleine orangefarbige Flecken an den Seiten.

Manchmal fliegen ein paar Schmetterlinge auf unsere Zellen zu. Es sind herrliche bunte Falter in den verschiedensten Farbmustern. Für uns Gefangene sind diese tanzenden Farbkleckse immer wieder eine Augenweide.

Während der vielen Monate, die ich inzwischen im Lager Boiro verbracht habe, kann ich feststellen, dass unsere unmittelbaren Bewacher von Zeit zu Zeit ausgewechselt werden, während ranghöhere im Amt bleiben. In ihrer Eigenschaft als Gefangenewärter haben die Guineer andere Namen als im Zivilleben angenommen, als seien sie andere Menschen geworden oder als müssten sie sich verstecken. Wir Gefangenen werden angehalten, unsere Aufseher mit "Chef" anzureden. Dazu sehe ich keine Veranlassung, und während meiner ganzen Gefangenschaft gelingt es mir, diese Anrede zu umgehen. Ich versuche zwar, zu allen freundlich zu sein, doch bleibe ich immer zurückhaltend. Nach und nach lerne ich die verschiedenen Wächter und ihre Eigenarten kennen. Bei den Mahlzeiten kann ich dann aus meinem gut oder weniger gut gefüllten Reisteller bereits schließen, welcher Wächter gerade Dienst hat: einer, der es gut mit mir meint, oder einer, dem ich weniger sympathisch bin.

Da man mir den Reisteller persönlich übergibt und dieser nicht, wie bei anderen Gefangenen, nur vor die Tür gestellt wird, habe ich den Vorzug, ihn sofort zurückweisen zu können, wenn der Reis minderwertig aussieht oder Steinchen und Schmutz enthält, weil es sich um zusammengefügten Reis aus geplatzten Säcken handelt. Mein Bedienungsvorteil ist durch ein Gespräch mit einem Offizier zustande gekommen, in dessen Verlauf ich mich beklage, dass man auf diese primitive Weise einem Hund das Fressen hinstellt. Ich füge noch hinzu: "Ich nehme an, dass diejenigen, die die Mahlzeiten austeilen, wohl noch niemals richtig Hunger gehabt haben, da ihnen jegliche Achtung vor dem Essen fehlt." Von diesem Tag an bekomme ich meinen Reis persönlich von Mensch zu Mensch überreicht. Ich habe dadurch weniger oft Anlass, über besonders schlechtes Essen zu klagen.

Reismahlzeiten sind der Hauptbestandteil unserer einseitigen Ernährung, und jeder von uns Gefangenen beschäftigt sich eingehend mit dieser Kost. Wenn die Teller hoch mit Reis

gehäuft sind, setzen viele der Häftlinge eine zufriedene Miene auf, weil sie annehmen, dass sie dieses Mal mit einer besonders großen Portion bedacht worden sind. Doch dem ist längst nicht so. In Wirklichkeit ist der Reis nur länger gekocht worden und hat dadurch mehr Wasser aufgesogen, so dass die Größe der Portion eine optische Täuschung ist. Bei dem nach kurzer Zeit wieder aufkommenden Hungergefühl wird dieses Täuschungsmanöver meist schnell durchschaut, und nicht wenige von uns machen ihrem Unmut mit lautem Schimpfen Luft. Allerdings verstummen diese Proteste schnell, wenn die Schritte der Wärter zu hören sind. Keiner will eine zusätzliche Bestrafung heraufbeschwören.

Als die Regenzeit beginnt, es ist die zweite meiner Gefangenschaft, kann ich befriedigt feststellen, dass es in dem vier Meter hohen Spitzdach nicht durchregnet.

Wieder einmal werden die Gefangenen durcheinandergewürfelt. Einige der achtzig Zellen in den sechs Blocks werden freigemacht und mit europäischen Häftlingen belegt, die bis zu diesem Zeitpunkt in einem anderen Lager untergebracht waren.

Gleich am ersten Tag der Neuankömmlinge höre ich nachmittags ein lautes Durcheinander vieler Stimmen. Dazwischen ist ein Mann herauszuhören, der laut um Hilfe schreit und jammert: "Je suis dans la merde!" (Ich stecke in der Scheiße!) Irgendetwas muss bei dem - seit etwa vier Wochen erfreulicherweise auf den Nachmittag verlegten - Toilettengang passiert sein. Der Vorfall bringt so viel Heiterkeit in den Gefängnisalltag, dass er von Mund zu Mund mit entsprechender Ausschmückung weitererzählt wird. Ich vernehme die Geschichte folgendermaßen:

Einer der neu angekommenen Franzosen, Boris Treschoff, Direktor von CITROEN, ist beim Topfleeren im glitschigen Morast menschlichen Kots vor der Grube ausgerutscht. Da Boris sich nicht mehr abfangen kann, fällt er hinein und steht

schließlich bis zur Brust in der gefüllten Kloake. Auf sein lautes Schreien eilen die Wächter einer nach dem anderen herbei, allerdings nur um sich über dieses Missgeschick zu belustigen und ihre Possen zu reißen nach dem Motto: "Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen!"

Niemand macht Anstalten, den armen Besudelten aus dieser misslichen Lage zu befreien. Erst nach etwa einer halben Stunde - nachdem Boris verzweifelte Versuche unternommen hat, allein aus diesem Sumpf herauszukommen, wobei er jedoch immer wieder am glitschigen Rand abrutscht - wird er endlich auf Befehl der Wach-habenden von zwei Captifs herausgezogen.

Nach langer Debatte mit dem Lagerleiter wird Boris eine Sonderdusche gewährt, die er in aller Eile zu vollziehen hat. Bereits zehn Minuten später befindet er sich wieder in seiner Zelle, während einer von den beiden Captifs die übelriechende Hose waschen muss. Noch lange höre ich Boris fluchen und schimpfen, wobei er sich über die kurze Dusche beklagt, die ihn nicht ganz von dem bestialischen Latrinengeruch hat befreien können. Daraufhin erhält er von einem Wärter die beruhigende Zusage, dass es ja keine vierzehn Tage mehr dauern wird, bis er in den Genuss der regelmäßigen monatlichen Dusche kommt..

Der einzige Vorteil, den dieses Missgeschick Boris einige Wochen später einbringt, ist, dass er endlich seine Brille zurückerhält, nach der er zuvor viele Male ohne Erfolg verlangt hat. Aus der Stärke seiner Gläser ist zu erkennen, dass er nur noch wenig Sehkraft besitzt. Erstaunlicherweise erhält er sogar aufsteckbare Sonnenschutzgläser, um seinen schwachen Augen beim Toilettengang Schutz vor dem grellen Sonnenlicht zu bieten. Auch andere Häftlinge, die Brillenträger sind, bekommen nach und nach ihre Brillen zurück, die man ihnen am Tag der Festnahme abgenommen hat. Kurze Zeit darauf erfolgt eine ähnliche Aktion, bei der man allen Gefangenen die beschlagnahmte Armbanduhr zurückgibt, mit Ausnahme der Männer, die eine goldene Uhr besessen haben. Unter diese

Pechvögel falle ich auch. Auf meine Frage, warum ich denn meine OMEGA-Uhr nicht zurückbekomme, muss ich hören: "Sie ist zu schön, sie ist von den Kakerlaken gefressen worden . .

In der Nachbarzelle 31 ist ein Lebensmittellager untergebracht, was mir zu meinem Leidwesen abends immer den Besuch von Ratten und Mäusen beschert. Um dieser Plage Herr zu werden, fuge ich abends mehrmals meine Zelle aus, peinlich darauf bedacht, auch nicht die kleinste Spur von Brot oder Reis zu hinterlassen, wodurch diese Nagetiere angelockt werden.

Da die Gespräche mit Marcel nun schon eine Weile der Vergangenheit angehören, suche ich immer noch kleine Entdeckungen, die mir Zerstreuung bieten, aus meiner Zelle heraus zu machen, um nicht in bedrückende Grübeleien zu versinken, die jedesmal tiefe Hoffnungslosigkeit aufkommen lassen.

Ich freue mich am Gezwitscher der Vögel, die morgens in dem vor meiner Zelle stehenden Baum den neuen Tag ankündigen. Wie oft beneide ich sie um ihre Flügel! Wie oft wünsche ich mir in Gedanken, die Gestalt eines Vogels annehmen zu können, um der Freiheit entgegenzufliegen!

Doch schon dieser Gedanke gibt mir erneut Anlass, darüber nachzudenken, welche Chance ich überhaupt habe, hier herauszukommen. "Vielleicht nach einem Umsturz in der Regierung, wodurch ein neuer Präsident an die Macht gelangt?" Bei dieser Vorstellung bin ich ganz sicher, dass dies meine unverzügliche Freilassung zur Folge haben wird. Einer meiner späteren afrikanischen Mitgefangenen sagt mir einmal, dass seine Hoffnung sich nur auf eine solche Freilassung stütze. Doch wie viel Zeit kann bis dahin vergehen, und jedem von uns drängt sich die bange Frage auf: "Sind wir dann noch am Leben? Hält ein menschlicher Körper so lange Leiden und Entbehrungen aus?"

Wir dreihundert sitzen in diesem Gefängnis, ohne dass ein einziger von uns Un-schuldigen ein rechtmäßiges Urteil vernommen hat. Jeder fragt sich immer wieder:

"Warum bin ich hier? Wie lange wird man mich noch festhalten?" Unsere Hoffnung auf Freiheit zerrinnt. Jedesmal, wenn ein Toter hinausgetragen wird und Todesstille sich über das Lager legt, müssen wir erleben, dass bald darauf ein neues Opfer eingeliefert wird.

Nicht weit von meinem Lagerblock entfernt gibt es eine Militärmusikschule, die – im Rahmen der Entwicklungshilfe – mit deutschem Schellenbaum und Musikinstrumenten der Bundeswehr ausgerüstet worden ist. Das Gebäude liegt etwa dreißig Meter außerhalb unseres Blocks. Dadurch sind die Übungen des Musikkorps, wöchentlich an ein bis zwei Tagen, weithin zu hören. In dieser Zeit kann ich mehrere Stunden lang die Fortschritte beim Spielen der Nationalhymne Guineas wahrnehmen. Wenn gelegentlich Töne einer anderen Hymne erklingen, schließen wir daraus, welcher Staatsbesuch bevorsteht.

Je länger ich mich in diesem Gefängnis befinde, desto mehr verhelfen mir die Stück für Stück gesammelten Eindrücke dazu, eine ungefähre Vorstellung von diesem Kamp Boiro zu gewinnen. Die Gesamtfläche ist über einen Quadratkilometer groß. Durch meine jahrelange Tätigkeit in Conakry ist mir das Lager von außen gut bekannt. Einige Male bin ich früher beim Lagerleiter gewesen, um die Freilassung eines meiner Arbeiter, wegen eines kleineren Diebstahls festgenommen, zu erreichen.

Während der Kolonialzeit ist das Lager von französischem Militär errichtet worden. Später lässt die guineische Regierung in Kamp Boiro Gefängniszellen für politische Häftlinge bauen. Verantwortlich dafür zeichnet Minister Keita Fodeba, der auch die Nationalhymne komponiert hat. Sobald Sékou Touré jedoch glaubt, in seinem Freund Fodeba einen Nebenbuhler sehen zu müssen, lässt er den vielseitigen, mit seinem Nationalballet

weitgereisten Minister in dessen eigenem Gefängnis zu Tode quälen.

Auf der einen Seite grenzt Boiro ans Meer, auf der gegenüberliegenden führen eine Hauptstraße vorbei, rechts und links zwei Nebenstraßen. Innerhalb dieses Riesen-komplexes befindet sich unser Teillager, das von zwei Gruppen mit je 25 Aufpassern bewacht wird, die mit ihren Familien in Hütten und kleinen Häusern wohnen. Außerdem verfügt das Lager über verschiedene militärische Einrichtungen, Versammlungsräume, die Militärmusikschule und einen Exerzierplatz. Unser Lager – Block B genannt – ist ausschließlich von politischen Häftlingen belegt.

In zwei Gebäuden sind die Zellen mit Eisenblechtüren ausgestattet. Wegen dieser Türen, die die Sonnenbestrahlung in sich aufsaugen und gleichzeitig speichern, ist es besonders hart, in den "Eisenzellen" untergebracht zu werden, denn den Gefangenen vermitteln sie das Gefühl, in einem Backofen zu hocken.

Das ganze Lager ist von einer schätzungsweise sechs Meter hohen Mauer umgeben. Es verfügt nur über ein einziges großes Tor, durch das auch Lastwagen mit Lebensmitteln fahren können.

Aufgrund der großen Ausdehnung des Kamps ist für die Kinder der Wächter eine eigene Schule vorhanden. Außerdem gehört noch ein Lazarett dazu, in dem das Personal des Lagers und die Gefangenen notdürftig versorgt werden können.

Ein verwaister Sportplatz erinnert an die europäischen Gründer. Bedingt durch das Tropenklima Guineas werden nur manche Sportarten in begrenztem Maße ausgeübt. Zum Beispiel wird der von den Sowjets neu erbaute Sportplatz in Conakry nur manchmal für sportliche Veranstaltungen genutzt, in der Hauptsache dagegen dient er als Platz für politische Versammlungen, an denen jeder zum Zeichen seiner Unterstützung und Treue für das bestehende Regime zwangsläufig teilnehmen muss. Das Eingangstor zum Kamp

Boiro wird Tag und Nacht von zwanzig bewaffneten Soldaten bewacht. Ständig ist ein Kommen und Gehen, denn hier leben einige tausend Menschen, politische Gefangene, Wächter und deren Angehörige. Jeder Fremde, der etwas im Lager zu erledigen hat, wird von ein bis zwei bewaffneten Soldaten begleitet.

Das Sinnbild der Nation - die Nationalflagge mit den Landesfarben rot-gelb-grün in senkrechter Anordnung - wird morgens um 7 Uhr unter den Klängen der Nationalhymne aufgezogen und um 18 Uhr mit der Hymne eingeholt. Ansonsten ist uns nur Musik beschieden, wenn eine der im Lager wohnenden Wächterfamilien eine Hochzeit oder Taufe feiert. Schon bei den ersten Klängen der Musik, die zu uns ins Lager herüberwehen, summen afrikanische Gefangene ebenso wie Wärter die Melodien leise vor sich hin, und ihre Körper wiegen sich dabei im entsprechenden Rhythmus mit. Als Musikinstrumente dienen Balafone, Instrumente ähnlich einem Xylofon mit unterschiedlich langen hölzernen Stäben, die auf vielen verschieden großen Kalebassen angeordnet sind, und Tamtams, ausgehöhlte Hölzer, die, mit Feilhaut bespannt, dumpfe Töne von sich geben. Doch sind diese Musikgenüsse nur von kurzer Dauer, denn spätestens nach zwei Stunden, sobald die Festgesellschaft sich dem leiblichen Wohl widmet, ist nichts mehr zu hören, und eintönige Stille kehrt wieder ins Lager ein.

Bei solchen Feiern, aber auch an sonstigen Tagen, fallen uns die Alkoholfahnen verschiedener Wärter auf, die vom reichlichen Genuss des Palmweins zeugen. Wenn die Wachthabenden so angeheitert zum Dienst erscheinen, können wir sie manches Mal verleiten, sich mit uns in Unterhaltungen einzulassen. Bei geschickten Fragestellungen erfahren wir dann hin und wieder etwas, was sich außerhalb des Gefängnisses zuträgt. Sind diese Neuigkeiten von allgemeinem Interesse, "funken" wir sie an alle anderen Häftlinge. Eine andere Möglichkeit, diese Neuigkeit weiterzugeben, ist, sie beim Toilettengang laut vor sich hin zu

sagen mit dem Zusatz: „C'est un bon signe", das ist ein gutes Zeichen. Wenn es sich um eine schlechte Nachricht handelt, verwenden wir ebenfalls diesen Nachsatz, um die Aufseher nicht misstrauisch zu machen. Dann geben wir unseren Worten allerdings eine andere Betonung, die andeutet, dass diese Mitteilung eher ungünstig auszulegen ist.

Alkoholgenuss kann für die menschliche Haltung uns gegenüber auch das Gegenteil bewirken. Dann bekommen wir die Machthaber auf üble Weise zu spüren, wenn sie beispielsweise die kleinen Vergehen, unter der Tür durchzuschauen oder beim Topfleeren zu reden, mit harten, mehrtägigen Strafen ahnden, in der Arrestzelle, ohne Wasser und Brot.

Eine Besonderheit ist es für uns, wenn einer der Wächter einmal ein Radio zum Dienst mitbringt, was jedoch höchst selten vorkommt. Vor dem Türschlitz liegend, versuchen wir gespannt, Bruchstücke der Nachrichten zu erhaschen, um zu erfahren, was sich in der Außenwelt zuträgt, während wir hier dahinvegetieren müssen, fern von allen Ereignissen, abgeschlossen wie auf einer Insel von Aussätzigen. Meistens können wir jedoch kaum etwas von den Meldungen mitbekommen. Danach ist dann afrikanische Musik zu hören, wie sie von Radio Conakry seit eh und je ausgestrahlt wird. Aufgrund einer Anordnung der guineischen Regierung ist es verboten, europäische Musik auszustrahlen, um angeblich das Nationalbewusstsein zu stärken. All diese Lieder aber sollen in Wirklichkeit Sékou Touré verherrlichen.

Einmal, als unsere Tür gerade offensteht, wird ein Wachmann weggerufen. Vor lauter Eile vergisst er seine Maschinenpistole. Ganze fünf Schritte von mir entfernt bleibt sie liegen. Mein Herz pocht wild. "Soll ich hinstürzen und die Waffe aufnehmen? Aber wie muss ich sie entsichern? Werde ich nicht bald selbst niedergeschossen werden?" Schon kommt der Waffenlose zurückgeeeilt. Die Versuchung, für meine Freiheit zum Mörder zu werden, ist vorbei.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Inzwischen führe ich den auf die Tür von Zelle 28 gestrichelten Kalender gewissenhaft weiter, um so wenigstens eine Zeitrechnung über die verflassenen Monate zu haben.

Als Malstift dient ein kleines Stückchen Holzkohle, das ich mir bei einem Duschgang von der auf diesem Weg liegenden Feuerstelle des Wachpersonals aneignen konnte. Da wir jede Woche einen Riegel Kernseife und ein Stückchen sehr guter chinesischer Toilettenseife in Luxuspackung erhalten, auch wenn es kaum einmal Gelegenheit zum Waschen gibt, zeichne ich mit Seife den Grundriß meines Traum-hauses auf den rauen Zementboden. Ebenso schreibe ich das große Einmaleins auf und lerne es auswendig. Eine Stunde bevor unsere regelmäßige Seifenration ausgegeben wird, kommt ein Wächter und sammelt die fast ungenützte Seife wieder ein, die dann die Diensthabenden unter sich aufteilen. Manchmal kann ich rechtzeitig zuvor meine Seife an einen Captif oder einen gutmütigen Bewacher verschenken, was mir gelegentlich ein heimlich gewaschenes Bettuch oder einen Teller Reis einbringt.

Zwei Monate sind seit dem Auszug Marcells aus meiner Zelle inzwischen vergangen, und tief bedrückt stelle ich fest, dass ich nun schon eineinhalb Jahre in diese Umgebung verbannt bin. Noch immer ist kein Ende der Gefangenschaft abzusehen. Meine verschiedenen schriftlichen und mündlichen Beschwerden, in denen ich immer wieder frage, warum ich eigentlich eingesperrt bin, bleiben ohne irgendeine Antwort. Immer mehr habe ich das Gefühl, lebendig begraben zu sein.

*

Die Eintönigkeit der Regenzeit wird unterbrochen, als ich eines Morgens unterrichtet werde, dass ich meine Zelle mit einem

anderen Gefangenen zu teilen habe. Eine Stunde später kommt ein junger Guineer, der sich "Bah" nennt. Nachdem er seine Liege hingestellt hat, die notdürftig mit Drähten zusammengehalten wird, begrüßt er mich freundlich. Er ist von großer und schlanker Gestalt und gehört dem Stamm der Foulah an. Er macht auf mich einen sympathischen Eindruck. Bah erzählt, dass er längere Zeit im Auftrage der guineischen Regierung für eine deutsche Firma gearbeitet habe. Seine Kontaktfreudigkeit und sein aufgeschlossenes Verhalten den Westdeutschen gegenüber hatten ihn von etwa einem Jahr in dieses Gefängnis gebracht. Bahs Körper lässt erkennen, dass die Folterknechte gnädig mit ihm umgegangen sind. Er spricht sehr gut französisch, besitzt höhere Schulbildung und ist ein angenehmer Zellengenosse. Seine zurückgelassene Familie besteht aus zwei Frauen und zwei Söhnen. Durch die mit Bah geführte Unterhaltung kann ich viel über Sitten und Gebräuche in Guinea erfahren.

Einen Monat später - mein Kalender zeigt Anfang August an - wird ein weiterer Foulah, ein Peulh, in unsere Zelle verlegt. Er bringt ein hölzernes Militärbett mit und die wenigen persönlichen Dinge, die uns Gefangenen erlaubt sind. Er ist etwa vierzig Jahre alt, des öfteren verheiratet und wieder geschieden~ Dadurch ist er Vater so vieler Kinder, dass er sich nicht mehr die Mühe macht, sie alle zu zählen. Er hat in Paris ein Studium als Ingenieur abgeschlossen. Im Gefängnis nennt er sich „Momo“, seinen Namen im Zivilleben erfahre ich nicht.

Die Möglichkeit, im Gefängnis unter einem anderen Namen zu leben, wird von vielen Gefangenen wahrgenommen. Verschiedene der Europäer nennen sich "Banane", andere "Zitrone", was von jedem hingenommen wird.

Einem der Inhaftierten haben die Wächter den Namen „Père“, Vater, gegeben, wobei sie ihre Achtung vor seinem Alter

ausdrücken wollen, denn sein Haar ist bereits stark ergraut. Obwohl dieser Mann in Wirklichkeit noch nicht das von unseren Bewachern vermutete hohe Alter erreicht hat, lässt er sich diese Anrede gern gefallen und berichtigt sie nie, nicht zuletzt auch deswegen, weil sich diese "Würde" durch manchen kleinen Vorteil beim Verteilen des Essens niederschlägt.

Momo, unser neuer Mitbewohner, ist inhaftiert, weil er unter dem Druck der Folter verleumdet worden ist. Außerdem hat Momo angeblich freundschaftliche Beziehungen zu Europäern unterhalten. Das Groteske daran ist, dass er eine Stellung im Finanzministerium innegehabt hatte, bei der Gespräche mit Europäern schon aus dienstlichen Gründen nicht zu umgehen gewesen waren.

Wie Momo erzählt, hat er in Frankreich auch ein Medizinstudium angefangen und besitzt daher auf diesem Gebiet einige Kenntnisse. Da ärztliche und medizinische Versorgung, wie ich sie hier erfahre, denkbar schlecht sind, kann er uns manchen guten Ratschlag geben. Durch ihn erfahre ich, dass die zeitweiligen Schmerzen im Körper vor allem auf Vitaminmangel, bedingt durch einseitige Ernährung, zurückzuführen sind. Nach Meinung Momos werden die starken Rückenschmerzen, die ich zu dieser Zeit verspüre, wahrscheinlich durch Kalziummangel verursacht. Deshalb verlange ich bei jeder Gelegenheit notwendige Medikamente, doch meine Bitten bleiben ohne Erfolg.

Nachdem wir nun zu dritt Zelle 28 bewohnen, geht es bei uns zu wie im Taubenschlag. Verschiedene Guineer werden für einige Tage, andere mehrere Wochen lang zu uns gelegt. Sie schlafen mit einer Decke auf dem Boden, denn für weitere Pritschen ist kein Platz mehr vorhanden. Manchmal sind wir bis zu sechs Insassen. Dieser Zustand ist menschenunwürdig und belastet uns alle zusätzlich. Trotz dieser schlechten Verhältnisse sind wir noch nicht am schlimmsten dran, denn unsere Zelle besitzt ein Fensterloch, durch das etwas Sauerstoff hereinkommt. Es gibt

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Dunkelzellen, in die man ebenfalls bis zu sechs Häftlinge hineinpferrt, wobei nur zwei Luftlöcher verhindern, dass alle ersticken.

Einer der Mithäftlinge erzählt von einer Frau, einer hohen Parteifunktionärin, die eingeliefert worden ist. Kurze Zeit zuvor hat sie noch, von der Redlichkeit der Komplott-Anklagen überzeugt, öffentlich vorgeschlagen, Häftlinge erst in Teer und dann in Wolle zu rollen und als brennende Fackeln tanzen zu lassen.

Wenn die Sonne die Wolkendecke durchbricht und mit ihrer Glut die Feuchtigkeit aus der Erde saugt, werden die Tage unerträglich. Dann haben wir das Gefühl, in einer Sauna untergebracht zu sein. Hin und wieder zeigt ein Bewacher etwas Menschlichkeit und lässt für kurze Zeit die Zellentür offen stehen, damit sich die verbrauchte Luft, geschwängert vom Schweißgeruch, erneuern kann.

Um in unsere Zelle eine gewisse Ordnung hineinzubringen, ernenne ich Momo zum

"Stuben-Chef". Die Mitgefangenen sind damit einverstanden, und nach Rücksprache mit Momo nimmt er diesen Posten an. Durch sein Studium bedingt, spricht er ein einwandfreies Französisch sowie sämtliche Landessprachen. Wir alle haben Vorteile, wenn er mit viel Geschick von den Aufsehern etwas Besonderes einhandelt, etwa ein Medikament für einen unserer Mitbewohner oder einen Eimer Wasser, um unseren Zementboden zu säubern. Das kostbare Nass verwenden wir zuerst, um uns damit zu waschen, indem wir, einer nach dem anderen, einen Teil davon über unsere Körper schütten. Mit dem Rest und den sich auf dem Boden sammelnden Wasserlachen fegen wir dann allen Schmutz hinaus. Die bescheidene Körperwäsche, die wir uns zuvor genehmigen, vermittelt uns wenigstens eine Spur von Erfrischung, nach der wir mit jeder Faser des Körpers lechzen.

Seit dem Auszug Marcells aus Zelle 28 ist der Genuss des täglichen Waschwassers aus dem sauberen Nachtgeschirr weggefallen, so dass wir auf den Großmut des einen oder anderen Wachmannes angewiesen sind, der uns etwas mehr Wasser als das zum Trinken benötigte zukommen lässt.

Die Regenzeit geht ihrem Ende entgegen. Nachdem es nun vier Monate lang fast ununterbrochen geregnet hat, Wolkenbrüche wechseln sich mit Gewittern ab, ist der letzte Monat dieser Regenzeit angebrochen, in km nur noch nachts Regenfälle niedergehen, während tagsüber die Sonne scheint. Während der schweren Niederschläge in der Hauptregenzeit wirkt das Land jedesmal wie lahmgelegt, und es zeigt sich immer wieder die Ohnmacht des Menschen gegenüber den Mächten der Natur. Sobald die Trockenzeit beginnt, geht morgens die Sonne am wolkenlosen, azurblauen Himmel auf und schickt ihre sengenden Strahlen bis zum Abend auf das Land nieder. Ein paar kleine Schäfchenwolken, die manchmal am Horizont erscheinen, sind ohne Bedeutung und haben auf die Wetterbildung keinen Einfluss.

Für Europäer ist das Klima in den ersten Monaten nach der Regenzeit erträglich zu nennen, weil es dann eine trockene Hitze mit weniger Luftfeuchtigkeit gibt, so dass der Organismus sich besser anpassen kann. Doch mein Gesundheitszustand hat sich bis zu diesem Zeitpunkt immer mehr verschlechtert. Ich fühle mich schlapp und kraftlos. Oft liege ich auf meinem Bett, weil ich unter starken Rückenschmerzen leide. Mein Körper, bis zum Skelett abgemagert, ist auf einmal wie aufgepöpselt. Das gleiche stelle ich bei vielen anderen Häftlingen fest. Männer, die ich aus dem früheren Leben kenne, haben trotz der kargen Gefangenenkost um die Hälfte ihres normalen Umfanges zugenommen, wobei diese „Wohlbeleibtheit“ ein Zeichen einseitiger Ernährung oder Unterernährung ist.

Des öfteren werde ich zum europäischen Arzt ins Lazarett geführt. Zuvor schärft man mir ein: "Wer nach Vitaminen fragt,

wird bestraft." Deshalb erkläre ich dem Arzt, dass ich Beri-Beri habe, spreche aber aus Angst, bestraft zu werden, "bele-bele", was in der Soussou-Sprache "dick" heißt, und dass meine Füße wie Feuer brennen. Auf meine Frage: "Verstehen Sie?" antwortet er: "Ja, Herr Marx, ich verstehe Sie." Weiter frage ich ihn: "Können wir nicht etwas mehr Salat bekommen, um unserem Körper wenigstens in dieser Form ein paar Vitamine zukommen zu lassen?" Hierauf erhalte ich zur Antwort: "Die Lagervorschrift erlaubt nicht mehr Salat. Sie können froh sein, dass Sie überhaupt Salat bekommen, denn nur wenige unter den Gefangenen haben diese Vergünstigung." Bei jeder Visite wird mein Herz abgehorcht, der Pulsschlag gezählt und der Blutdruck gemessen; über den Befund hüllt sich der jeweilige Arzt in Schweigen.

Zu dieser Zeit erhalte ich über das italienische Außenministerium von Angehörigen aus Deutschland das erste Päckchen. Die kleine Sendung enthält Tabletten gegen Malaria, die jedoch für meinen Körper zu stark sind, so dass ich sie anderen Gefangenen, die über einen besseren Gesundheitszustand verfügen, zukommen lasse. Die Hälfte der Geschenksendung besteht aus der Illustrierten PARIS MATCH, eine Rolle, die vor meinen Augen entnommen und beschlagnahmt wird. Außerdem befindet sich in dem Päckchen noch ein Vitaminpräparat, das außer vielen Spurenelementen verschiedener Vitamine auch Vitamin-E-Acetat enthält, was eine Potenzförderung bewirken soll, in meinem Zustand jedoch vollkommen fehl am Platz ist. Ich nehme einige von diesen Tabletten ein, ohne zu ahnen, auf welche Körperfunktion diese Tabletten besonders wirken, bis Momo mich darauf aufmerksam macht und mir rät, dieses Präparat abzusetzen, um nicht eine zusätzliche Schwächung meines Körpers zu riskieren. Die wenigen Esswaren, die ich außerdem in dem Päckchen finde, teile ich mit allen Zellengenossen, und die Lebensmittel sind schnell aufgebraucht. Ein richtiges Kartenspiel, das ebenfalls in dem Päckchen liegt, sorgt für ein bisschen Zerstreuung und wird sorgfältig gehütet. Wir können nun viele

Arten von Spielen veranstalten, die wir uns zum Teil gegenseitig beibringen, und diese abwechslungsreiche Unterhaltung lässt uns unsere düstere Umgebung für einige Stunden vergessen. Wir pokern sogar und setzen statt Geld, zu dem wir bereits jede Beziehung verloren haben, Streichhölzer ein, von denen wir alle zehn Tage eine Schachtel erhalten. Streichhölzer machen uns Raucher unabhängig und sind somit ein kleiner Reichtum. Jeder kann entscheiden, ob er seine tägliche Ration von zwei Zigaretten auf einmal raucht oder ob er sich mehrmals einige Züge genehmigt. Wer nur ein Streichholz besitzt, der kann seine Zigarette nur einmal anzünden. Bei uns aber - welch eine Verschwendung...!

Die Mitgefangenen in meiner Zelle, Bah Thiarno Mouctar ist neu zu uns gekommen, sind allerdings jetzt alle Nichtraucher. Ich habe das Glück, so viele REVAL zu bekommen, dass ich bis zu fünf Stück am Tag rauchen kann. Wenn ich allerdings eine sechste rauche, bekommt sie mir nicht mehr. Ich überlege, dass es besser wäre, aus Vernunftgründen das Rauchen ganz einzustellen. Auch Momo rät mir eindringlich, meinen geschwächten Körper nicht noch zusätzlich durch das Nikotingift der Zigaretten zu schädigen.

Eines Tages fasse ich den Entschluss, mit dem Rauchen aufzuhören. Ich zünde mir eine Zigarette an und verkünde feierlich, dass dies meine letzte ist. Bedächtig rauche ich sie zu Ende, Zug um Zug, und drücke ihren Rest aus. Dann klopfe ich an die Tür und schenke dem nach einer Weile erscheinenden Wärter meinen ganzen Zigarettenvorrat. Der Mann weiß nicht, wie ihm geschieht und macht ein verdutztes Gesicht.

Doch nimmt er dieses unverhoffte Geschenk gern an. Meine künftigen Zigarettenrationen gebe ich anderen Häftlingen, manchmal dienen sie mir auch als Tauschwert für ein paar Stückchen Zucker.

Durch den Verzicht auf meine täglichen Zigaretten kann ich allerdings keine unmittelbare Besserung meines von Tag zu Tag schlechter werdenden Gesundheitszustandes feststellen. Meine brennend heißen Füße verursachen unerträgliche Schmerzen. Oft glaube ich, dem Wahnsinn nahe zu sein, doch quälen diese Gefühle mich nicht allein, ich höre das Schreien anderer Mitgefangener. Auch meine Mitbewohner leiden unter den gleichen Qualen. In dieser Zeit gibt es um mich herum viele Ausbrüche von Wahnsinn. Es ist niederdrückend, diese Schreie zu hören, Klagen und Stöhnen, Stunde um Stunde, oft ganze Tage und Nächte lang, und manchmal klingt es wie das Wimmern eines hilflosen Tieres. Einer, der wiederholt gegen die Tür tritt, wird gefesselt und obendrein durch ein Seil im Abflussrohr mitten im Kot festgebunden.

Ich erfahre, dass der Libanese George Bitar sich aus seinem Stück Kernseife zwei kleine Seifenkegel geknetet und in die Ohren gestopft hat, um Wahnsinnsausbrüche und Wehklagen nicht länger anhören zu müssen. George hat dadurch tatsächlich etwas Ruhe, doch holt er sich den Ärger der Aufseher ein, wenn er bei der Essenverteilung oder beim Wasserfassen nicht wartend an der verschlossenen Tür steht. Außerdem entzünden sich nach ein paar Tagen seine Ohren und fangen an zu eitern.

Wenn der Lärm den Wächtern zuviel wird, holen sie die „Schreier“ nacheinander aus ihren Zellen und binden sie im Hof an einem Baum fest, wobei der Gefangene die Arme um den Stamm legen muss. Sobald der Häftling dann auch nur den kleinsten Laut von sich gibt, wird er gezwungen, sich um den Baum herum zu bewegen. Bei diesen Drehungen um den Baumstamm schürft sich das Opfer die Haut an Bauch, Armen und Beinen auf. Diese Methode wird im Lager „traîtement de fou“, Verrücktenbehandlung, genannt und ist in den meisten Fällen von "Erfolg".

Von Tag zu Tag werden unsere Schmerzen schlimmer, und ich sage mir: "Wenn wir nicht allesamt krepieren wollen, muss

Abhilfe kommen." Unser Bitten auf dem üblichen Wege bleibt ohne Erfolg, weshalb ich mich entschieße, etwas zu unternehmen, was die Lagerleitung in ihrer Gleichgültigkeit vielleicht auf rütteln wird.

*

Beim täglichen Toilettengang über den Hof nehme ich allen Mut zusammen und schreie aus Leibeskräften: „J'ai des pieds chauds, j'ai besoin de vitamines B 12!" Ich habe heiße Füße und brauche Vitamin B 12!

Die herumstehenden Wärter schauen mich verwundert an. Einige der Gefangenen rufen mir zu: "Mensch, halt die Schnauze!" Sie befürchten, dass ich eine harte Strafe zu erwarten habe. Doch ich lasse mich nicht beirren und schreie diesen Satz noch dreimal, so laut ich kann. Im stillen hege ich die Hoffnung, dass man diesen Hilfeschrei auch außerhalb der Gefängnismauern hören wird. Die Wachposten würdigen mich keines Wortes und setzen eine unbeteiligte Miene auf. Sie wissen natürlich, wie dringend notwendig alle Vitaminpräparate brauchen. Viele der Gefangenen rufen mir auf dem Rückweg zur Zelle unter ihren Türen das Wort „Courage" durch. Als ich wieder in meiner Behausung bin, machen sich meine Mitbewohner daran, meine kleinen Habseligkeiten zu verstecken. Sie sagen kein Wort, wissen aber genau so wie ich, was auf mich zukommt. Es vergeht etwa eine Stunde, bis ein Wärter kommt und mich abholt. Auf dem Gang zur Strafzelle schreie ich noch zweimal denselben Satz, ohne jedoch von meinem Begleiter verwarnt zu werden.

Die Arrestzelle hat etwa dieselbe Größe wie die anderen Käfige, nur mit dem Unterschied, dass sie keine Luftlöcher und auch keinen Schlitz unter der Tür besitzt. Als ich eintrete, kann ich in dem dabei hereinfließenden Tageslicht acht Afrikaner zählen, die auf dem Boden hocken. Ich setze mich neben sie, und es dauert nicht lange, bis ich von jedem erfahre, seit wie vielen Tagen er

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



nichts mehr zu essen und zu trinken bekommen hat. Der älteste von ihnen hungert bereits fünf Tage lang. In dieser Dunkelzelle mit allen Schweißgerüchen der Insassen und der zusätzlichen Strafe des Nahrungs- und Wasserentzugs muss ich jedoch nur zwei Tage verbüßen. Dann werde ich wieder in meine Zelle zurückgebracht.

Mein mutiges Verhalten bringt mir die Sympathien vieler Leidensgenossen ein, und zum Zeichen ihres Mitgefühls lassen sie mir ihre Orange oder ein Stückchen Brot zukommen. Ich weiß diese Geschenke hoch einzuschätzen, denn diese Mitmenschen haben von dem wenigen, das nicht ausreicht, satt zu werden, abgegeben.

Am nächsten Tag schreibe ich einen Brief, in dem ich um Vitamine für alle Gefangenen bitte. Auch bei dieser Gelegenheit beklage ich mich über die menschen-unwürdige Behandlung, die man uns unschuldigen Opfern zuteil werden lässt. Der Brief bleibt ohne Antwort.

Am selben Abend wiederhole ich beim Gang zur Latrine das "Schauspiel", das mir eine so harte Strafe eingetragen hat. Wieder bringen meine Freunde mein Hab und Gut in Sicherheit. Doch dieses Mal geschieht nichts, ich werde nicht bestraft. Tag für Tag wiederhole ich mein Schreien nach Vitaminen B 12 auf dem abendlichen Toilettengang. Ich habe das Gefühl: die Wärter denken, eines Tages wird er wohl von selbst damit aufhören.

Nach einer Woche werde ich erneut mit zwei Tagen Arrest bestraft. Ich gebe jedoch nicht auf. Aus der Hungerzelle kommend, schreie ich abermals nach Vitaminen, und diesen Hilferuf wiederhole ich auch an den folgenden sieben Tagen.

Danach kommt eines Abends Krankenwärter Fofana und verspricht, dass ich am nächsten Tag Vitamintabletten bekommen werde. Tatsächlich erscheint er anderntags und überreicht mir drei Tabletten, während meine Mitbewohner je eine erhalten. Nachdem der Sanitäter weggegangen ist, stellen wir jedoch fest, dass die Guineer nur eine Schmerztablette erhalten haben,

während ich tatsächlich drei Vitamintabletten in der Hand halte, was mir Momo bestätigt. Bevor Fofana mir aber die Tabletten ausgehändigt hatte, nahm er mir das Versprechen ab, dass ich mein Schreien auf dem Toilettengang von nun an einstelle. Unter der Bedingung, dass ich auch Vitamin-B-12-Spritzen bekomme, sage ich zu, denn von drei Tabletten kann ich keine Besserung meines Zustandes erwarten.

Der nächste Tag bricht an. Krankenwärter Boubacar kommt in unsere Zelle, in der Hand eine bereits aufgezoogene Spritze. Er erklärt, dass ich nun die gewünschte Vitamin-C-Spritze bekomme. Nach dieser Injektion in den Oberschenkel liege ich den ganzen Tag über auf meinem Bett und habe Mühe, mich normal zu bewegen. Auch Momo wagt nicht zu sagen, ob es sich tatsächlich um eine Vitamin-C-Spritze gehandelt hat.

Einige der Bewacher bringen uns Gefangenen viel Verständnis und Mitgefühl für unsere Leiden entgegen, doch sie unterstehen den Anordnungen der Gefängnisleitung, und als Untergebene können sie nur wenig Hilfe bringen.

Verschiedene Guineer fassen Mut, auf dem abendlichen Toilettengang ebenso wie ich zu protestieren. Doch ihr Vorhaben wird im Keim erstickt. Gleich der erste, Diallo, der laut nach Vitaminen schreit, wird gepackt und an einen im Gefängnishof stehenden Baum gestellt. Er muss den Baumstamm mit beiden Armen umfassen, dann werden ihm die Handgelenke gefesselt, und seine Peiniger fordern ihn auf, um den Baum herumzulaufen und laut "VIVE LA REVOLUTION" zu rufen. Einen Tag und eine Nacht lang wird Diallo dieser Tortur ausgesetzt. Diese Anstrengungen rauben ihm die letzten Kräfte. Wenn Diallo stehenbleibt, weil er nicht mehr laufen kann, wird er von Schlägen der Wächter mit Lederriemen angetrieben. Ein abschreckendes Beispiel für alle anderen, die es ihm nachtun wollen, denn jeder von uns muss auf seinem Toilettengang an diesem Baum vorbei und die Qualen des Opfers mit ansehen.

Diallo wird wenigstens wieder losgebunden, ein anderer, mir unbekannter Gefangener wird drei Tage und Nächte am Baum festgebunden, bis ihn der Tod erlöst.

Mit dieser "Heilbehandlung" werden Häftlinge, die sich durch irgendeine Aktion oder Demonstration gegen die Gefängnisordnung erheben, wieder zur "Vernunft" gebracht. Oft dient diese Methode auch nur zur Einschüchterung, indem sie dem Aufmuckenden, manchmal bei kleinsten Vergehen, als Strafe angedroht wird, was in den meisten Fällen seine Wirkung nicht verfehlt. Jeder von uns hat schon die Brutalität der Wächter zu spüren bekommen, die keine Grenzen kennt.

Alle vierzehn Tage werde ich, zusammen mit anderen Schwerkranken, zum europäischen Lagerarzt ins Lazarett gefahren. Hin und wieder erhalte ich Vitamine in Form von Tabletten sowie einige Vitamin-B-12-Spritzen. Ich sage dem Arzt, dass ich Schmerzen in der Herzgegend habe und bitte um Calcium-Spritzen, doch wie immer erhalte ich darauf gar keine Antwort. Die Vitamin-B-12-Präparate lassen die Schwellungen meines Körpers etwas zurückgehen, doch die Schmerzen in den Füßen bleiben.

Die ausgegebenen Medikamente sind nie ausreichend, um eine Krankheit zu heilen, sondern nur um ihr Fortschreiten für kurze Zeit zu unterbrechen und aufzuhalten. Momo sagt mir einmal, dass der Arzt aufgrund der Gefängnisvorschrift der guineischen Regierung nicht dazu befugt ist, mehr Medikamente auszugeben. Im Lager selbst sind ein Sanitäter und zwei Helfer für uns 300 Häftlinge zuständig, einfache Soldaten, die zu Hilfssanitätern ernannt worden sind und daraufhin an uns Gefangenen auch üben, eine Spritze zu geben. Dabei werden vier, fünf, manchmal auch mehr Häftlinge mit e i n e r Nadel behandelt. Die Krankenwärter haben einen Behälter mit etwas Wasser dabei, und wenn sie ein neues Medikament spritzen müssen, reinigen sie die Kanüle in diesem Wasser, um dann den nächsten Patienten zu versorgen. Wenn sie keinen Alkohol haben, um die Einstichstelle

zu desinfizieren, begnügen sie sich gleichfalls mit Wasser. Ein "Sanitäter" sagt mir einmal: "Das geht bei uns zu wie auf dem Lande." Ich begnüge mich mit dem Gedanken, dass meine Malteser-Mitgliedschaft hier fehl am Platze ist und bedaure, dass auch die Gründung des Roten Kreuzes von der Regierung Guineas nicht zugelassen wird.

Die größte Schau ist, wenn die beiden Hilfssanitäter in weißen Arztkitteln durch das Lager gehen, ein Stethoskop um den Hals. Von einigen Gefangenen werden sie daraufhin mit "Herr Doktor" angedredet, was sie sich gern gefallen lassen. Vielleicht erhoffen sich die Patienten durch diese Schmeichelei eine größere Zuteilung an Medikamenten. Mit ihrem so erlangten Dokortitel trauen sich die Hilfssanitäter auch ohne weiteres zu, intravenös zu spritzen.

Für die Tabletten werden kleine Tütchen gedreht, die morgens an die Patienten verteilt werden. Durch unsere eintönige und vitaminarme Reiskost mit wenigen Zutaten weisen fast alle von uns Schäden auf.

Ein Großteil der Kranken hat auf geschwemmte Körper, sie werden von Tag zu Tag dicker. Andere klagen über Schmerzen in den Füßen. Ich selbst habe unter beiden Krankheiten zu leiden, und zu dieser Zeit machen sich die Beschwerden besonders bemerkbar. Die Guineer in unserer Zelle und ich laufen oft Tag und Nacht hintereinander in unserer Behausung auf und ab – wie eine Lokomotive mit Anhängern –, nur um unsere Beine zu bewegen und dadurch das schmerzhafteste Stechen und das Hitzegefühl etwas zu vergessen. Meine wiederholten Beschwerden beim Haptsanitäter bleiben ohne Erfolg. Ich erhalte die lapidare Antwort: "Das ist nichts Neues, darunter haben viele zu leiden, und außerdem gibt es dafür kein Medikament."

Bah hat herausgefunden, dass wir, wenn wir uns auf eines unserer Betten stellen, von der Fensteröffnung aus bis auf den Gefängnishof blicken können. Von Zeit zu Zeit halten wir

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Ausschau, wodurch wir manches Mal besser als andere orientiert sind und deshalb unsere Beobachtung über das „Lagertelefon“ weitergeben.

Schreien, Stöhnen und Flehen nach Wasser in den verschiedenen Sprachen gehören genauso zum Gefängnisleben wie das Auspeitschen eines an einen Baum gebundenen Gefangenen. Wir leiden mit diesen armen Menschen und sind uns gleichzeitig unserer Ohnmacht bewusst, ihnen nicht beistehen zu können. Aus eigener Erfahrung wissen wir um die Qualen, die sie ausstehen haben, doch im Laufe der Zeit bemerken wir, dass der Mensch sich zum Selbstschutz eine Art Hornhaut über sein Mitgefühl legt, wenn er immer wieder Zeuge unmenschlicher Vorgänge wird. Oft jedoch ist der schwache Zustand des eigenen Körpers daran schuld, dass wir das Mitleiden mit gequälten Opfern nicht mehr verkraften können und, abgestumpft durch tagtägliche bittere Erlebnisse, in eine teilnahmslose Haltung flüchten.

Eines Abends hören wir einen Krawall auf dem Gefängnishof. Schimpfende, fluchende Stimmen, dazwischen Hilfeschreie eines Franzosen. Rufe der Verzweiflung, gellend, Angst einflößend. "Was bedeutet das? Es klingt wie das Geschrei eines Menschen in tiefer Todesangst. Ist vielleicht einer wahnsinnig geworden?" Wir sind bestürzt über das herzerreißende Klagen dieses Menschen. Wir hören, dass seine Zellentür geöffnet wird und man ihm als "Medikament" den Gang um den Baum anbietet, wenn er nicht sofort zu jammern aufhören würde.

Eine Stunde später sind abermals Todesschreie zu hören. Wir vernehmen die Worte:

"Ich krepriere, ich liege im Sterben!"

Wie ein Lauffeuer geht die Krankengeschichte des Franzosen durch das Lager. Er hat furchtbare Schmerzen und kann nichts mehr bei sich behalten. Er leidet unter blutigem Durchfall und fiebert stark. Dann hören wir nochmals seine Stimme. Er spricht den Wunsch aus, in seiner letzten Stunde noch einmal die

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Marseillaise singen zu dürfen. Tatsächlich hören wir kurz darauf seine zittrige Stimme, mit der er mutig die Hymne seines Landes singt.

Bah, der aus dem Fensterloch schaut, berichtet, was weiter geschieht: Die Zelle des Kranken wird mit ein paar Eimern Wasser gesäubert. Jetzt erscheint ein Sanitäter, der den Sterbenden mit ein paar Tabletten - wahrscheinlich Schlaftabletten - zur Ruhe bringt.

Ähnliche Vorfälle spielen sich immer wieder ab. Der Tod sitzt jedem von uns im Nacken. Szenen solcher Art tragen dazu bei, uns jedes Mal von neuem bewusst werden zu lassen, dass wir alle einem Tod auf Raten geweiht sind, wenn nicht ein Wunder geschieht...

*

Zu meinem körperlichen Dahinsiechen überkommt mich eine tiefe Niedergeschlagenheit, als ich, durch einen neu in unsere Zelle verlegten Guineer, erfahre, dass ich für die Öffentlichkeit ein Todeskandidat bin. Ich frage ihn, zu welcher Zeit man das Volk Guineas von diesem Todesurteil unterrichtet hat und schildere ihm auch den Vorfall mit den drei Offizieren und die langen bitteren Nächte nach der Todesankündigung. Für mich ist sein Bericht eine Bestätigung mehr, dass ich damals dem Tod tatsächlich nur um Haaresbreite entgangen bin. Im Flüsterton berichtet der Guineer weiter, was damals in den ersten Wochen nach meiner Verhaftung im Lande geschehen ist.

Das zu einem "Revolutionstribunal" umfunktionierte guineische Parlament fällt 94 Todesurteile, davon 34 in Abwesenheit. Schon bevor das Urteil verkündet wird, lehnt Sékou Touré Begnadigungen ab. Etwa 30 Personen, unter ihnen einige Frauen, werden in Conakry hingerichtet, Menschen, die aufgrund erpreßter Aussagen und fragwürdiger Beweise unschuldig den

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Tod erleiden müssen. Vier Männer werden an einer Brücke aufgehängt, unter der eine 15 Kilometer lange Autobahn hindurchführt. Es sind Ousmane Balde, Magassouba Moriba, Ibrahima Barry III. und Kara Karim Soufiana.

Jeder, der an diesem Tag von einem Stadtteil Conakrys in den anderen fährt, wird Zeuge dieser Barbarei. Das Volk wird aufgehetzt und aufgefordert, die Brücke zu überqueren und die Leichen anzuspucken, als Ausdruck seiner Verachtung für diese „Volksverräter“. Sogar die Kinder dieser Gehenkten zwingt man, sich an der Schändung ihrer Väter zu beteiligen.

Die anderen Todeskandidaten werden in ihre Heimatorte gebracht. Dort wird die Bevölkerung davon unterrichtet und bekommt lange Hetzreden zu hören, in denen die Verurteilten aufs übelste beschimpft und gedemütigt werden. Danach werden die Todeskandidaten von den Brüdern ihres eigenen Volkes gelyncht oder gehängt, gesteinigt oder bei lebendigem Leib als Benzinfaçkel verbrannt oder lebendig begraben...

Die westliche Presse erfährt von diesen Vorgängen mit folgendem Wortlaut:

DER GALGEN VON CONAKRY.

"Radio Conakry muss es wissen: Die Guineer feierten ein ‚Volksfest‘, weil etliche von ihnen gehenkt wurden, auf den Plätzen der Städte. In einem Land, wo kein Platz mehr scheint für ein bisschen Menschlichkeit. Die Menge jubelte unter dem Galgen. In Conakry musste die Miliz einschreiten, weil der Mob sich an den Leichen der Opfer vergreifen wollte. Laut Sender des Diktators Sékou Touré, der das Massaker als ‚Sieg des Volkes über die Kräfte des Bösen‘ verherrlichen ließ.

Und die Welt? Sie wendet sich ab mit Entsetzen. Zwar werden hier und dort Proteste gegen das grausige Schauspiel kund, aber die Vereinten Nationen und ihr Generalsekretär gehen zur

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Tagesordnung über und spielen sich weiter als Richter auf. Am liebsten dort, wo die Henker längst in Pension geschickt wurden. So traurig ist es um den Frieden bestellt. Nicht nur in Conakry, wo der Aachener Adolf Marx immer noch auf die Freiheit wartet. Und darauf hoffen muss, dass die Welt seinen Namen nicht vergisst. Bei großem Palaver über die Würde des Menschen. Unter dem Galgen von Conakry.

Nur Papst Paul VI. hat den Mut, die Hinrichtungen als blinde und bössartige Blutrache zu verurteilen, die in einem kollektiven Aufwallen von Hass und Grausamkeit erfolgt sei. Der Papst spricht von barbarischer Arroganz und hofft, dass Afrika zur Vornehmheit und Stärke eines geordneten und sicheren Fortschritts zurückfinden möge."

Wir sind entsetzt und erschüttert über die erzählten Vorkommnisse. Nur mit Mühe können wir unseren Abscheu darüber verbergen. Wir versuchen, uns gegenseitig zu beruhigen und hoffen dabei, dass uns ein solches Los erspart bleibt.

*

Das zweite Jahr meiner Gefangenschaft neigt sich dem Ende zu. Wir müssen die Feststellung machen, dass zu dieser Zeit eine ganze Reihe von Gefangenen verhungert. Kranke werden auf einer Bahre abtransportiert, angeblich ins Krankenhaus.

Bah, ein schneller und aufgeweckter junger Mann, verblüfft uns immer wieder, wenn er seine Beobachtungen vom Fenster unserer Zelle aus macht. Durch seine Kombinationsgabe sind wir meistens bestens informiert über das, was in unmittelbarer Nähe unserer Zelle geschieht. Wir zählen damals acht Männer, die angeblich ins Krankenhaus gebracht werden sollen, in Wirklichkeit aber von diesem Leben schon Abschied genommen

haben. Durch Informationen aus anderen Teilen des Lagers erfahren wir obendrein, dass bedeutend mehr Gefangene verhungert sind, durch Krankheit und Folter unfähig geworden, unseren „KZ-Fraß“ zu essen.

Jeden Monat kommt eine Reislieferung für das Gefängnis an, die von einem Lastwagen gebracht wird. Das Entladen besorgen Gefangene, die sich hierzu freiwillig melden können. Von unserer Zelle ist es Bah, der sich jedes Mal um diese Arbeit bewirbt. Mit Staunen kann ich feststellen, wie geschickt er es fertig bringt, in der kurzen Zeit seines Aushelfens und trotz der äußerst strengen Bewachung eine Reihe von "Wertgegenständen" zu sammeln. Wenn Bah den Reissack auf dem Rücken trägt, liegt einer von uns hinter dem Türschlitz, um das in Empfang zu nehmen, was Bah im Vorübergehen vor die Zellentür wirft. Manchmal sind es Nägel, dann wieder ein Stück Holzkohle, kleine Stückchen Holz oder Kartons, die den auf dem Boden Schlafenden als Unterlage dienen.

Als Belohnung für diese Arbeit stehen Bah eine Dusche zu, ein paar Zigaretten und hin und wieder ein paar Stücke Zucker. Doch die größte Belohnung für ihn ist die Arbeit selbst, die ihm die Möglichkeit gibt, die enge Zelle für ein bis zwei Stunden zu verlassen und frische Luft zu atmen.

Wenn die monatliche Reisladung eintrifft, kreisen unsere Gespräche immer wieder um ein Thema, das uns oft und lange beschäftigt: "Was wird geschehen, wenn es einmal eine Reisknappheit gibt?"

Das ist für Guinea gar keine so besondere Situation, denn uns allen ist bekannt, dass das Volk schon manches Mal nach Reis geschrien hat, weil Frachtschiffe mit Verspätung angekommen sind oder weil Reis von der Regierung zu spät bestellt worden ist. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine Begebenheit, die mir auch von anderen Männern im Gefängnis bestätigt wird.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Die guineische Regierung hat eine Schiffsladung Reis abgewiesen, die im Rahmen der amerikanischen Wirtschaftshilfe aus den Vereinigten Staaten kommt, wobei die Reissäcke einen Aufdruck zeigen, der einen freundschaftlichen Händedruck einer schwarzen mit einer weißen Hand darstellt. Die Regierung Guineas sieht sich dadurch in ihrem Stolz verletzt und weigert sich, die Reisladung löschen zu lassen. Noch lange danach prangern die Behörden Rassendiskriminierung in Nordamerika an und erhitzen sich darüber, dass die Amerikaner in ihrem eigenen Land weiterhin die Schwarzen unterdrücken würden. Die guineische Regierung kommt zu dem Schluss, dass die weißen Amerikaner sich einfach nicht damit abfinden könnten, die schwarzen Menschen nicht mehr als ihre Sklaven zu betrachten. Aus diesem Grund empfindet es die Regierung als Hohn, dass gerade die Nordamerikaner Freundschaft zwischen Schwarz und Weiß auf diese Art und Weise demonstrieren wollen. In angeblichem Nationalstolz wird lieber Hunger für das eigene Volk verordnet.

Einmal mehr demonstriert damit die Obrigkeit Guineas den von ihrem Präsidenten geprägten Satz: "Lieber frei leben und in Armut, als reich und abhängig zu sein." Ein Freiheitsbegriff, den der Präsident und seine Clique vortäuschen, während sie die leeren Reisschüsseln des Volkes übersehen.

Während meiner ganzen Gefangenschaft bekommen wir jedoch unseren Reis, wenn auch gelegentlich nur einmal am Tag eine Mahlzeit verteilt wird. Dass es morgens kein Brot gibt, erleben wir dagegen öfter in der Regenzeit, wenn schwere nächtliche Gewitter Stromausfall verursacht haben und kein Brot gebacken werden konnte.

Hunger wird in Boiro unser ständiger Begleiter. Zu unserem Ärger müssen wir feststellen, dass auch die Soße zum Reis von

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Tag zu Tag schlechter wird. Schriftlich und mündlich vorgebrachte Beschwerden nützen gar nichts.

Eines Tages bemerke ich auf einem der Toilettengänge ein großes Stück Brot, das an der Seite unseres Weges liegt. Nicht weit entfernt stehen drei Wachtposten, die uns ständig im Auge behalten. Wie gern hätte ich dieses Stück Brot an mich genommen und meinen Hunger gestillt! Doch ich habe Angst, dass dies eine Falle ist und ein Zufassen eine entsprechende Strafe nach sich ziehen wird. Schweren Herzens gehe ich vorbei. An den beiden nächsten Tagen liegt dieses Brot immer noch am selben Platz. Dem Verhalten der anderen Häftlinge, die es auch gesehen haben müssen, entnehme ich, dass keiner gewagt hat, sich diese zusätzliche Nahrung anzueignen.

Ein paar Tage später hält der Lagerleiter von der Mitte des Gefängnishofes aus -während wir alle wie immer in unseren verriegelten Zellen sitzen - eine Rede, in der er auch auf die vielfachen Beschwerden über die wässrige Soße eingeht. Er führt aus, dass er mit einem Offizier darüber gesprochen und die Bestätigung erhalten hat, dass das Essen besser werden würde. Seine Ansprache schließt der Lagerleiter mit der Bemerkung, dass seiner Meinung nach keiner der Gefangenen unter Hunger leiden würde. Schließlich wären wir a l l e drei Tage lang achtlos an einem Stückchen Brot vorübergegangen, das auf unserem Weg gelegen hätte...

Wieder einmal haben wir erfahren, mit welchen Mitteln und Methoden es diese Menschen verstehen, die Wahrheit ins Gegenteil umzukehren.

Unsere Phantasie von einem reichlichen und schmackhaften Mahl wird von den im Gefängnishof frei umherlaufenden Hühnern und Enten beflügelt, die von den Wächtern gehalten werden. Wenn ein Tier geschlachtet wird, ist es, in einem großen Kessel gekocht, eine begehrte Beilage für viele Reismahlzeiten der Wärter. Für uns Gefangene jedoch geben diese Tiere oft

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Anlass zu Ärger, wenn sie sich als "Räuber" entpuppen und unsere magere Kost nicht selten um das kleine Stückchen Fleisch oder Fisch schmälern.

Laut Gefängnisordnung müssen die Teller bei der Essenverteilung vor die Tür geschoben werden, und erst nachdem alle Portionen ausgeteilt sind, wird Tür für Tür geöffnet. Dann ziehen die Gefangenen ihren Teller zu sich herein, und die Tür wird wieder verschlossen. Den kurzen Zeitraum zwischen dem Austeilen des Essens und dem Aufschließen der Türen benutzen einzelne Tiere, um die besten Bissen aus den Tellern zu ergattern. Wenn dann lautes Gegacker anderer Hühner, die den "Räuber" verfolgen, zu hören ist, ahnen die hilflos hinter den Türen sitzenden Gefangenen bereits, was passiert ist. Lautes Klopfen an der Tür oder Schimpfen der "Beraubten" haben wenig Erfolg, denn das Federvieh ist in jedem Fall der stärkere Teil, und schnell hat es herausgefunden, dass es außer Pochen und Lärmen von den hinter der Tür eingesperrten Männern nichts zu befürchten hat.

Beim Anblick der Hühner kommt uns der Gedanke, einmal ein junges Hühnchen hereinzuziehen, um es roh zu verspeisen. Nach reiflicher Überlegung aber sind fünf Tage Arrestzelle ohne jegliche Nahrung eine zu harte Strafe für diesen kleinen Bissen Extra-Fleisch. Mit Sicherheit wäre unser Diebstahl herausgekommen, denn wo sollten wir die Federn verstecken?

Eines Tages werden unsere Gespräche über das Essen durch eine nette Geschichte bereichert, die von Mund zu Mund geht. Roger Soufflet, ein französischer Gefangener, der die stattliche Länge von fast 1,90 Meter misst, will sich mit seinem ewigen Hungergefühl nicht mehr abfinden. Nach einiger Überlegung dreht Roger aus den Fädchen seiner Bettdecke eine Schlinge, bindet sie an ein Stöckchen, und mit viel Geschick zieht er den Reisteller seines Nachbarn durch den Türschlitz seiner Zelle zu sich herein. Ohne Gewissensbisse verschlingt Roger die doppelte



Mittagsportion. Natürlich gibt es einen Riesenkrach, als sein Zellennachbar den Teller vermisst. Roger wird als Dieb entlarvt, der Kommission vorgeführt und gefragt, was er sich denn erlauben würde. Todernt antwortet der Gefangene: "Die Reismahlzeiten sind für einen Menschen von normalem Wuchs vielleicht noch ausreichend, doch mein über-langer Körper verlangt jedes Mal nach mehr Nahrung." Dieses Argument leuchtet sogar den Kommissionsmitgliedern ein, so dass sie erstaunlicherweise von einer Bestrafung absehen. Erfreut kann Roger feststellen, dass seine Reisportionen nun etwas größer als bisher ausfallen. Doch sein Leben kann das nicht retten. Als er viel später überraschend entlassen wird, stirbt er vier Wochen darauf in Freiheit.

Inzwischen hat nach meinem Kalender wieder einmal die Adventszeit begonnen. Um etwas abgelenkt zu werden, erzähle ich den Guineern in meiner Zelle von unseren weihnachtlichen Gepflogenheiten in Deutschland. Bah und Momo, die in Europa studiert haben, kennen diese traditionellen Weihnachtsvorbereitungen zum Teil, doch die anderen Guineer hören staunend zu. Sie können meine Erzählungen jedoch nicht ganz verstehen. Ihre Vorstellungskraft reicht kaum aus, um sich ausmalen zu können, welche überquellenden Schaufensterauslagen Jahr für Jahr die Geldbeutel der Europäer in der Adventszeit leeren, um die Gabentische unter den Weihnachtsbäumen zu füllen. Für Afrikaner, die Sorge zu tragen haben, ihre Familien recht und schlecht zu ernähren, ist es bereits ein Geschenk gewesen, wenn es ihnen früher an Feiertagen gelungen ist, eine Mahlzeit zu servieren, die aus ihrem bescheidenen Alltagsrahmen herausfällt.

Wieder einmal wird das Wachpersonal ausgetauscht. Wir müssen uns an neue Gesichter, neue Eigenarten und auch an neue Vorschriften gewöhnen. Auf sechs Häftlinge kommt ein Wächter, insgesamt sind es ~o, die in zwei Schichten zu 24 Stunden

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

einander ablösen. Um 15 Uhr ist Schichtwechsel. Während der 24-Stunden-Wache werden noch kleine Schlafpausen eingelegt, so dass der Dienst für die Wärter nicht allzu anstrengend ist. Jede Schicht hat einen Chef, und zwar mit einem völlig verschiedenartigen Charakter. Einer ist mir gut gesonnen und wünscht mir sogar täglich "Guten Tag", wobei er mir die Hand reicht, während der andere ein Satan in Person ist und Gefallen daran findet, mich zu peinigen und zu quälen. Seine Erfindungsgabe für immer neue Schikanen kennt keine Grenzen, und sadistische Lustgefühle unterstützen ihn anscheinend bei seiner Arbeit. Seine Brutalitäten haben an meinem Körper Spuren auf Lebenszeit hinterlassen. Mir graut es, wenn ich davon berichten muss, dass er dabei sogar von einigen Europäern und afrikanischen Mithäftlingen Applaus erhält und durch Anfeuerungsrufe in seiner schmutzigen Arbeit bestärkt wird.

*

Das Zusammensein mit Guineern ist mir oftmals Anlass, über den "afrikanischen Sozialismus" Sékou Tourés zu sprechen. Sein Aufstieg in die internationale Arena wird eingeleitet, als Frankreich durch die Kriege in Vietnam und Algerien belastet ist und General de Gaulle 1958 versucht, eine Art „Commonwealth“, die „Communauté Française“ zu bilden. Zum Volksentscheid gelingt es Sékou Touré, als Generalsekretär der PDG, der stärksten Partei in Französisch-Guinea, andere politische Gruppen des Landes auszuschalten, vor allem durch seine außerordentliche Redegabe.

In dieser Stunde zwingen Studenten, Lehrer, Gewerkschaften und ein Flügel der PDG Touré, der ihr Sprecher geworden ist, Guinea bei der "Abstimmung" der "Französischen Gemeinschaft" zu verweigern und sich als einziges afrikanisches Land für sofortige Unabhängigkeit zu entscheiden, was viele Afrikaner in Jubel

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

ausbrechen lässt. Die brüske Abwendung des neuen Landesvaters von Frankreich verleitet später dazu, den "Harem" de Gaulles zu verlassen, aber der verschmähte "Liebhaber" rächt sich bitter, indem er die 4000 französischen Techniker, Ärzte, Beamten und Militärberater sofort abzieht. Dabei reißen Verwaltungsfunktionäre sogar die Telefone aus den Amtszimmern heraus. Dringend benötigte Reislieferungen werden umgeleitet, und alle Währungsreserven nach Frankreich überführt. Auch der sonst so selbstbewusste Sékou Touré ist schockiert. Einzelne französische Kommunisten bleiben zurück und versuchen, in den 8000 Dorfgemeinden Einfluss auszuüben.

Hilfe, nicht nur aus Ostblockländern, ermöglicht Guinea, dank des Glorienscheins seines Vorkämpfers für die Unabhängigkeit, die nächsten Jahre zu überstehen, bis allmählich Wasser in den revolutionären Wein fließt. Europäer werden von Funktionären abgelöst, die sich, plötzlich in gehobener Position, vielfach als unerfahren zeigen und oft den neuen Aufgaben nicht gewachsen sind, zumal ihnen von überzogen selbstbewussten Ausländern keine Gelegenheit geboten worden ist, sich einzuarbeiten. Manchmal sehnen einzelne Arbeiter dennoch ihre früheren Vorgesetzten zurück und haben unter dem grausamen Regime ihrer eigenen Landsleute die Zwangsarbeit unter den früheren Kolonialherren vergessen: den nur mit Lebensmitteln bezahlten notwendigen Straßen- und Eisenbahnbau, das Gummizapfen, das Abliefern von Naturalien und die zwangsweise Rekrutierung kräftiger Männer für französische Armee...

Dafür sind jetzt Partei- und Staatsfunktionäre auf eigenen Vorteil bedacht, und viele verwirtschaften das ihnen anvertraute Kapital innerhalb kürzester Zeit, so dass sie ihre Arbeiter und Angestellten nicht mehr bezahlen können. Viele Firmen unter neuer Leitung müssen nach einiger Zeit aufgelöst werden.

Heute wird alles staatlich gelenkt, und auch diese Betriebe arbeiten mit Verlust. Hier fehlt es am Vorausdenken, am Planen

sowie notwendigen Spezialisten für die jeweiligen Berufszweige. Für jedes im Land selbst gefertigte Produkt müssen viele Einzelteile oder Rohstoffe aus dem Ausland bezogen werden. Abgesehen von den Devisenschwierigkeiten liegt das Hauptproblem in sinnvoller Bestellung, der rechtzeitigen Vergabe von Aufträgen mit tatsächlich benötigten Mengen.

Im ersten Jahr nach der Unabhängigkeit der jungen Republik zeigt sich dieses Unvermögen der von Frankreich im Stich gelassenen Kolonie besonders.

Als Beispiel hierfür sei eine Bestellung angeführt, die ein für das Schulwesen Verantwortlicher vornimmt. Er fordert Schreibfedern und Federhalter an, da er die Anweisung hat, das Analphabetentum in der jungen Republik zu überwinden. Im Hafen von Canakry kommen zentnerweise die bestellten Schulmaterialien an, für die im ersten Stadium, auch bedingt durch den Lehrermangel, gar keine Verwendung besteht. Der Feldzug gegen den Analphabeten geht naturgemäß langsam vor sich, und die Federhalter sind, begünstigt durch das Tropenklima, zum Verrosten verurteilt.

Ebenso gelangen die Mähdrescher nach Guinea, das gar keine Getreidewirtschaft kennt. Vorrosten mussten auch die Molkereimaschinen, da die Kühe in diesen tropischen Zonen höchsten einen Liter Milch am Tag geben. Für Last und Personenwagen sowie Traktoren fehlen bald Techniker, Werkstätten und Ersatzteile. Die Chinesen jedoch den sehr nützlichen Staudamm von Kinkou.

Der Staat leidet noch heute unter der Mangel an Fachkräften, so dass wenig qualifizierte Parteigegner schnell zu verantwortungsvollen Posten kommen. Ihre erzwungene Linientreue zum sozialistischen Regime wird „belohnt“: Mehr als die Hälfte der Beamenschaft ist politischen „Säuberungen“ zum Opfer gefallen. Eine große Schwierigkeit bereitet die Devisenwirtschaft, Der Guinea-Franc, der heute „Sily“, Elefant,

heißt, ist nicht einwechselbar und wird auf dem schwarzen Markt mit weniger als dem zehnfachen offiziellen Wert gegen Devisen eingetauscht, ein Wirtschaftsvergehen, dessen sich sogar die engere Verwandtschaft, von Sékou Touré schuldig macht.

Durch die politischen Büros, die Komitees, bekommen alle „Linientreuen“ ihre lebensmittel zu staatlich genehmigten Preisen, doch in viel zu geringen Mengen. Im Komitee ist jeder eingeschrieben, was ihn berechtigt, Öl, Seife, Reis und andere Lebensmittel in staatlichen Verteilstellen einzukaufen. In der Hauptstadt Conakry gibt es verschiedene Kaufhäuser, die offiziell alle Waren anbieten sollen, wo aber die meisten Regale leer stehen. Einmal kommt sogar ein hochgestellter Funktionär zu mir, um eine Flasche Speiseöl zu erbitten, nur ein Beispiel für die Not des Volkes.

So werden zum Beispiel chinesische Brillen angeboten, unter denen die Afrikaner so lange in einem Brillenberg suchen, bis sie eine gefunden haben, von der sie glauben, damit besser sehen zu können. Ein Optiker wird nur von einem Wohlhabenderen aufgesucht, der zugleich die Gelegenheit bietet, sich mit einem Rezept aus dem Ausland eine Brille zu besorgen. Das einzige Optikergeschäft in Conakry ist in einer staatlichen Apotheke untergebracht und wird von einem Europäer geleitet, der zwar einfache Brillen-Reparaturen vornehmen, doch aufgrund der Devisen-Schwierigkeiten fast niemals mit neuen Gläsern dienen kann.

Die Apotheken, die alle verstaatlicht sind, haben ebenfalls ihre Probleme. Viele Medikamente werden gekauft und in die benachbarten Staaten geschmuggelt, wo sie gegen devisenstarke Währung getauscht werden. Die Art der Medikamente ändert sich ständig, denn sie kommen aus aller Herren Ländern, sei es als Entwicklungshilfe oder als Devisenguthaben. Die Ärzte stehen

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

vor all diesen Medikamenten und haben es schwer, einen Überblick zu treffen. Fast alle Präparate sind nur begrenzt zu haben, so dass es nicht selten vorkommt, dass verordnete Medikamente nicht mehr vorrätig sind und auch kurzfristig nicht beschafft werden können.

Mit chinesischen Entwicklungsgeldern, die Sékou Touré als Starthilfe erhält, werden nicht nur chinesische Fahrräder und andere Produkte gekauft, die sich in den Tropen nicht bewähren. Mit Geldern verschiedener Länder werden Staatsvillen errichtet, und der Einkauf von Mercedes-Wagen in der Bundesrepublik Deutschland mit chinesischem Geld führt sogar zu einer diplomatischen Verwicklung. Kein Wunder, dass viele ausländische Hilfsquellen versiegen.

Bis jetzt retten Sékou Touré inszenierte Verhaftungs- und Säuberungswellen in den eigenen Reihen immer wieder davor, dass das Licht der Öffentlichkeit auf sein Unvermögen fällt. Bis jetzt sind diese blutigen Ablenkungsmanöver erfolgreich für ihn und sein Regime gewesen, doch wie lange noch?

Darauf wissen auch Momo und Bah keine Antwort. Die „Republikflucht“ nicht nur der intelligenteren Schicht spricht für sich.

*

In der Woche vor dem Weihnachtsfest bringt man mich wieder zum europäischen Arzt. Trotz der angedrohten Strafe verlange ich Vitamin-Spritzen. Die Antwort des Arztes: "Das geht in Ordnung." Ich bin sehr erstaunt, zum erstenmal eine Zusage zu erhalten.

Die Fahrt ins Lazarett erfolgt mit einem Ambulanzwagen, meist zusammen mit anderen Kranken. Es ist derselbe Weg wie der zur Folterkammer. Das Lazarett ist ein kleines, ebenerdiges Nebengebäude und verfügt über drei Betten, die meines Wissens nie belegt sind. Auf dem Weg dorthin habe ich Gelegenheit, für

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

ein paar Minuten das freie Leben der nicht diensttuenden Soldaten und ihrer Familien vor den Hütten und Häusern wahrzunehmen. Mitten im Lager sehe ich die rot-gelb-grünen Farben Guineas wehen, und ein Kranker sagt: "Unsere Fahne, das Grün unserer Wälder, das Gold der Sonne und unser vergossenes Blut." In die Zelle zurückgekehrt, berichte ich in allen Einzelheiten über das, was ich gesehen habe.

Einen Tag nach diesem Arztbesuch erhalte ich tatsächlich von einem Sanitäter eine Vitamin-Spritze. Danach holen mich ein paar Wärter vor die Zelle und flüstern mir zu: "Sei vorsichtig, man ist dir nicht gut gesinnt!" Auf meine Frage: "Wie ist das gemeint?", antworten sie mir: "Wir dürfen dir nichts sagen, du musst es selber merken." Ich muss ihnen mein Ehrenwort geben, dass ich mit niemandem über diesen Hinweis sprechen werde. Abends auf dem Gang zur Latrine warnt mich ein Wachtposten auf die gleiche Art. Ich rätsele herum, was man mir damit sagen und wovor man mich warnen will. Doch ich begreife alles erst, als es bereits zu spät ist. Nur das Wissen: unter denen, in deren Gewalt ich bin, gibt es Menschen mit Gewissen und Herz - das verleiht mir Kraft.

Nach diesen Warnungen begegne ich allem, was mir gereicht wird, mit großem Misstrauen. Bei den Mahlzeiten gebe ich meinen vollen Reisteller zurück und verlange eine andere Portion, weil ich meine, dass man mich vergiften will. Doch dieselben Wärter, die mir Vorsicht angeraten haben, beruhigen mich, indem sie sagen: „Iß nur deinen Reis, du brauchst die Kraft."

Einen Tag vor Heiligabend wird mir als einzigem im Lager eine Dusche gewährt. Auch hierbei höre ich die geflüsterten Worte: "Sei vorsichtig!" Ein paar Stunden später kommt derselbe Sanitäter wie am Vortag und verabreicht mir eine weitere Spritze intravenös in den rechten Unterarm. Während des Injizierens wird mir abwechselnd heiß und kalt. Plötzlich höre ich Momo

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



"Stop" schreien, als er sieht, dass sich unten in der Kanüle Luft befindet. Was sie zur Folge haben kann, wird mir später von Momo erklärt. Ich empfinde ein heißes Gefühl in der Rückengegend und muss mich hinlegen, weil mir kurz darauf übel wird. Etwas später kommt der Sanitäter nochmals und gibt mir zwei Vitaminspritzen. Abends bieten mir meine Mitbewohner an, den Nachttopf für mich zu leeren. Ich lehne es ab und gehe selbst, ohne zu ahnen, dass es für lange Zeit mein letzter Toilettengang sein soll.

Am nächsten Morgen kommt der Sanitäter wieder mit einer aufgezogenen Spritze, doch diesmal ist er in Begleitung eines Aufsehers. Er zeigt mir einen Zettel, auf dem die Namen einzelner Gefangener stehen, darunter das vorgesehene Medikament. Ich lese: "MARX - Calciumsulphat, 10 ccm", und weiß, dank meiner chemischen Kenntnisse, dass mir jemand gut gesinnt ist und mich warnen wollte. So verweigere ich diese Spritze. Momo spricht kein Wort, doch aus seinen Augen und Bewegungen ist eine Erregung zu erkennen, die ausdrückt: "Lehne diese Spritze ab!". Mit aller Gewalt versuchen der Sanitäter und sein Begleiter, mich gefügig zu machen. Der Krankenwärter beruft sich auf die Anordnung des Arztes, die für mich eine Calciumkur vorschreibt. Er erklärt, dass ich noch viele solcher Calcium-Sulphat-Spritzen bekommen würde. Mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft verweigere ich jedoch die Annahme. Auch an den darauffolgenden Tagen, als der Sanitäter gleich mit zwei Kollegen erscheint, wehre ich mich erfolgreich, so dass sie mit ihren angeblichen Calcium-Spritzen unverrichteterdinge abziehen müssen.

Hätte ich ihnen nachgegeben, wäre ich heute mit Sicherheit nicht mehr am Leben. Es ist ein heimtückischer Mordanschlag gewesen, der gegen mich verübt worden ist und nur teilweise misslingt. Dabei ist dieses Verbrechen in geschickter Weise

Mithäftlingen gegenüber als medizinische Hilfeleistung getarnt worden. Ich verfluche alle für diese verbrecherische Tat Verantwortlichen, die sich skrupellos zu Mördern haben dinge lassen. Auch Sékou Touré, der an die Macht eines Fluches glaubt, möge zutiefst beunruhigt und bestürzt werden!

Die Folgen der erhaltenen Spritze machen sich kurz darauf immer stärker bemerkbar. Bei der kleinsten Anstrengung wird mein Körper heiß, mein Herz schmerzt. Nach dem Essen wird dieses Hitzegefühl besonders groß. Momo rät mir, in Zukunft den Reis ohne die scharfe, fetthaltige Soße zu mir zu nehmen. Ich befolge seinen Rat und kann eine leichte Linderung meiner Schmerzen feststellen. Mein Zustand ist einigermaßen erträglich, wenn ich still auf dem Rücken liege. Drehe ich mich zur Seite, durchzieht eine Hitzewelle meinen Körper, insbesondere in der Herzgegend. Momo erklärt, dass mir die Spritzen besser muskulär verabreicht worden wären. Dann hätte mein Körper die Flüssigkeit durch seine kleinen Blutgefäße aufnehmen und das Medikament langsam abbauen können. Momo empfiehlt mir, auf dem Rücken liegen zu bleiben und mich so wenig wie möglich zu bewegen. Nur zum Essen setze ich mich ein wenig auf. Dann bringen mir meine Leidensgefährten etwas Wasser ans Bett, damit ich mir die Hand waschen kann, mit der ich esse. Später fertigt mir Bah einen primitiven Löffel aus dem Deckel einer Milchdose an. Es kostet mich jedes Mal Überwindung, den faden Reis hinunterzuwürgen. Diese trockene Nahrung kann ich nur schlucken, wenn ich zu einem Teller Reis fast einen Dreiviertelliter Wasser trinke, so dass ich hinterher furchtbar schwitze und fast immer auf einem schweißdurchtränkten Bettuch liege. Jede kleinste Bewegung jagt meinem Körper Hitzewellen ein. Zusätzlich hat mich ein Hautpilz befallen, der unerträglichen Juckreiz verursacht.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Die Tage werden länger, eintöniger, einsamer. Meine Mitgefangenen reißen mich aus meiner Verzweiflung heraus und kümmern sich liebevoll um mich. Sie erklären dem Hauptsanitäter, welche Folgen die Spritzen in mir hervorgerufen haben. Daraufhin werde ich abgehört und abgetastet. Schließlich verordnet er mir Malaria-Tabletten. Hätte ich sie in meinem Zustand eingenommen, könnte ich heute diese Zeilen nicht mehr zu Papier bringen.

Glücklicher als ich ist Jean-Paul Alata, ein Franzose in meiner Nachbarzelle. Im Gegensatz zu vielen Europäern besitzt er nur wenige Vitamintabletten, will sie aber trotzdem mit mir teilen. Der Aufseher vor unseren Türen weigert sich jedoch, das lebenswichtige Geschenk zu überbringen. Aber schon Jean-Pauls Versuch löst eine Dankeswelle in meinem Herzen aus.

In meiner Krankheit bin ich froh, nicht allein dazuliegen, denn ich bin auf die Hilfe der etwas Gesünderen angewiesen. Für den Toilettengang reichen meine Kräfte nicht mehr aus. Meine Mitgefangenen erzählen mir alles, was im Lager vor sich geht.

Die zeitweilig zu uns verlegten Guineer überraschen uns mit einer neuen Idee. Für uns alle ist die Gefängnishose, die wir nur alle vier Wochen waschen dürfen, ein Ärgernis, weil sie bereits am ersten Tag nassgeschwitzt ist. Bedingt durch die tropische Hitze, zersetzt sich der Schweiß schnell . . . Meine Nachbarn trennen die Ärmel aus ihren Kleidungsstücken und nähen sich daraus Unterwäsche oder Lendentücher. Da ich dazu nicht mehr in der Lage bin, übernehmen selbstlose Helfer diese Näharbeit für mich. So komme auch ich in den Genuss, meine Leibwäsche öfter wechseln zu können. Doch unsere Freude ist nur von kurzer Dauer: ein übereifriger Wächter hat nichts Besseres zu tun als Meldung zu erstatten. Von der Lagerleitung werden Näharbeiten

verboten, und die "Schneider" haben noch Glück, nicht mit Sonderarrest bestraft zu werden.

Bei allem Wechsel in unserer Zelle ist es mir bis jetzt vergönnt gewesen, Bah und Momo weiterhin als Freunde bei mir zu behalten. Eines Tages hören wir, dass neue Häftlinge in verschiedenen Zellen untergebracht worden sind. Meine Mitgefangenen debattieren diesen Neuzugang laut in ihrer Landessprache. Der erregte Zustand meiner Freunde und die sich in ihren Gesichtern spiegelnde Unzufriedenheit machen mich neugierig. Schließlich erzählen sie mir, was sie von anderen Gefangenen gehört haben.

Die Neuankömmlinge sind Diebe und Mörder, die man in unser Lager verlegt hat, weil der Block der Kriminellen überfüllt ist. Inzwischen macht eine Geschichte die Runde, die keinen Zweifel daran lässt, dass es sich bei den Neuen tatsächlich um gemeingefährliche Verbrecher, um skrupellose Burschen handelt.

In Kankan, im Inneren des Landes, etwa 700 Kilometer von Conakry entfernt, in einem Ort, der zugleich Hauptumschlagplatz von Diamanten und Sitz der Edelsteinbörse Guineas ist, hat eine Bande einen gut organisierten Raubüberfall geplant, wobei der Mord an einem Wächter mit einkalkuliert worden ist. Um keine Spuren zu hinterlassen und nach dem Überfall unerkannt mit den Diamanten zu entkommen, soll der getötete Wachposten unverzüglich vergraben werden. Der Überfall findet wie geplant statt, und der "Erschossene" wird in aller Eile in die vorbereitete Grube gelegt, etwa einen halben Meter tief, und zugeschaufelt. Alles verläuft planmäßig, und die Diebe können mit ihrer gesamten Beute entkommen. Jedoch machen sie die Rechnung ohne den Wirt.

Beim Verscharren des "Toten" werden sie von einem Mann beobachtet. Dieser gräbt den Beerdigten einige Minuten später wieder aus und stellt fest, dass der Mann noch am Leben und nur bewusstlos ist. Der Helfer sorgt dafür, dass der Verletzte

ärztlichen Beistand erhält. Dadurch kann der Sterbende noch eine Zeitlang am Leben erhalten werden. Er beschreibt die Täter in allen Einzelheiten, so dass sie kurze Zeit später gefasst werden können. Diese Männer sitzen nun in unserem Lager und beschimpfen und beschuldigen sich gegenseitig. Nach Aussagen der Gefassten befinden sich die erbeuteten Diamanten bereits im Ausland.

Bei ihrer Festnahme müssen die Täter Abführmittel schlucken und vor den Augen der Vernehmungsbeamten auf den Topf gehen. Man vermutet, dass sie die geraubten Diamanten in kleinen Stöpseln versteckt halten, welche sie – als in ein vermeintlich sicheres Versteck – in den After eingeführt haben. Doch die Überprüfung ist erfolglos, die Diamanten bleiben verschwunden.

Andere Häftlinge, die ebenfalls ein schweres Verbrechen begangen haben, krakeelen den ganzen Tag herum und beschweren sich über das Essen und die unmenschliche Behandlung, die sie derart aus dem vorherigen Gefängnis nicht gewohnt sind. Das beweist uns Unschuldigen, als politische Häftlinge Registrierten, wie grausam wir hier behandelt werden, da selbst Mörder und Diebe, deren Schuld eindeutig nachzuweisen ist, ein Recht auf menschenwürdige Behandlung haben. Ihnen werden Bestrafungen für kleine Vergehen im Gefängnis, wenn sie unter der Tür durchschauen, Lieder singen, widersprechen oder sich beschweren, nicht zugemutet. Die Hölle von Boiro, die wir Tag für Tag erleben, ist kein Gefängnis, sondern ein hartes Zuchthaus, ein Konzentrationslager.

Ein paar Wochen später werden die kriminellen Häftlinge aus unserem politischen Lager geholt und an einen anderen Ort verlegt.

Anfang des neuen Jahres machen wir die unangenehme Entdeckung, dass der Speisezettel der Gefängnisküche noch

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

ärmlicher geworden ist. Es gibt überhaupt kein Fleisch mehr. Hin und wieder sind die Soßen mit Fisch gekocht, was man an vielen Gräten erkennen kann. Fast alle zwei Wochen ist der Reisteller mit einem Fischkopf garniert, wobei mir die Augen des Fisches am besten schmecken. Zu diesem Zeitpunkt aber kann ich nur noch Reis ohne alle Zutaten essen.

An einem Sonntagmorgen schrecken wir hoch, als wir den Lärm von Geschützen hören. Wir haben den Eindruck, dass Granaten in unmittelbarer Nähe unseres Lagers detonieren. Wachposten laufen wie aufgeschreckte Tiere umher. Laute Befehle sind zu hören. Unsere nur mit einem Riegel zugesperzten Zellentüren werden zusätzlich mit einem Vorhangschloss gesichert. Einige der Gefangenen rufen laut: "Hurra, die Portugiesen kommen! Wir werden befreit!" und vergrößern damit die Verwirrung unserer Bewacher beträchtlich. Nur zu gut ist jedem in Erinnerung, was geschehen ist, als Angreifer eine Anzahl ihrer inhaftierten Landsleute befreit haben.

Später, als wieder etwas Ruhe ins Lager eingekehrt ist, können wir aus Gesprächen mit den Wächtern erfahren, dass die Detonationen auf Schießübungen zurückzuführen sind. Wahrscheinlich hat die Republik Guinea neue Waffen erhalten, die jetzt erprobt werden. Die Angst der guineischen Regierung vor einem erneuten Angriff muss groß sein, denn jeden Tag kann ich, jahrelang, russische Flugzeuge vom Typ MIG wahrnehmen, die zur Aufklärung über Guinea fliegen. Wenn es sich ergibt, dass meine Zellentür gerade offen steht und ich diese Flugzeuge am Himmel verfolgen kann, sehe ich jedoch immer nur drei Maschinen, woraus ich schließe, dass es sich um die Maschinen handelt, die in Guinea einsatzbereit zur Verfügung stehen.

Inzwischen, es ist Februar 1973 geworden, wird eines Abends plötzlich unsere Zellentür aufgerissen, und ein Offizier fordert uns auf, in aller Eile unsere Habseligkeiten zu packen. Wir müssen Abschied nehmen von Zelle 28, die uns manche

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Annehmlichkeit im Vergleich zu anderen Behausungen geboten hat. Mein schlechter Gesundheitszustand hat sich in keiner Weise gebessert, weshalb ich still auf meinem Bett liegen bleibe. Doch daran stört sich niemand. Man trägt mich einfach mitsamt dem Bett hinaus. Meine Einwände und Proteste gegen die Trennung von Bah und Momo werden stillschweigend übergangen. Die Verabschiedung von ihnen muss in Sekundenschnelle erfolgen; auf menschliche Gefühle wird in dieser Umgebung keine Rücksicht genommen. Es fällt mir sehr schwer, die mir liebgewordene "Familie" verlassen zu müssen. Wir können uns nur noch Mut und Kraft zum Durchhalten wünschen.

Ich werde in Zelle 14 gebracht. Welch ein Unterschied! Das ist wieder einer der vier mal vier Quadratmeter großen Käfige, ohne Anstrich, ohne Fenster, nur zwei Luftlöcher zehn mal zehn Zentimeter.

Die Kammer wird von zwei Weißen bewohnt, einem 50jährigen Libanesen und einem 40jährigen Griechen, Melehem Malkoun und Mavroid Tassos. Melehem ist Pflanze, der im Landesinneren gearbeitet hat. Von ihm erfahre ich, dass der deutsche Entwicklungsfachmann Hermann Seibold, der in Kankan ein handwerkliches Zentrum aufgebaut hat, auf seinen vielen Reisen bei ihm Station gemacht hat. Diese Gastfreundschaft gegenüber dem als Verschwörer verdächtigten 59jährigen Seibold führt zur Verhaftung von Melehem.

Seibold ist zum Zeitpunkt meiner Einlieferung an den Folgen von Folterungen gestorben. Die Regierung Guineas behauptet dagegen, Seibold habe Selbstmord begangen. Ein europäischer Selbstmörder aber wäre mit Sicherheit öffentlich in Conakry zur Schau gestellt und beschimpft worden, er habe sich der Verantwortung entzogen. Melehem aber klagt man der Mittäterschaft an der Verschwörung an und beschuldigt ihn der

Mitgliedschaft in der von Seibold angeblich aufgezogenen "SSNazi".

Durch die Erzählungen des Pflanzers lerne ich die vielfachen Probleme der Landwirtschaft Guineas kennen. Melehem beschwert sich, dass der "Erste Verantwortliche der Revolution" in jeder Rede das Wort "Produktion" gebraucht und keine Gelegenheit auslässt, das Volk aufzurufen, sich produktiv zu betätigen. Andererseits macht der Präsident sich jedoch keine Gedanken darüber, ob auch notwendige Düngemittel oder Maschinen zur Produktionssteigerung vorhanden sind. Als Beispiel führt Melehem an, dass benötigte Ersatzteile für staatlich importierte Traktoren und landwirtschaftliche Maschinen nie vorrätig sind. Dadurch war Melehem gezwungen, diese Teile im Ausland zu bestellen, soweit er finanziell dazu in der Lage war. Oft dauerte es gerade in der Erntezeit vier bis sechs Wochen, bis Maschinen wieder einsatzbereit waren.

Landarbeiter verdienen nicht viel, doch liegen die vorgeschriebenen Preise für Bananen und Ananas so niedrig, dass höhere Löhne kaum tragbar wären.

In Guinea wächst die "Nem", eine der besten Bananen für Feinschmecker. Aroma und Duft sind außerordentlich gut, doch scheint diese Banane minderwertig, weil sie sehr klein und ihre Schale wie mit "Sommersprossen" übersät ist. Problematisch ist es allerdings, die „Nem“ in den Hafen von Conakry zu transportieren. Wenn ein Pflanze den Auftrag erhält, Bananen zu liefern, werden diese geschlagen und entsprechend verpackt, um in Eisenbahnwaggons oder mit Lastwagen nach Conakry geschafft zu werden. Dort angekommen, muss diese Ladung nicht selten verfaulen, weil irgend jemand sich mit der Ankunft des nächsten Frachtschiffes versehen hat. Ein andermal passiert es, dass Schiffe wochenlang im Hafen warten, weil Bananen erst aus allen Teilen Guineas herbeigeschafft werden müssen, bis

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

schließlich die Ladung voll ist. Es fehlt an zentraler Organisation. Immerhin durchlaufen alle Bananen eine Kontrolle, und wenn eine Staude Untergewicht aufweist, darf sie nur noch auf dem heimischen Markt feilgeboten werden, was dem Pflanzer jedoch keine Devisen einbringt.

Mavroid, der andere Bewohner von Nr. 14, ist gerade zum griechischen Konsul ernannt worden und besitzt einen Nachtclub in Conakry. Angeblich sind die Angreifer in der Nähe seiner Bar an Land gegangen, das ist einer der Hauptgründe für seine Festnahme.

Es dauert lange, bis sich meine Augen wieder an das trübe Licht der Dämmerzelle gewöhnt haben. Auf meine zahlreichen Beschwerden hin kommt nach einer Weile der Lagerleiter, begleitet von zwei Soldaten. Er erklärt feierlich, dass ich aufgrund meines bettlägerigen Zustandes das Recht auf eine offene Tür habe, und zwar von morgens 10 Uhr bis abends 18 Uhr. So wird die Hitze in Zelle 14 für uns alle einigermaßen erträglich. Melehem und Mavroid sind sehr hilfsbereit. Da sie über einen wesentlich besseren Gesundheitszustand als ich verfügen, versorgen sie mich, wie es Bah und Momo zuvor getan haben.

Ein Lichtblick in unserem grauen Gefängnisdasein ist der Tag, an dem die Revolution jeden Häftling mit einer Zahnbürste und einer Tube bulgarischer Zahnpasta überrascht. Später erhalten die meisten Gefangenen weitere Zahnpasta, nur mein eindringliches Bitten nach einer Tube wird nicht erhört.

Aufgrund meines schlechten Gesundheitszustandes genehmigt man mir neuerdings hin und wieder eine Dose gezuckerter russischer Kondensmilch. Mavroid kommt auf die Idee, den unteren Deckel der Milchkdose zu polieren, so dass er uns als Spiegel dient, auch wenn unsere Gesichter nur verzerrt zu erkennen sind. Ausnahmsweise erhalte ich ein Paket Zucker von wohl 450 Gramm, das für vier Wochen ausreichen muss. Diese

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Kostbarkeit befestige ich an meinem Bett, doch selbst glatte Eisenstangen hindern hungrige Ameisen nicht, den Zucker aufzustöbern und sich ebenfalls zu stärken.

Nach zweieinhalb Jahren Gefangenschaft muss ich die unerfreuliche Entdeckung machen, dass die einseitige Ernährung inzwischen zahlreiche Spuren an meinen Zähnen hinterlassen hat. Immer häufiger leide ich unter Zahnschmerzen. Die kläglichen Reste der in der Folterkammer abgeschlagenen Zähne bröckeln immer mehr ab. Es kommen Tage, an denen ich von schweren Zahnschmerzen so geplagt werde – wahrscheinlich liegt bei einem Zahnstumpf ein Nerv frei – dass ich verzweifelt um Hilfe schreie. Meine Mitgefangenen, sogar die in den Nachbarzellen, nutzen jede Gelegenheit, um die Wärter auf meine unerträglichen Schmerzen hinzuweisen. Erst nach Wochen finden unsere inständigen Bitten Gehör, und man verspricht mir eine Fahrt zum Zahnarzt.

Eines Nachts werde ich dann in einen Krankenwagen verladen und in das 500 Meter entfernte, außerhalb des Lagers liegende DONKA-Krankenhaus gefahren. Im Ambulanzwagen befindet sich ein weiterer Gefangener, Muhamad Abdallah, der ebenfalls zahnärztliche Hilfe braucht. Vor dem Krankenhaus angekommen, bemerken wir, dass das ganze Gebäude von bewaffneten Soldaten umstellt ist. Welch ein Aufgebot für uns beide, die wir in unserem Zustand wohl kaum an Flucht denken!

Wir werden in die zahnärztliche Abteilung des Krankenhauses geführt. Der europäische Zahnarzt lässt durchblicken, dass er nicht viel tun kann. Seine Befugnis geht nur dahin, Zähne zu entfernen. So zieht er mir den Zahn, an dem ich die größten Schmerzen spüre, obwohl er sicherlich zu retten gewesen wäre. Zuvor erhalte ich sogar eine Betäubungsspritze. Der Zahnarzt versäumt nicht, mich auf diese Vergünstigung hinzuweisen, die, wie er ausführt, nicht jedem Patienten gewährt wird. Der Arzt erklärt auch, dass meine Zähne sich in einem sehr schlechten

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Zustand befänden und dass ich seiner Ansicht nach sicherlich bald mit den anderen Zähnen Schwierigkeiten bekäme. Es ist mir bis heute unklar, weshalb er mich nicht gleich von den kläglichen Zahnruinen befreit hat. Das hätte mir manchen Zahnschmerz erspart!

Als auch Muhamad seine Behandlung hinter sich hat, geht die Fahrt wieder ins Lager zurück, begleitet von einer Meute, die bis an die Zähne bewaffnet ist. In der Zelle muss ich mich sofort hinlegen. Meine Mithäftlinge sprechen mir Mut zu. Ich erhole mich ein bisschen, doch in der folgenden Zeit habe ich immer wieder unter starken Schmerzen zu leiden. Meine Bitte, mir nochmals einen Zahnarztbesuch zu genehmigen, stößt auf taube Ohren. Es hat sich um ein einmaliges Zugeständnis gehandelt.

Eines Tages wird ein kleiner Zettel durch den Türschlitz geschoben. Ich lese STEG-MANN und SCHMUTZ, dann ist noch vermerkt, dass es sich um zwei Deutsche handelt, die seit einiger Zeit in unserem Lager als politische Häftlinge festgehalten werden. Mehr kann ich nicht erfahren, denn ihre Zellen liegen weit von meiner Behausung entfernt. Als sie auf ihrem Toilettengang bei Zelle 14 vorbeikommen, rufen sie: "Junge, halt durch!" Ein andermal sagt Stegmann: "Ich wundere mich wirklich, dass du noch lebst." Schmutz versucht mir Mut zu machen, indem er meint:

"Denk dran, die bayerischen Berge warten auf uns!"

Vieles, was uns zustößt, mindert die Hoffnung, dieses Lager lebend zu verlassen. Woche für Woche werden zwei von uns weggetragen. Als das Gerücht umgeht, dass einige in den Hungerstreik treten wollen, weil sie keine Post von zu Hause erhalten, lässt eine Ansprache des Lagerleiters jedes Aufbegehren im Keim ersticken. Die Lagerleitung macht uns klar, dass wir ihr auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind:

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

"Uns fehlt es jeden Tag an Reis für viele Gefangene. Wenn einige von euch in den Hungerstreik treten wollen, dann kommt dieser Reis anderen zugute. Diese Erde ist groß, und wir werden für euch schon einen Platz finden, an dem wir ein Loch schaufeln und euren Kadaver hineinwerfen können. Wenn ihr den Zeitpunkt selbst bestimmen wollt, dann ist das eure Sache. Wir führen hier über keinen Gefangenen eine Akte. Für uns ist jeder gleich. Jede Änderung der Lagerbedingungen muss von oben bestimmt werden, darauf haben wir nur wenig Einfluss."

Wie so oft ist schon wieder einer zum Krepieren verurteilt. Jede neue Wache wirft nur einen Blick in seine Sterbezelle, und vor der Türe liegt bereits das frischgewaschene Bettuch für den Leichnam, wie es religiöse Vorschrift für den Transport eines toten Moslems ist. Nur die Hoffnung, dass mich die Menschen draußen nicht vergessen haben, hilft mir, nicht aufzugeben.

*

Anfang Mai 1973 bekommen wir einen Neuzugang. Pierre, ein Franzose, baut sein Bett über dem von Melehem auf, so dass noch etwas Platz zum Auf- und Abgehen bleibt. Pierre besitzt einige selbstgefertigte Halbseligkeiten, die er sorgfältig hütet:

ein Domino- sowie ein Dame- und Schachspiel und selbst hergestellte Karten, mit denen er tagelang Patience legt. Dabei stellt er sich jedes Mal vorher eine Frage:

"Ob wohl heute Salz in der Soße ist? Ob wir wohl heute eine große Portion Reis bekommen? Ob wir bald hier herauskommen?" Je nach dem, ob die Patience aufgeht oder nicht, erhofft er eine erfreuliche oder eine ungünstige Antwort.

Durch Pierre erfahren wir, dass andere Häftlinge Pakete aus Frankreich bekommen haben. In manchen sind sogar Bücher enthalten. Nach langem Hin und Her mit der Lagerleitung wird uns gestattet, diese Bücher auszuleihen. Ich kann jedoch zu diesem Zeitpunkt an dieser willkommenen Zerstreuung nicht

mehr teilnehmen, da es mir immer schlechter geht und da ich immer schwächer sehe.

Donnerstags und sonntags, wenn es fetten, in Öl gekochten Reis gibt, halte ich meine Fastentage. Ich will nicht riskieren, dass sich durch das für mich unverdauliche Fett mein Zustand verschlechtert. Diese Reismahlzeiten gebe ich an Mitgefangene weiter, und sie schenken mir hin und wieder ein Stückchen Brot. Von den Früchten, die wir erhalten, wählen sie immer die größte und beste für mich aus.

Dieses kameradschaftliche Verhältnis ist durch Pierre gestört. Aus irgendwelchen Gründen empfindet er eine Abneigung gegen mich und versteht es, die beiden anderen gegen mich aufzuhetzen. Mit allen möglichen Mitteln versucht er, mich davon zu überzeugen, dass mir Fußmärsche gut tun würden. Er zwingt mich zum Aufstehen, zum Hin- und Herlaufen, obwohl es mir nach diesen Gewalttours körperlich viel schlechter geht. Doch damit noch nicht genug, er überredet auch die Aufseher und bittet sie, mich vor der Zellentür laufen zu lassen. Ich bin dagegen, ich will nicht, denn ich habe Angst, dass mein geschwächter Körper überfordert wird.

Pierre wendet alle möglichen Druckmittel an, um sein Ziel zu erreichen. Er droht, in Zukunft meinen Topf nicht mehr zu leeren oder "Reis ohne Soße" bei der Essensverteilung nicht mehr zu verlangen. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als nachzugeben. Oft frage ich mich, was Pierre dazu bewegt, mich ununterbrochen zu diesen Gewaltmärschen anzutreiben. Ist es eine Befriedigung für ihn, wenn ich hinterher vollkommen ausgepumpt und am Ende meiner Kräfte auf dem Bett liege? Auf diese Frage weiß ich keine Antwort. Mein eigener Wille scheint gebrochen. Manchmal ziehe ich mein altes Bettuch über den Kopf oder wickele einen Fetzen über die Augen. Gewaschene Wattereste von meinen

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Folterwunden stopfe ich in beide Ohren und liege wie gelähmt da.

Alle vier Wochen schleppen mich zwei Captifs in den Gefängnishof, um mich mit warmem Wasser abzuwaschen. So sehr ich mich sonst auf eine Dusche gefreut habe, so ängstlich bin ich jetzt, wenn das vierwöchentliche Waschen bevorsteht. Ich fühle mich am Rande meiner körperlichen Kräfte, und das nachfolgende Hitzegefühl steigert sich ins Unerträgliche. Nachdem die zwei Captifs ihre Pflicht getan haben, kommen die Wärter. Einer, zwei, drei, sie treiben mich zur Eile an, immer wieder, jagen mich durch den Gefängnishof. Dabei drohen sie: "Wenn du nicht schneller läufst, wirst du nie entlassen. Nur wenn du richtig laufen kannst, hast du Aussicht, hier irgendwann herauszukommen."

Als die Regenzeit beginnt - es ist die dritte meines Gefangenenslebens - können wir feststellen, dass das Blechdach dieses Raumes 14 dicht ist und der Boden einigermaßen trocken bleibt. Andere Zellen, bei denen im Wellblechdach bis zu zehn Zentimeter große Löcher sind, werden mittags geöffnet. Die Gefangenen haben fast eine Stunde lang zu tun, bis sie das Wasser in den Hof hinausgefegt haben. Je nach Stimmung und Laune des jeweiligen Bewachers bleiben die Türen für ein paar Stunden geöffnet, so dass das Innere der Zellen etwas trocknen kann. Nachts fröstelt die Gefangenen, in ihre klamme Decke eingehüllt. Sie versuchen, sich wenigstens vor den Moskitos zu schützen.

Eines Morgens werden alle Europäer und Afrikaner der "oberen Schicht" damit überrascht, dass man ihnen einen Teelöffel aushändigt. Für mich ist das ein wertvolles Geschenk. Schon sehr

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

lange habe ich erfolglos um einen Löffel gebeten. Doch am nächsten Morgen soll es eine weitere Überraschung geben.

*

Nichtsahnend liege ich auf meinem Bett, als ein Unteroffizier kommt und mich abholen lässt. Ich werde rasiert, gekämmt, man wäscht mir mein Gesicht und meine Hände. Ein Soldat bringt ein Bündel Kleidungsstücke: ein hellblaues Perlonhernd, eine graue Hose, einen Gürtel und ein Paar Schuhe. Während ich mich ganz dem Ankleiden und Eintauchen in die Zivilisation widme, bemerke ich auf dem Hof, dass Erzbischof Tschidimbo auch neue Kleider erhält. Ich kann ein Angstgefühl vor dem, das auf mich zukommen könnte, nicht unterdrücken, ich zittere am ganzen Körper.

Gedanken jagen mir durch den Kopf, es gelingt nicht, sie zu ordnen. Ich fühle eine zunehmende Schwäche, hervorgerufen durch die ungewohnten Anstrengungen des Ankleidens. Wenn sie mich jetzt vor die Kommission schleppen und mir Fangfragen stellen würden, wäre ich noch nicht einmal in der Lage, die Gefährlichkeit dieser Fragen rechtzeitig zu erkennen. Ich bin ihnen in meinem jetzigen Zustand vollkommen ausgeliefert, ich habe Angst, Fehler zu machen, die mir eine Verschärfung der Haftbedingungen einbringen könnten.

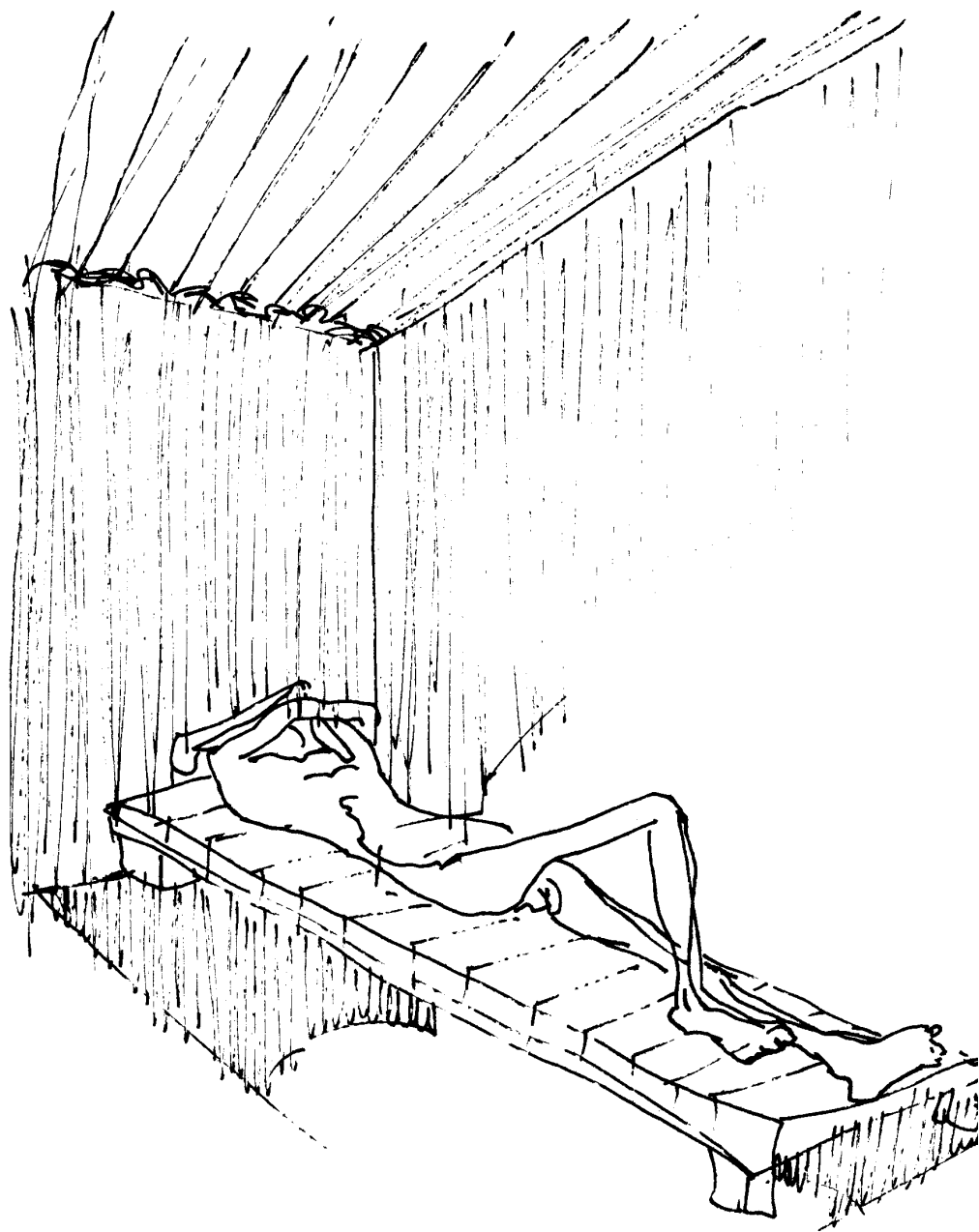
Man führt mich in Zelle 14 zurück und befiehlt, zu warten. Den ganzen Tag versuche ich, mein Inneres zu beruhigen. Ich bin vollkommen aufgewühlt und warte Stunde um Stunde angespannt, was man mit mir vorhat.

Am späten Abend endlich holt mich ein Wachtposten und bringt mich zu einem bereitstehenden Jeep. Dort wartet bereits ein Offizier und ermahnt mich eindringlich, an frühere Begegnungen zu denken und mich auf keinen Fall zu unüberlegten Aussagen

hinreißen zu lassen: "Sie wissen ja sicherlich noch, welche Folgen das für Sie haben kann." Das trägt dazu bei, mein Angstgefühl zu vergrößern.

Der Jeep fährt zum Gebäude der Kommission. Dort werde ich in den Raum geführt, der mir aus vielen Verhören bekannt ist. Ich sehe mich einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten gegenüber: dem Außenminister Guineas, dem Kommandanten des Lagers, dem guineischen Botschafter in Rom, dem italienischen Botschafter in Guinea, Unterstaatssekretär Pedini von der italienischen Regierung, dem italienischen Außenminister Moro und einem italienischen Berater für juristische Fragen. Ich begrüße die Herren. Dann erhebt sich der guineische Außenminister und erklärt, dass er mich nun diesen Herren vorstellen würde. Ich mache Anstalten, mit einigen von ihnen zu sprechen, doch sie schütteln nur den Kopf und sprechen kein einziges Wort. Ich drücke mein Bedauern aus, dass ich nicht mit ihnen reden darf. Dann fällt mir die Warnung des Offiziers ein, und ich wage nicht, weiterzusprechen. Unsicher, voller Angstgefühle, lasse ich das Zeremoniell des Vorstellens, das kaum zehn Minuten dauert, an mir vorübergleiten. Ehe ich mich versehe, befinde ich mich bereits wieder auf dem Weg zurück.

Heute weiß ich, dass ich bei dieser Begegnung erneut eine Chance ungenutzt habe verstreichen lassen. Vielleicht hätte ich es ihnen ins Gesicht schreien sollen, dass ich seit zweieinhalb Jahren unschuldig dieser Hölle von Boiro ausgeliefert bin! Dass ich noch immer nicht weiß, warum ich dieses Los tragen muss! Vielleicht hätte ich sie aufrütteln und aufklären müssen, wessen Gastfreundschaft sie gerade genießen! Es sind dieselben Menschen, die Tag für Tag Geständnisse mit brutalsten Foltermethoden erzwingen und nicht nach Recht oder Unrecht fragen. Vielleicht hätte ich ihr Stillschweigen durchbrechen können, wenn ich ihnen gesagt hätte, dass ich noch nicht einmal soviel Menschenrechte wie ein Verbrecher habe, der jeden



vergangenen Tag von seiner Strafe abziehen kann und für die Stunde seiner Freilassung lebt.

Als der Jeep im Lager hält, muss ich von zwei Wächtern getragen werden. Ich bin nicht mehr fähig zu laufen. Neugierig fragen meine Mitgefangenen, was mir widerfahren ist. Ich erzähle von der Begegnung mit all den wichtigen Persönlichkeiten. Sie sprechen nicht sehr viel, doch an ihren Gesichtern kann ich unschwer ablesen, dass ich meine Sache nicht gut gemacht habe, gelähmt von der Angst vor der angedrohten Strafe. Oder hat mir das ablehnende Verhalten der Herren, die keine Anstalten gemacht haben, sich mit mir zu unterhalten, sämtlichen Mut geraubt?

Trotzdem drängt sich der Gedanke in den Vordergrund meiner zermürbenden Überlegungen, dass ich einen mehrtägigen Nahrungs- und Wasserentzug in meinem jetzigen Zustand nicht überlebt hätte. Ich weiß, dass ich auch dieses Mal zu feige gewesen bin, doch dafür bin ich noch am Leben. Was hätte mir in diesem Fall Tapferkeit genutzt, wenn ich sie mit dem Tode hätte bezahlen müssen?

Ein paar Tage später erfahre ich, dass Erzbischof Tschidimbo etwa eine halbe Stunde lang mit den Herren gesprochen und auch Antwort bekommen hat.

Auf meinen seelischen Zustand wirkt sich die ganze Begebenheit sehr ungünstig aus. Ich fühle, wie meine Kräfte immer mehr abnehmen. Doch die Wachmannschaft verzichtet nicht darauf, mich jeden Tag herauszuholen, um mich auf dem vor den Zellen liegenden Steg hin- und herzujagen. Meine Beine fühlen sich steif an und erweisen mir nur mit äußerster Willensanstrengung ihren Dienst. Der Anstifter zu diesen täglichen, zehn Minuten dauernden Fußmärschen ist wiederum Pierre, der den Wächtern ununterbrochen einredet, wie gut mir das Laufen tut. Andere Gefangene raten, diese Gewaltmärsche lieber zu unterlassen, damit ich nicht noch mehr vom Rest meiner Körperkraft einbüße.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Die fortdauernden Quälereien und der Zwang, den meine Mitgefangenen auf mich ausüben, sind die Ursache dafür, dass ich mich immer mehr zurückziehe und schließlich vor mir selbst das Gelübde ablege, von nun an mit keinem Menschen mehr zu sprechen. Ich bin aufs tiefste verbittert, denn mein zurückliegendes, doch freundliches Verhalten hat mir allzu oft Nachteile eingebracht, für die ich keine Erklärung finde. Den letzten Anstoß zu meinem Entschluss erhalte ich durch folgende Begebenheit:

Eines Morgens betreten zwei Mann vom Wachdienst unsere Zelle und wünschen "Guten Morgen", was ich auf dieselbe Art erwidere. Auf die Frage des einen: "Wie geht es dir?" antworte ich: "Danke, es geht." Ich weiß ja, wie wenig es nützt, wenn ich über Schmerzen klage. Allerdings habe ich nicht mit der Hinterhältigkeit des Fragenden gerechnet. Voller Empörung wendet er sich an seinen Kollegen: "Hast du das gehört? Da liegt der Heuchler im Bett, spielt uns eine Komödie vor und gibt gerade offen zu, dass es ihm gut geht!" Kaum ausgesprochen, werde ich aus dem Bett gezerrt, in den Hof geschleppt, abwechselnd mit Fausthieben und Fußtritten traktiert, was wohl die Strafe für mein "ungebührliches" Verhalten sein soll. Ich komme mir vor wie ein Kranker, der gerade operiert worden ist und aus gesundheitlicher "Fürsorge" zu einem Gewaltmarsch gezwungen und für seine Langsamkeit bestraft wird. Solche Misshandlungen muss ich wochen- und monatelang über mich ergehen lassen. Die endlosen Grausamkeiten sind wohl nur so zu erklären, dass sie für die Folterer eine Art Lustgewinn bedeuten. Ich setze mich nicht zur Wehr, ich leide stumm, ohne einen Schmerzenslaut von mir zu geben. Auf lange Sicht gesehen, ist diese Haltung für mich von Vorteil, denn die Misshandlungen werden langsam seltener. Vielleicht vermissen die Peiniger den hörbaren Erfolg, der ihre Lust am Foltern sicherlich vergrößert hätte.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Durch mein dauerndes Schweigen gewinnen meine Mitmenschen den Eindruck, meine geistige Aufnahmefähigkeit habe nachgelassen. Aus ihren Gesprächen höre ich, dass sie meinen, ich würde alle Vorgänge um mich herum nur noch äußerlich wahrnehmen, ohne sie geistig verarbeiten zu können. Ich lasse sie in dem Glauben, weil ich mir dadurch eine innere Ruhe verschaffen kann, aus der ich neue Kraft schöpfe, Kraft zum Überleben...

Meine Gedanken und Überlegungen kommen sehr wohl noch, wenn auch, durch die lange Kerkerhaft bedingt, viel langsamer und träger. Oft beschäftige ich mich mit Erinnerungen aus meinem früheren Leben, trotzdem beobachte ich aufmerksam alles, was um mich herum geschieht. Daraus ziehe ich Folgerungen und versuche, mich Schweigens, den ich aufgebaut habe und der mir oftmals Sicherheit gegen böswillige Angriffe eines Postens bietet.

Mehrere Monate sind seit dem Einzug des seltsamen Pierre vergangen, als endlich zwei Wächter erscheinen, um ihn abzuholen und ihm eine neue Zelle zuzuweisen, und ich spüre eine große Erleichterung.

*

Tag für Tag liege ich auf meinem Bett und starre gegen die graue Wand der Zelle. Eines Tages werden wir von unserem Zellennachbarn "telefonisch" unterrichtet: "Heute gibt's eine Cholera-Impfung." Jeder macht sich seine Gedanken darüber, von vielen wird ein freudiger Anlass vermutet: "Erste Vorbereitungen für unsere Entlassung – denn ohne Cholera-Impfung haben wir Schwierigkeiten bei der Einreise in europäische Länder!" Schwarzseher denken eher an eine Cholera-Epidemie, die bereits kurz vor meiner Verhaftung ausgebrochen ist.

Nur ungern erinnere ich mich an diese Zeit, in der einige hundert Menschen an der heimtückischen Krankheit gestorben sind. Kein Arzt hat gewagt, die Todesursache beim richtigen Namen zu nennen. Die guineische Regierung dementierte alle Gerüchte über Cholera und drohte jedem mit harten Gefängnisstrafen, der über solche Fälle berichtet, aber es gab viele Tote und 2000 Erkrankungen. Das von der Regierung bewahrte Stillschweigen über die Seuche sollte verhindern, dass Hafen und Flughafen von Conakry gemieden und so die lebenswichtige Ader des Imports und Kontakts mit dem Ausland lahmgelegt wurde.

Im Lande selbst wurden erst nach Wochen Impfungen vorgenommen. Wie ich damals aus diplomatischen Kreisen erfuhr, waren Impfstoffe in den geforderten Mengen bei ausländischen Erzeugern nicht vorrätig.

Damals habe ich mir große Sorgen im Zusammenhang mit dem mir anvertrauten Brauereibetrieb gemacht: Würde ich mit dem Weiterverkauf meines Bieres Menschen in Lebensgefahr bringen? Auf vorsichtige Anfragen beim Gesundheitsministerium in Conakry erhielt ich keine Auskunft.

Die Ärzte wagten auch keine Entscheidung zu treffen oder gaben mir zu verstehen, dass sie zu diesem Fall keine Stellung nehmen dürften. Niemand wollte sich der Gefahr aussetzen, als „Volksverräter“ ins Gefängnis zu wandern.

Ich schrieb verschiedene Briefe an die französische Mutterfirma der Brauerei nach Dakar und Paris. Aus Angst vor der Postzensur, die in Guinea mit aller Genauigkeit arbeitet, hüllten sich mein Generaldirektor und die Herren des Verwaltungsrates in Paris in Schweigen. Diese Grabesstille durchbrachen sie selbst dann nicht, als ich ihnen telegrafisch die Mitteilung machen musste, dass unter dem Brauereipersonal Cholera-Erkrankungen aufgetreten waren: Einer unserer Brauer fiel erst auf, als er beim Einlegen eines Filtertuches des öfteren mit starken Magenschmerzen zur Toilette eilen musste. Ein anderer kam

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

beim Reinigen des Lagertankes nicht mehr schnell genug aus dem Mannloch heraus . . . Zwei Lagerarbeiter, ein Chauffeur und zwei Männer aus dem Flaschenkeller mussten ebenfalls mit Durchfall ins Krankenhaus gebracht werden.

Nachts holte mich Amadou, mein Diener, aus dem Bett und erzählte, dass sein achtjähriger Sohn Mamadou jetzt auch von der schlimmen Krankheit befallen sei. Die verzweifelte Stimme Amadous ist mir bis heute unvergesslich. Inständig bat er mich: „Monsieur, Sie müssen mir helfen, kein Taxi will meinen Sohn ins Krankenhaus fahren.“

In Guinea hat jede Stadt höchstens eine, oft jedoch nicht fahrtaugliche staatliche Ambulanz, nur ein oder zwei private Unternehmen verfügen über einen Krankenwagen. Ich nahm also mein Auto und fuhr zu Amadous Wohnung. Dort standen bereits drei Frauen, die mich ebenfalls um Hilfe baten. Alle fanden in meinem Wagen Platz, und ich fuhr sie ins DONKA-Krankenhaus, wo ein spezielles Gebäude für diese Kranken reserviert war.

Vor dem eingeschossigen Haus hatten einige Männer in weißen Kitteln Bereitschaftsdienst und gaben allen Neuankömmlingen Tabletten, wobei sie den Kranken ein und dasselbe Glas Wasser reichten.

Im Innern des Hauses bot sich ein unvorstellbares Bild. Es herrschten Zustände, die jedem Außenstehenden, selbst bei geringer Ahnung von Hygiene, angst und bange machen mussten.

In den Räumen des Krankenhauses waren aus Mangel an Betten überall zusätzliche Holzpritschen aufgestellt, die einen zehn Zentimeter breiten Holzrand hatten und innen mit Plastik ausgeschlagen waren. Darauf lagen die Cholera-Kranken, teils in der Kleidung, in der sie gekommen waren, teils notdürftig mit einem Hemd bekleidet. Viele hatten selbst Decken mitgebracht, weil dem Krankenhaus nicht genügend zur Verfügung standen. Die meisten der Kranken lagen in ihren Exkrementen, ihrem

Schicksal überlassen, denn es fehlte auch an Schwestern und Pflegepersonal. Ärzte und Pfleger waren alle Afrikaner. Dem Ansturm der aus nah und fern ankommenden Patienten war das Krankenhaus nicht gewachsen. Als auch die Holzpritschen nicht mehr ausreichten, wurden die Kranken einfach auf den Boden gelegt. Kinder, Frauen und Männer durcheinander. Das feuchtwarme Klima mit seiner Tropenhitze zur Regenzeit bewirkte, dass in den Räumen der Gestank der Exkremente zusammen mit dem Geruch des Todes wie eine Dunstglocke hing, so dass einem das Atmen schwer fiel.

Die Toten wurden den Familien zur Bestattung ausgehändigt. Es war ein Kreislauf ohne Ende, denn der moslemische Glaube schreibt vor, einen Toten in weiße Tücher zu hüllen, die aber im Grab wieder entfernt und zur weiteren Verwendung mit nach Hause genommen werden, weil der Körper des Toten nackt die Erde berühren muss. Nur die Christen Guineas, etwa 50000 unter fünf Millionen, beerdigen ihre Toten in einem Holzsarg, soweit dieser zu beschaffen ist.

Erst nach mehreren Wochen gelang es Ärzten mit viel Diplomatie, das moslemische Tabu zu brechen und die Infektionsgefahr zu bannen. Cholera-Tote wurden nun nicht mehr zur Bestattung freigegeben.

Doktor Accar, der über die Cholera sprach und Studenten impfen wollte, wurde eingesperrt, weil er dem Ansehen Guineas geschadet und das Volk verunsichert haben soll. Sékou Touré selbst sagte: "Wer von Cholera spricht, spricht die Sprache der Imperialisten. Denn die Cholera in Guinea ist der Imperialismus."

Einige Cholera-Patienten, die über genügend Geldmittel verfügten, verließen das Land, um sich an der Elfenbeinküste oder im Senegal heilen zu lassen. Ein Großteil von ihnen starb auf dem Transport oder in ausländischen Krankenhäusern.

Wie alle tropischen Entwicklungsländer steht auch die Republik Guinea vor großen gesundheitspolitischen Aufgaben. Der Mangel an Ärzten, Pflegern, Schwestern, Medikamenten, Krankenhäusern und Ambulanzen und das Fehlen von Hygiene sowie die Folgen falscher und unzureichender Ernährung schaffen ständig große Probleme. Die schlimmsten Krankheiten in Guinea sind immer noch: Malaria, Pocken, Tuberkulose, spinale Kinderlähmung, parasitäre Erkrankungen des Magen-Darm-Traktes, Schlafkrankheit, Lepra, die guineische Blutkrankheit, Meningitis und Cholera.

Immerhin sind Malaria, Pocken, Schlafkrankheit und selbst die Lepra dank breiter Anwendung moderner Medikamente deutlich auf dem Rückzug. Doch immer noch sind die bereitgestellten Geldmittel und die Einrichtungen zur Bekämpfung dieser Volkskrankheiten wie ein Tropfen auf einem heißen Stein.

Zu der Cholera-Epidemie erfuhr ich später von einem belgischen Arzt, mit welchen Schwierigkeiten selbst die WHO, die Weltgesundheitsorganisation, in einem Land wie Guinea zu kämpfen hat. Der Arzt war im Auftrag der WHO nach Boké beordert worden. Im Laufe seiner Arbeit musste er über Boké und die Umgebung Quarantäne verhängen, um ein Ausbreiten der Cholera auf andere Gebiete zu verhindern. Diese Vorsichtsmaßnahmen, für die der Arzt durchaus zuständig war, wurden ihm jedoch von der guineischen Regierung als Sabotage gegen den in Boké begonnenen Aluminium-Abbau ausgelegt. Die Regierung dementierte aufs neue, dass in Guinea die Cholera ausgebrochen sei, obwohl die ganze Bevölkerung zur Impfung aufgerufen wurde. Aufgrund seiner Maßnahme wurde der belgische Arzt für vier Wochen festgenommen und danach zusammen mit seinen Mitarbeitern des Landes verwiesen.

Die Nachricht von der Cholera-Impfung im Gefängnis beschäftigt uns alle sehr. Nach der durchgegebenen

„Telefonmeldung“ haben wir nicht mehr viel Zeit zum Nachdenken, denn bald darauf hören wir, wie Tür um Tür geöffnet wird. Jeder Häftling wird angeschrien, seinen Oberarm hinzuhalten. Eine Spritze und Nadel für alle – nur jedes Mal mit neuem Schweizer Cholera-Impfstoff aufgefüllt. Aufgrund meines schlechten körperlichen Zustandes will ich mir dieses Gift nicht zumuten und auf die Impfung verzichten. Doch ich muss mich vom Sanitäter belehren lassen, dass es keine Ausnahmen gibt. Gegen meinen Willen werde ich von meinen Mitgefangenen aus dem Bett gehoben. Sie geben nicht eher Ruhe, bis der Sanitäter mir eine Cholera-Dosis in den Oberarm injiziert hat.

Mein Körper wird nach dieser Impfung von hohem Fieber geschüttelt, ich leide an Übelkeit und Appetitlosigkeit. Außerdem hat sich mein Arm rot verfärbt und verursacht brennende Schmerzen.

Am nächsten Morgen schleppen mich die Männer meiner Zelle in strömendem Regen zur Dusche, was sicher noch dazu beiträgt, dass ich fast zwei Wochen lang unter hohem Fieber leide. Ein Krankenwärter bringt mir zwar ein paar Tabletten, doch wie groß ist meine Enttäuschung, als ich feststellen muss, dass es sich um Tabletten gegen Malaria handelt.

Zwei Wochen später schleppen mich zwei Wächter erneut zur Dusche, doch danach bin ich nicht mehr in der Lage, auf meinen Füßen zu stehen, geschweige denn zu gehen. Obwohl meine Mitgefangenen und auch das Wachpersonal Tag für Tag Zeuge des Verfalls meiner körperlichen und seelischen Kräfte sind, werde ich weiterhin jeden Morgen zu Fußmärschen geholt. Außerdem fordert man mich einige Tage nach der Dusche auf, den täglichen Gang zur Toilette wieder aufzunehmen. Ich sehe mich dieser Aufforderung nicht gewachsen und streike. Meine Mitgefangenen weigern sich jedoch, das Topf ausleeren weiterhin für mich zu übernehmen und beklagen sich über den Gestank, der sich daraufhin in der Zelle verbreitet.

Es kommt zu einer großen Debatte zwischen den Mitgefangenen und den Wächtern, woran ich mich jedoch mit keinem Wort beteilige. Sie alle sind sich schließlich einig, dass ich keinen Grund hätte, den üblichen Toilettengang zu verweigern. Ein paar Stunden nach dieser Auseinandersetzung werde ich abgeholt. Meine Strafe: Zwei Tage Arrestzelle ohne Wasser und Brot, die ich wieder mit einigen Leidensgefährten wie ein Ausgestoßener im Dunkeln verbüßen muss.

In Zelle i 4 zurückgekehrt, weigere ich mich erneut, die von mir geforderten Wege zu unternehmen. Am Abend entsteht dann dieselbe Auseinandersetzung. Doch auch zwei Tage langes Schimpfen und Schelten der Wächter können mich nicht dazu bringen, ihren Befehlen Folge zu leisten. Ich bin vollkommen fertig und kann nicht mehr.

Schon am nächsten Tag muss ich erfahren, dass man außer der Arrestzelle noch über andere Strafen für sogenannte „querköpfige Gefangene“ verfügt: Die Lagerleitung hat beschlossen, mich in Zelle 31 zu verlegen.

Diese Eckzelle ist die härteste des Lagers, weil sie drei Außenwände besitzt, die fast den ganzen Tag über der prallen Sonne ausgesetzt sind. Nachdem ich einige Tage hier verbracht habe, höre ich, wie man die davorstehenden Bäume kahlschlägt, so dass sie meiner Zelle keinen Schatten mehr spenden können. Mit den abgeschlagenen Zweigen und Ästen schützen die Wächter das Gemüse in ihren Gärten vor der unbarmherzigen Sonnenglut, die jegliches ungeschützte Grün verdorren lässt. Viele Zellen werden dadurch zu Backöfen, in denen die Gefangenen Tag für Tag "schmoren". Das bekomme ich jetzt in Zelle 31 besonders zu spüren.

Gleich am ersten Abend in dieser neuen Behausung werde ich aufgefordert, meinen Topf zu leeren. Doch ich rühre mich nicht und bleibe auf meinem Bett liegen. Dar der Topf voll ist, erledige

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

ich meine Notdurft in eine Ecke, wo ein Abflussrohr ist. Kurz darauf muss ich feststellen, dass die Aufpasser das Abflugrohr von außen verstopft haben, so dass der Urin in der Zelle stehen bleibt.

Verstört durch diese erniedrigenden Lebensumstände liege ich auf meinem Bett und stiere Stunde für Stunde auf die beiden kleinen Luftlöcher, durch die ein paar Sonnenstrahlen fallen, doch durch die viel zu wenig Luft einströmt, um richtig atmen zu können. Wie benommen bin ich und kann die Tageszeiten nur anhand der ausgeteilten Mahlzeiten wahrnehmen. Ich bin dem Tode näher als dem Leben, und ich bin ganz allein.

Mein Körper brennt und ist schmierig. Dreck bietet Mikroben einen Nährboden und überzieht mich mit Hautkrankheiten, vor allem am Unterleib, und es juckt so sehr, dass ich gezwungen bin, immer nackt dazuliegen.

Nach zwei Tagen erscheint ein Wärter mit zwei Captifs, die sämtliche Sachen aus meiner Zelle räumen. Das Abflussrohr wird geöffnet, und ein Captif entfernt die Exkreme mit einer Schaufel. Dann wird ein Wasserschlauch geholt. Ich muss in einer Ecke hocken, und der Wärter geht mit Eifer daran, die ganze Zelle unter Wasser zu setzen, wobei er auch meinen nackten Körper übersprüht. Es macht ihm sichtlich Spaß, mich mit dem Wasserstrahl zu treffen und mir, wie er sich ausdrückt, eine Spezialdusche zukommen zu lassen. Ich spüre eine Starre in mir, die sich durch den ganzen Körper zieht. Dann wird meine Tür geschlossen, und man überlässt mich einem Schicksal. Niemand hält es für notwendig, meine Bettstelle zurückzubringen. Eine Weile bleibe ich sitzen, dann lege ich mich auf den nassen Zementboden und döse vor mich hin. Erst am nächsten Morgen wache ich wieder auf, als mir ein Wächter eine Hose, eine Decke und mein Wassergefäß bringt.

Einige Male wird nachts meine Tür aufgerissen, ein Wärter schreit: "Mensch, stinkt es hier!", und im selben Augenblick

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

spüre ich schon, wie mich der Wasserstrahl voll trifft. Hinterher zittere ich stundenlang in der kühlen afrikanischen Nacht.

Außer zu den gewohnten Mahlzeiten, die man mir stumm hereinschiebt, kümmert sich in den nächsten vierzehn Tagen niemand um mich. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als wieder eine Ecke als Abort zu benutzen.

Für mich sind diese Tage wie eine Treppe, auf der ich täglich eine Stufe tiefer bis auf den untersten Stand der Menschenwürde steigen muss. Ich fühle, dass ich absichtlich diesen Strapazen ausgesetzt werde. Es ist wie ein Tod auf Raten, wobei alle Verantwortlichen hoffen, dass ihnen irgendwann der Tod die Last mit mir abnehmen wird. Die einzige Beachtung, die ich in diesen Tagen noch finde, ist die tägliche Aufforderung, meinen Topf zu leeren. Darauf gebe ich keinerlei Zeichen als Antwort.

Nach zwei Wochen wird meine Zelle erneut gereinigt und das Abflussrohr geöffnet. Der Grund dafür ist ein neuer Mitgefangener, der in meine Zelle verlegt wird und mit dem die Gefängnisleitung meine Abkapselung aufbrechen will. Er bringt einige Kartondeckel mit, die er zum Schlafen auf den Boden legt. An diesem Tag bekomme ich mein Bett zurückgebracht.

Mein Leidensgefährte ist erst zwanzig Jahre alt und aus dem Stamm der Soussou. Er erzählt, wie er in dieses Gefängnis gekommen ist und fragt auch nach meinem Schicksal. Doch ich schüttele den Kopf. Seine Frage: "Warum antwortest du nicht?" löst bei mir ein erneutes Kopfschütteln aus. Er versteht bald, dass ich nicht sprechen will. Er sieht meinen erbarmungswürdigen Zustand und kümmert sich sehr um mich.

Als ich ihm donnerstags und sonntags meinen fetten Reis gebe, will er wissen, was i c h denn nun essen würde. Auf mein Kopfschütteln hin nimmt der junge Soussou zwar meinen Reis an, doch zugleich macht er sich durch lautes Klopfen bemerkbar. So lange macht er Lärm, bis er für mich ein paar Stückchen Zucker und eine Dose Kondensmilch erbettelt hat. Meine

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Dankbarkeit für sein Bemühen zeige ich ihm durch Gesten. Es ist für mich eine Wohltat, diesen Menschen bei mir zu haben. Als er sogar das tägliche Topfleeren für mich übernimmt, bekomme ich die Unzufriedenheit der Wächter zu spüren. Es dauert keine drei Wochen, bis der junge Soussou eines Morgens abgeholt wird. Er hat sich nach Ansicht der Aufseher zu hilfsbereit für mich eingesetzt. Ich hoffe nur, dass er in eine bessere Zelle verlegt wird.

Inzwischen ist es Ende Oktober 1973 geworden, und ich fühle mich in Zelle 31 einsamer denn je. Ich habe sämtliche Hoffnung verloren, dass sich in meinem Leben noch irgend etwas ändert. Auch glaube ich nicht mehr daran, dass die Menschen draußen sich noch um meine Freilassung bemühen. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann ich diese irdische Hölle verlasse, doch nicht als freier Mensch, sondern als Toter, für den irgendwo ein Loch geschaufelt wird.

Meine Tage sind leer und inhaltslos geworden. Wen interessiert es schon, ob ich am Leben bin oder nicht? Es ist, als ob nur noch mein Körper daläge und mein Geist schon verschwunden sei. Doch wie durch ein Wunder sollte noch einmal ein Hoffnungsschimmer in mein Leben fallen.

*

Ich liege am Boden, als eines Abends meine Zellentür aufgerissen wird und mich jemand barsch anfährt: "Hast du unter der Tür durchgeschaut?" Doch im selben Moment flüstert er: "Ich habe dir etwas mitzuteilen."

Vor mir steht ein Wächter, der mir immer gut gesonnen war und mir schon manche Vergünstigung hat zukommen lassen. Mit leiser Stimme fährt er fort: "Du kannst hier herauskommen. Ich halte dich auf dem laufenden. Wenn ich dreimal an die Tür

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

schlage, mache dich fertig, ziehe deine Schuhe an, und wenn ich die Tür öffne, gehe zum Haupttor." Dann wird seine Stimme wieder laut, und er schreit weiter: "Wenn ich noch einmal bemerke, dass du unter dem Türschlitz durchschaust, sind dir zwei Tage Hungerzelle sicher." Als er die Zelle verlässt, schlägt er die Tür mit einem lauten Knall zu.

Es ist, als ob ich geträumt hätte. Gibt es tatsächlich eine Möglichkeit, hier herauszukommen? Ich weiß nicht, ob ich diesen Worten Glauben schenken darf. Mein Gehirn fängt an, auf Hochtouren zu arbeiten. Doch meine Hoffnung wird im selben Moment gedämpft durch Ereignisse, die ich früher von anderen Gefangenen erfahren habe. Demnach hat man vielen zu Fluchtversuchen verholfen, wobei zwar entsprechende Schmiergelder von Familienangehörigen gezahlt worden sind. Doch die Freiheit erreicht kein Gefangener, jeder wird auf der Flucht erschossen.

Viele Gedanken bewegen mich: "Wer will mich hier herausholen?" Ich weiß, dass es nur auf illegalem Wege geschehen kann. Dabei setzen diese Helfer, die ich nicht kenne, auch ihr Leben aufs Spiel. Eine Frage nach der anderen beschäftigt mich:

"Wie soll mir der Weg zum Haupttor, vorbei an drei Aufpassern, gelingen? Schaffe ich es überhaupt körperlich, diesen Weg zurückzulegen? Was erwartet mich am Haupttor?"

Das ganze kann auch eine Falle sein, denn wenn ich das Lager tatsächlich ungesehen verlassen kann, befinde ich mich noch immer im großen Kamp, das am Ein- und Ausgang von mindestens zwanzig bewaffneten Soldaten streng bewacht wird."

All diese Überlegungen beschäftigen mich sehr. Plötzlich kann ich ein Gefühl der Freude nicht unterdrücken, wenn ich an meine vielleicht mögliche Freiheit denke:

"Darf ich noch einmal ein neues Leben anfangen?" Mein Gefängnisalltag hat wieder Inhalt bekommen, und ich spinne den

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Gedanken der Flucht und Freiheit weiter: "Wo wird man mich hinbringen? Auf eine Botschaft vielleicht? Dort wäre ich vor dem Zugriff der guineischen Polizei am sichersten. Ich würde Medikamente bekommen, man würde mich waschen und mir Kleidung geben. Ich könnte wieder Mensch werden, was mir in dieser Umgebung und bei dieser Behandlung versagt bleibt."

Ich kämpfe mit mir selbst: "Soll ich diese Chance wahrnehmen oder nicht?" Schließlich sage ich mir: "Wenn ich noch lange hier bleiben muss, krepriere ich so oder so..."

Am nächsten Tag kommt derselbe Wächter nach der Essenverteilung zu mir in die Zelle. Ich bin gerade dabei, meinen Reis zu essen. Mit lauter Stimme sagt er: "Ach, du hast schon deinen Reis", und im Halbton fügt er hinzu: "Heute noch nicht!"

Mir bleibt nichts anderes übrig, als zu warten, doch meine Nerven sind aufs äußerste angespannt. Zugleich packt mich auch eine panische Angst, wenn ich an die Folgen eines missglückten Fluchtversuchs denke. Mir fällt das Schicksal eines Häftlings ein, der alles auf eine Karte gesetzt und einen von vornherein zum Scheitern verurteilten Versuch, zu fliehen, unternommen hat.

Eines Tages ist er an einem im Gefängnishof stehenden Baum, behende wie eine Katze, hochgeklettert und von dort auf das Dach einer Zelle gesprungen. Von der anderen Seite des Daches ist er mit einem Sprung ins große Kamp gelangt und hat so unser Lager schon hinter sich gelassen. Allerdings verursacht seine Kletterpartie auf dem Wellblechdach solchen Lärm, dass im Nu alle Wächter alarmiert sind. Nach kurzer Jagd können sie den Entsprungenen fassen. Unter derben Schlägen wird er ins Lager zurückgebracht. Seine Schreie sind weithin zu hören und sollen uns abschrecken und warnen, einen ähnlichen Fluchtversuch zu riskieren. Die Prügelstrafe ist nur der Auftakt unmenschlicher Vergeltung für diesen gewagten Ausbruch. Auf unseren Toilettengängen werden wir stumme Zeugen des grausamen Schicksals, das dem Flüchtling zugebracht ist. Die

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

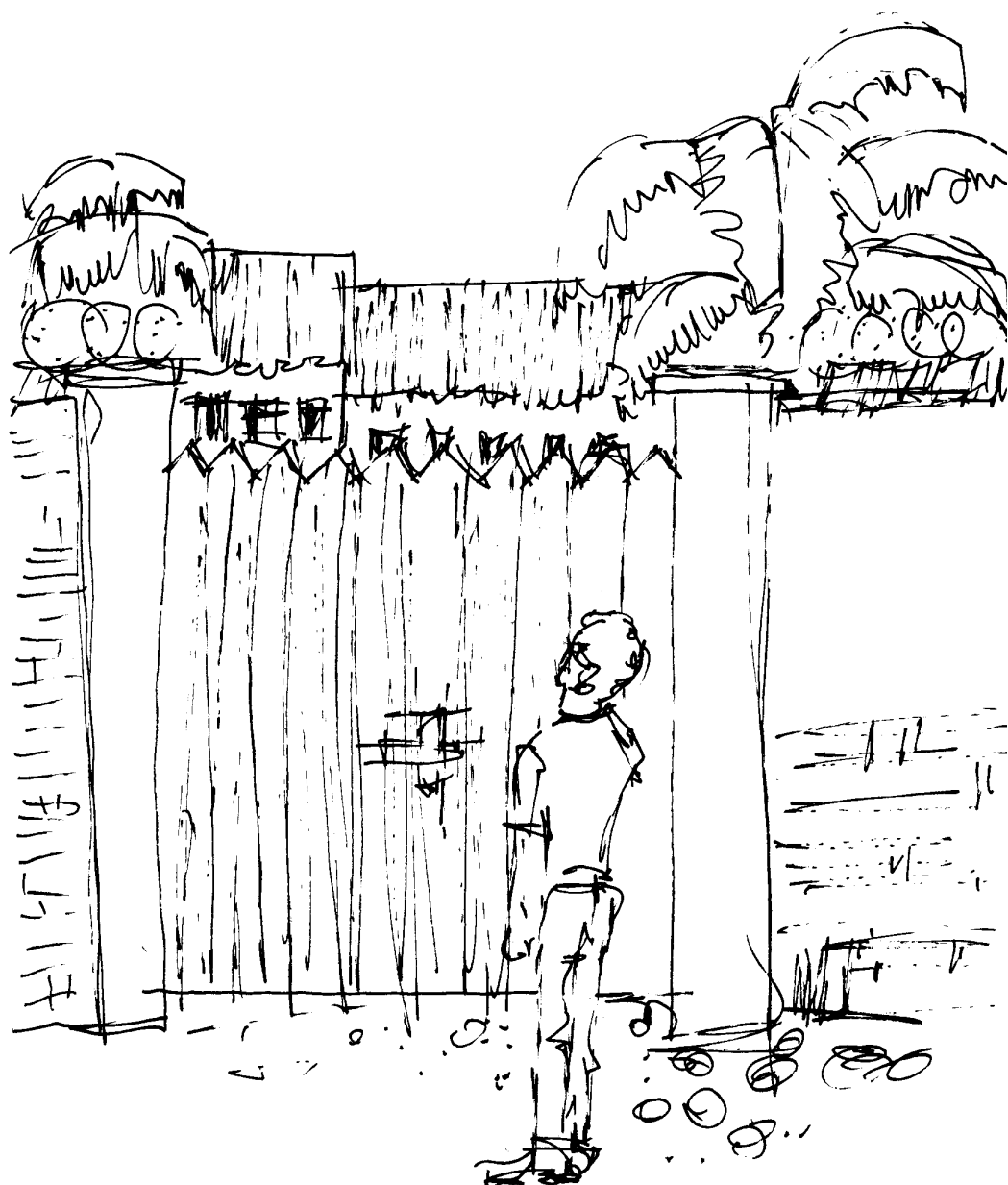
Gefängniswärter haben ihn an einen Baum gefesselt und lösen sich dabei ab, ihm mit Peitschenhieben Blutstriemen zu schlagen. Dann lassen sie ihn ohne Nahrung und Wasser liegen. Erst der Tod erlöst den Wagemutigen von seinen Qualen und setzt diesem unmenschlichen Drama ein Ende.

Wenn ich an das Risiko einer harten Bestrafung nach einem misslungenen Fluchtversuch denke, wird mir bewusst, dass in meinem Zustand jegliche Art von Strafe einem Todesurteil gleichkommt. In den vielen Stunden des Tages und der Nacht, in denen ich keinen Schlaf finde, wiege ich alle Für und Wider dieser möglichen Flucht gegeneinander ab. Mein Entschluss „Freiheit oder Tod“ wird mit jedem verfloßenen Tag, an dem nichts für meine Befreiung geschehen ist, ein wenig mehr erschüttert und gerät ins Wanken. Meine Unsicherheit nimmt zu. Doch der gutherzige Aufseher lässt mich an jedem neuen Tag heimlich wissen, dass ich noch Geduld haben muss. Er versichert mir jedes Mal aufs neue, dass er mich unverzüglich davon unterrichten würde, sobald die Aussichten für eine Flucht günstig stünden.

Nach reiflichen Überlegungen komme ich zu dem Schluss, dass der wiederholte Aufschub auch ein gutes Zeichen dafür sein kann, dass die Helfer und Planer dieser Flucht nichts riskieren wollen, um ihr eine sichere Erfolgschance zu geben. Für ein Täuschungsmanöver und eine Falle, in die man mich hineinlocken wollte, hätte es nicht solcher Umstände bedurft. Diese Gedanken geben meinem Entschluss, die Chance wahrzunehmen, wieder Festigkeit.

Endlich kommt der Tag, an dem ich drei kurz aufeinanderfolgende Schläge an meiner Tür vernehme. Es ist später Nachmittag. Sengende Sonnenstrahlen haben das ganze Lager in träge Ruhe versinken lassen. So schnell ich kann, ziehe ich die bereitgelegten Kleidungsstücke an: Jacke, Hose, Schuhe. Ich warte, bis aufs äußerste gespannt. Mit den Händen versuche

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



ich, meine Haare etwas zu ordnen. Ein paar Minuten später öffnet sich meine Zellentür wie von Geisterhand. Weiter ist nichts zu hören. Mit vorsichtigen Schritten verlasse ich meine Zelle und sehe keine Menschenseele. Ein paar Schritte weiter entdecke ich einen Wachhabenden, der mir den Rücken zudreht. Schritt für Schritt gehe ich in Richtung Ausgangstor weiter. Beim Zurückblicken nehme ich einen zweiten Wächter wahr, der sich in der Nähe meiner Zelle zu schaffen macht. Es kommt mir vor, als ob er mich nicht sehen will.

Das Herz schlägt mir bis zum Halse, und ein Gefühl der Schwäche überkommt mich, ausgelöst durch die seelische Belastung ebenso wie durch die körperliche Anstrengung. Ich fühle, dass es nur noch mein Wille ist, der meine Füße vorantreibt und mir Schritt für Schritt einhämmert: "Du musst weiter, du darfst nicht aufgeben!" Mit ganz kleinen Schritten schleppe ich mich zum Haupttor. Auch dort ist kein diensttuender Soldat zu sehen. In dem nahebei gelegenen Wachlokal höre ich die Stimmen verschiedener Aufseher, die in ihrer Landessprache laut diskutieren. Als ich das Tor erreicht habe, bleibe ich erschöpft stehen und warte, was weiter geschehen wird.

Plötzlich eilt ein Wachposten auf das Tor zu und öffnet es. Draußen steht ein Guineer, der ihm, ohne ein Wort zu sagen, einen offenen Seifenkarton übergibt. Ich sehe, dass dieser bis zum Rand mit Geldnoten gefüllt ist. Einige Meter von dem Boten entfernt bemerke ich einen russischen Jeep. Drei Afrikaner in Offizierskleidung sitzen im Wagen. Anscheinend sind ihre Uniformen eigens zu diesem Befreiungsunternehmen ausgeliehen worden, um der Aktion den notwendigen amtlichen Anstrich zu verleihen.

Ich fühle, wie ein Zittern durch meinen Körper geht, dann folgt ein noch schnelleres Klopfen meines Herzens. In Bruchteilen von Sekunden erfasse ich, dass es diese drei im Jeep sind, die mich in Sicherheit bringen wollen. Doch ehe ich noch zum Tor

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

hinausstürzen kann, in die Freiheit, sehe ich, erstaunt und entsetzt, dass der Wachposten, kaum hat er den Karton mit dem Lösegeld in der Hand, auch schon blitzschnell das Tor zuwirft und es sofort wieder verschließt. Der Geldbote und die Männer vom Jeep - sie haben mich von draußen ja bereits gesehen - klopfen laut an das Tor und schreien ärgerlich: "Nun gib mal die Ware raus!" Und sie meinen doch mich! Aber vom Lagerinneren antwortet Fofana, der Wächter, nur mit einem höhnischen Gelächter und ruft überlegen: "Darauf könnt ihr lange warten. So was passiert nicht, solange ich hier Wache schiebe!"

Meine Glieder sind vor Entsetzen über den unglücklichen Verlauf dieser Augenblicke wie gelähmt. Ich kann es nicht fassen. Nur zehn Schritte bin ich von der Freiheit entfernt gewesen, nun scheint die Hoffnung auf Befreiung wieder meilenweit entfernt zu sein .

Hinter mir höre ich Schritte, und als ich mich umdrehe, sehe ich den gutherzigen Aufseher, der mir diesen Fluchtversuch vorgeschlagen und ermöglicht hat. Er legt behutsam den Arm um mich und flüstert: "Komm, ich helfe dir in deine Zelle zurück." Durch die zunehmende Schwäche, die meinen Körper befällt, vernehme ich seine Worte, mit denen er mich trösten will, wie aus weiter Ferne: "Sei nicht traurig."

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Ich bin nicht schuld daran, dass es nicht geklappt hat. Es ist der eine am Tor, der nicht mitgemacht hat."

Mit Hilfe dieses Samariters erreiche ich wieder meinen Käfig, mühsam, mit schleppenden Schritten. Doch als ich auf meinem Bett liege, fühle ich, dass die seelischen und körperlichen Strapazen der letzten Minuten den Rest meiner Kraft aufgezehrt haben. Ich falle in eine tiefe Ohnmacht, die das beklemmende Bewusstsein des missglückten Fluchtversuchs in mir auslöscht. Doch dieses Entrinnen vor der Marter der angstvollen Gedanken: "Welche Strafe habe ich zu erwarten?", ist nur für wenige Stunden eine Erlösung. Als ich wieder zu mir komme, ahne ich, dass dieser gescheiterte Fluchtversuch nicht ohne Folgen für mich bleiben wird.

Von diesem Tage an wird die Behandlung immer unfreundlicher und gemeiner. Wie ein Tier werde ich aus der Zelle gezerrt, über den Hof gezogen und schließlich mit dem Rücken an den Stamm eines im Gefängnishof stehenden Baumes gebunden. Einer der Wächter bespritzt mich Häufchen Elend mit einem Wasserschlauch, andere versetzen mir Fausthiebe oder Fußtritte. Dann werde ich losgebunden und mit lauten Aufforderungsrufen immer wieder angetrieben, durch den Gefängnishof zu laufen. Die Henkersknechte bemerken meine Erschöpfung und sind teuflisch zufrieden. Ich muss mich - wie für eine neue Art der Hinrichtung - auf den Boden legen, und ausgerechnet ein Sanitäter mit seinen Militärstiefeln steigt auf meinen linken Fuß. Zwei andere Wächter ziehen währenddessen meinen Körper in die entgegengesetzte Richtung. Sobald sie weit genug gezogen haben, lässt der Sanitäter den Fuß los, so dass dieser wieder zum Körper hinpendelt. Ich habe das Gefühl einer körperlichen Zerreißprobe, und es fällt mir schwer, Schmerzenslaute zu unterdrücken. An dieser Prozedur ergötzen sich die Peiniger

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

immer wieder und lassen jedes Mal erst dann vorübergehend von mir ab, wenn ich nahe daran bin, das Bewusstsein zu verlieren.

Jetzt habe ich auch bei den Mahlzeiten die Folgen meiner unglücklichen Flucht zu spüren. Man vergisst absichtlich, mir den weißen Reis zu bringen, so dass ich oftmals nichts zu essen bekomme, oder aber mein Teller ist nur zur Hälfte gefüllt. Zum Wäschewaschen wird meine Kleidung nicht mehr geholt, so dass ich wochenlang auf einem schmutzigen, schweißgetränkten Bettuch liegen muss.

Jeder neue Tag bringt neue Schikanen. Machtlos bin ich denen ausgeliefert, die mich nun endgültig zugrunde richten wollen. Es ist die Hölle auf Erden, trotzdem empfinde ich im Innersten meines Herzens ein wenig Erleichterung, dass mein Fluchtversuch nicht in derselben Weise geahndet wird wie der des jungen Afrikaners, der vor unser aller Augen zu Tode geprügelt worden ist.

Oft werde ich aus meiner Zelle geholt und mit neuen Methoden überrascht, die mich demütigen sollen. So muss ich mich im Gefängnishof auf den Boden setzen, und einer der Wächter macht sich daran, mir die Haare zu schneiden. Seine laienhaften Friseurkünste untermalt er mit derben Witzen. Herumstehende Aufseher verspotten mich und geißeln mich abwechselnd mit Fußtritten, wobei einer den anderen zu überbieten sucht, um das allgemeine Gelächter anzuheizen. Es ist ein regelrechter Phantasie-Wettstreit der Unmenschen untereinander, der in immer neuen Mißhandlungsarten gipfelt. Von mir ist nur noch ein armseliges Stückchen Mensch unter Bestien übriggeblieben, die sich daran weiden, meinen Gefühlen immer neue Demütigungen zuzufügen und meine Empfindungen Stück für Stück vor den Augen der anderen zu zerreißen.

Zweimal in der Woche besucht mich ein Sanitäter, eine aufgezogene Spritze in der Hand. Als er mir diese Injektion verabreichen will, weigere ich mich, denn ich erfahre nicht,

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

wofür oder wogegen er Spritzen will. Auf meinen Widerstand hin verlässt der Sanitäter zwar meine Zelle, doch kurz darauf kommt er mit ein paar Soldaten zurück. Diese halten mich mit aller Kraft fest, so dass der Sanitäter mir die Spritze in den Oberschenkel stechen kann. Nach diesen Injektionen kann ich keine Änderung meines Zustandes feststellen.

*

Mitte November bekomme ich einen Zellenmitbewohner. Er ist Libanese und nennt sich George Bitar. Da er in Guinea geboren ist, beherrscht er außer Französisch auch die verschiedenen Landessprachen. George ist 35 Jahre alt und von schwächlicher Gestalt. Er zeigt sich sehr hilfsbereit und wird mir ein guter Kamerad. Von Beruf ist er Kaufmann und besitzt ein kleines Geschäft im Inneren des Landes.

Die Gründe für seine Festnahme sind seine Geschäftsbeziehungen mit Deutschen, die im Christlichen Jugenddorf in Kankan arbeiteten, und der Vorwurf, einen illegalen Handel mit deutschen Waffen zu betreiben. Auch George sind die Qualen der Folterkammer nicht erspart geblieben. Immer wieder haben die Folterknechte versucht, ihn eingestehen zu lassen, dass er im Auftrag der Bundesrepublik Deutschland illegal mit Waffen gehandelt habe.

Aus seinem Bericht, den ich mir anhöre, ohne irgendwelche Fragen zu stellen, erfahre ich, dass die Sorge von George vor allem seinen Eltern gilt. Sie haben in den letzten Jahren ein größeres Wohnhaus gebaut und dafür ihre gesamten Ersparnisse von über vierzig Jahren Arbeit in Guinea verwendet. Die Folterknechte dagegen wollen wissen, dass dieses Haus aus Mitteln illegalen Waffenhandels entstanden ist und brauchen dazu nur noch die Bestätigung von George. Doch gegen diesen

Punkt seines vorbereiteten „Geständnisses" ist er hartnäckig bei der Wahrheit geblieben.

George versucht, die trübe Stimmung der eintönigen Abende durch Singen und Pfeifen aufzumuntern, doch auch das wird auf die Dauer langweilig, weil die Zahl seiner Musikstücke nicht groß ist und er sich laufend wiederholt. Allerdings ist es für George noch langweiliger, mit mir die Zelle teilen zu müssen, weil ich kein Wort spreche und mich nur durch Zeichen bemerkbar mache.

Täglich verlangt George "Reis ohne Soße" für mich, ein Wunsch, dessen Erfüllung meist mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, weil die Wächter aus Trotz und Nachlässigkeit nie beim ersten Male darauf eingehen. Es kann vorkommen, dass nach der allgemeinen Essenverteilung, wenn ich immer noch keinen Reis habe, sich niemand mehr blicken lässt und auch Rufen und Klopfen von George ungehört verhallen.

Die von ihm mitgebrachte Bettstelle ist eine einfache Liege, mit einem Reissack bespannt, welcher der Beanspruchung nur standhält, weil George ein geringes Körpergewicht hat. Diese ärmliche Liege hatte sich George als Strafe eingehandelt, da er einige Monate zuvor einen Brief eines anderen Gefangenen erhalten hatte und dabei ertappt worden war. George und der Briefschreiber mussten dieses Vergehen mit acht Tagen Dunkelzelle ohne jegliche Nahrung büßen. Doch damit noch nicht genug, auch die folgenden zwei Monate mussten beide in der Arrestzelle zubringen, und zwar nackt, ohne Bettuch und bei halber Ration der kargen Gefangenenkost. Nur das Nachtgeschirr und einige Kartons als Schlafunterlage waren ihnen genehmigt worden. Nachdem sie diese harte Strafe verbüßt hatten, hatte der Briefschreiber sein Bettgestell zurückerhalten, während George sich mit dieser armseligen Reissack-Liege zufrieden geben musste. Der Grund hierfür war Georges ausdauerndes Schweigen über den Namen desjenigen, der ihm den Brief überbracht hatte.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



Durch seine hartnäckige Tapferkeit hatte George jedoch die Sympathien aller Gefangenen und einiger Wächter gewonnen.

Die Zellengemeinschaft mit ihm bringt einen kleinen Strahl Menschlichkeit in mein Leben. Er kümmert sich um meine Wäsche, ich komme von Zeit zu Zeit wieder in den Genuss eines sauberen Bettuches. Hin und wieder bekommen wir auf Verlangen einen Eimer Wasser, womit George meinen Körper vorsichtig reinigt. Ohne viel Aufhebens nimmt er beim täglichen Toilettengang auch meinen Topf zum Entleeren mit.

Beide leiden wir aufgrund des Vitaminmangels an heißen Füßen und haben dadurch unsagbare Schmerzen auszuhalten. Manchmal fühlen wir uns dem Wahnsinn nahe. Dieses ununterbrochene Brennen zehrt auch an unseren Nerven, und so bleibt es nicht aus, dass wir uns manchmal gegenseitig kaum ertragen können. George ist etwas besser dran als ich. Er kann noch in der Zelle auf und ab gehen, um von den Schmerzen abgelenkt zu werden.

Währenddessen liege ich auf meinem Bett und schaue ihm bei seinem Auf- und Abmarschieren zu. Meine wundgeriebene Haut juckt. Um die Schmerzen erträglicher zu machen, versuche ich, auf dem Bauch zu liegen. Doch mein Körper wehrt sich dagegen mit steigender Hitze, die alles schlimmer macht, so dass ich mich wieder auf den Rücken drehen muss.

Ruhelos läuft George auf und ab. Als er sieht, wie ich leide, wickelt er mir eine Decke um die Füße. Ich bilde mir ein, dass dadurch die Schmerzen etwas nachlassen. Doch dieses Gefühl der Besserung ist nur von kurzer Dauer und endet damit, dass ich schließlich vor Schmerzen meine Füße spreize und die um sie gewickelte Decke zerreiße. Als ich dieses Stadium erreicht habe und meine, die Glut in meinen Füßen nicht mehr ertragen zu können, spüre ich die Anteilnahme meines Mitgefangenen George. Er hält meine Füße fest und streichelt sie behutsam, wobei er beruhigend auf mich einredet und versucht, mir so etwas Linderung zu verschaffen.

Kurz vor dem Weihnachtsfest erhalten wir über das "Lagertelefon" die Mitteilung, dass man zwei Franzosen freigelassen hat, René Cazau und Jean Yves Chailleux. Die beiden Gefangenen haben ihre Freiheit der Kommunistischen Partei Frankreichs zu verdanken, in der sie Mitglied sind. Die Führer dieser Partei können aufgrund einer engen Freundschaft mit der guineischen Regierung, insbesondere mit Staatspräsident Sékou Touré, bei ihren Bemühungen um eine Freilassung von politischen Häftlingen nun den ersten Erfolg verbuchen. Viel später kann ich erfahren, dass Sékou Touré selbst es sich nicht hatte nehmen lassen, René und Jean Yves vor ihrem Heimflug zu einem Mittagessen in den Präsidentenpalast einzuladen. Ein weiterer Franzose, Leblanc, hatte wenige Wochen zuvor Selbstmord verübt.

Die entlassenen Franzosen machen der Bundesregierung in Deutschland die erste Mitteilung darüber, dass außer mir zwei weitere Deutsche, der 42jährige Ulrich Stegmann und der 47-jährige Münchener Josef Schmutz im Lager von Boiro festgehalten werden. Von ihrer Gefangenschaft in Guinea hat man bisher nichts gewusst.

*

Wieder einmal ist es Weihnachten geworden. Für mich ist es das dritte Weihnachtsfest in dieser trostlosen und bedrückenden Umgebung. Wir stecken Streichhölzer in eine Orange und zünden sie an. Ein paar Augenblicke lang träumen wir von Kerzenschein. Als ich George die Hand drücke, laufen uns beiden Tränen über die Wangen. Jeder versteht den Schmerz und die wehmütigen Gedanken des anderen.

George bekommt keine Nachrichten von zu Hause und ist sehr unglücklich darüber. Mir wird dann und wann ein Brief aus

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Deutschland ausgehändigt, dessen Inhalt allgemeiner Art ist. Ich verzichte auf eine Beantwortung. Ich sehe keine Möglichkeit, ein Lebenszeichen nach Deutschland zu senden. Was hätte ich schon schreiben sollen? Meine Klage "Es geht mir schlecht" hätte mir mit Sicherheit verschärfte Haftbedingungen eingebracht, während die Lüge "Es geht mir soweit gut" von den Wächtern mit Freuden aufgegriffen worden wäre, um mich erneut zu Gewaltmärschen über den Hof zu zwingen. Ich ziehe es daher vor, mich in Schweigen zu hüllen, nicht nur, indem ich nicht mehr spreche.

Der Jahreswechsel 1973/74 vollzieht sich in aller Stille und Einsamkeit. Wir denken an frühere Silvester-Feiern, als wir noch in einer menschlichen Gesellschaft leben durften.

Anfang Januar 1974 bekomme ich ein Päckchen aus Deutschland, das jedoch lauter fetthaltige Lebensmittel enthält, so dass ich aus Rücksicht auf meinen schlechten Gesundheitszustand auf ihren Genuss verzichten muss. Als ich George mit diesen Esswaren beschenke, freut er sich und meint, für ihn sei jetzt erst Weihnachten.

Wir rauchen beide nicht, und mein Zellenmitbewohner kann herausfinden, welche anderen Gefangenen ihren Zucker für Zigaretten hergeben. Durch Georges Hilfe kann ich an diesem Tauschgeschäft teilhaben.

Die von Tag zu Tag höher steigende Sonne bewirkt, dass die zunehmende Hitze uns schwer zu schaffen macht. Schon kurz nach der Mittagszeit liegen wir schweißgebadet da, und dabei wissen wir, dass die sengende Nachmittagsglut noch unerträglicher werden wird. Wir kommen deshalb überein, unseren Mittagsreis noch nicht zu essen und auch kein Wasser zu trinken, um nicht so sehr schwitzen zu müssen. Am Abend nehmen wir dann die aufbewahrte Mahlzeit zusammen mit dem Abendreis ein und atmen auf, wenn die Sonne untergegangen ist. Trotzdem hat die Zelle noch soviel Sonnenglut gespeichert, dass es Stunden dauert, bis sich eine leichte Abkühlung bemerkbar

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

macht. Der verbleibende Platz von nur vierzig Zentimetern zwischen unseren beiden Bettgestellen bedeutet eine zusätzliche Belastung, da jeder außer dem eigenen Schweißgeruch auch noch den des anderen ertragen muss. Die mangelnde Hygiene tut ein Übriges, um uns die Körperausdünstungen als unangenehm und belästigend empfinden zu lassen.

Manchmal liegt George stundenlang auf dem Bauch hinter unserer verschlossenen Tür und hört den Wächtern zu, die unserer Zelle gegenüber sitzen und sich in ihrer Landessprache unterhalten. Aufgeschnappte Neuigkeiten erzählt er mir in Französisch. So erfahren wir, wenn neue Gefangene ankommen und wer sie sind. Von unserer Zelle aus "morst" George diese Nachrichten weiter.

Wenn unsere Schmerzen etwas nachgelassen haben und wir uns ausnahmsweise wohlfühlen, vertreiben wir uns die Zeit mit einem selbstgefertigten Dame-Spiel. Die Afrikaner sind Meister dieses Spiels, und des öfteren wird einer der Gefangenen zu den Wächtern geholt, um eine Dame-Partie zu spielen. Ist er ein guter Spieler, so dass er den jeweiligen Wächter schlagen kann, wird ihm eine nächste Partie in Aussicht gestellt. Für die betroffenen Gefangenen ist das eine begehrte Abwechslung, außerhalb der Zelle frische Luft atmen und andere Eindrücke sammeln zu können. Hat der Wächter jedoch die Partie zu seinen Gunsten entschieden, dann muss sich der Gefangene damit abfinden, nicht mehr geholt zu werden.

Eines Tages hören wir, dass im anderen Trakt des Blocks wieder jemand schwer erkrankt ist, so dass man ihn ins Lager bringen muss. Durch die Sprachbegabung von George, der die Wächter über diesen Fall sprechen hört, erfahren wir, dass dieser Schwerkranke bereits tot ist und der Krankentransport nur als Tarnung dient, um uns über tatsächliche Vorgänge im Lager nicht zu informieren. Wieder einmal wird uns bewusst, dass dieses

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Lager Boiro ein lebender Friedhof ist und seine Insassen wandelnde Leichen sind.

Die mörderisch heiße Zelle 31 veranlasst George dazu, einen Brief nach dem anderen an den Lagerkommandanten zu schreiben. In diesen Briefen erklärt er, wie krank ich bin und beklagt sich gleichzeitig über die menschenunwürdige Zelle, die uns zugemutet wird. Er schreibt, dass die Hitze in diesem Raum unser Blut zum Kochen bringt und verlangt, auch in meinem Namen, dass wir in eine größere Zelle verlegt werden.

Nach vielen Briefen ist uns tatsächlich Erfolg beschieden, und Anfang Februar können wir die „Backofen“ – Zelle 31 mit Zelle 14 tauschen, in der ich schon einmal gewesen bin. Zelle 14 ist vor uns mit drei Afrikanern belegt gewesen, die ihre moslemischen Gebete in arabischen Schriftzeichen, aus Silberfolie gefertigt, an der Wand angebracht haben. Außerdem hängt an der Innentür ein 15 mal 20 Zentimeter großes Bild des Präsidenten Sékou Touré, das wohl einer Propaganda-Zeitschrift entnommen worden ist. Ich will es abreißen, um den Anblick dieses Menschen nicht ertragen zu müssen, doch George warnt mich: "Bist du verrückt? Nachher wirst du noch bestraft. Du weißt ja nicht, wer das Bild dort aufgehängt hat."

Nachdem wir uns "häuslich" niedergelassen haben, wird noch ein 70jähriger, Robert Ploquin, ein Franzose, zu uns gebracht. Nachdem die Reismahlzeit ausgeteilt ist, schimpft Robert fürchterlich über das schlechte Essen. Er nimmt die "bildliche" Anwesenheit des Präsidenten zum Anlaß, um ihm den Teller unter die Nase zu halten mit den Worten: "Schau dir an, was du unschuldigen Menschen anbietest! Wie gern möchten wir auf die Gastfreundschaft in deinem Land verzichten!"

Unser Zellenälteste ist zu diesem Zeitpunkt noch ziemlich rege und beschäftigt sich mit vielen Basteleien. Im Privatleben hat er ein Schlüsselgeschäft betrieben. Als Meister seines Fachs konnte

er jeden Geldschrank öffnen, wenn dem Besitzer die eingespeiste Geheimzahl entfallen war. Als geschickter Handwerker bringt Robert es zustande, aus Knochenresten und Fischgräten Nähadeln anzufertigen. Für mich näht er einen Brotsack, wobei er Fäden aus unseren Bettdecken als Nähgarn verwendet. Der Brotbeutel ist ein wertvolles Geschenk für mich, weil ich darin meinen kleinen Vorrat, vor Ungeziefer geschützt, verwahren kann. Für unsere "Schließer" ist es bequem, Roberts Dienste zum Öffnen von Vorhangschlössern, deren Schlüssel verlorengegangen sind, in Anspruch zu nehmen. Seine Hilfe wird ihm mit mancherlei Vergünstigungen entlohnt.

Zelle 14 liegt temperaturmäßig um einige Grade günstiger als unsere vorherige Nr. 31. Das bedeutet eine enorme Erleichterung. Dennoch leide ich sehr an der Auszehrung meines Körpers.

Im Geiste sehe ich die Menschen in Freiheit vor mir und hadere mit meinem Schicksal, das mir solches Unrecht widerfahren lässt. Hass spüre ich in mir, den ich für jedes der Kommissionsmitglieder und ihre Helfershelfer empfinde. Unter der Bettdecke ballte ich vor Wut meine Fäuste und knirsche mit den Zähnen, wenn ich daran denke, dass man mir die besten Jahre meines Lebens gestohlen hat, ohne dass ich mich diesem Land gegenüber in irgendeiner Art schuldig gemacht hätte. Ich weiß, dass ich lebenslänglich an diesen Folgen tragen werde, selbst wenn mir in absehbarer Zeit noch einmal ein Leben in Freiheit vergönnt sein sollte.

Unschwer ist festzustellen und oft den Gesichtern anderer Gefangener zu entnehmen, dass meine Widerstandskraft immer mehr erlahmt. In diesem Zustand, in dem ich mich schon selbst aufgegeben habe, helfen Anteilnahme und Trost meiner Mitgefangenen, die nicht müde werden, mir neuen Mut zu machen. George ermahnt mich: "Gib dich nicht auf, dein Herz schlägt doch noch, du bist noch am Leben. Lass den Kopf nicht hängen, auch wenn du nicht mehr laufen kannst. Uns geht es

nicht viel besser als dir. Keiner von uns lässt dich im Stich. Wir helfen dir, wo wir können. Ganz bestimmt werden wir bald alle zusammen entlassen, und dann tragen wir dich in die Freiheit. Die Ärzte draußen machen dich bestimmt wieder gesund. Dann können wir alles nachholen, was wir versäumt haben." Für ihn ist es leichter, solche Ermunterungen auszusprechen, denn seine körperliche Verfassung ist wesentlich besser als mein Zustand. Doch wegen eines Magenleidens, das er sich bereits y o r der Haft zugezogen hatte, und wegen seiner "heißen Füße" krümmt auch George sich manchmal vor Schmerzen.

Robert tröstet mich wie ein Vater, wenn ich daliege, dahindämmere und die beneide, die diesen Leidensweg schon vollendet haben. Dann sagt Robert zuversichtlich: "Wir wollen doch hier heraus, damit wir wenigstens in Freiheit sterben können." Als er später das Glück hat, entlassen zu werden, stirbt er vier Monate danach.

Kann ein Toter noch zum Tode verurteilt werden? Meine KZ-Gefährten berichten, dass Kama Diaby mit solch einem nachträglichen Urteil bedacht worden ist, als Oberst und steilvertretender Generalstabschef des Landes. Ebenso wird über Keita Fodeba, den ehemaligen Verteidigungsminister, und über Minister Barry Diawadou der Schuldspruch gefällt. Im selben Schauprozess, den Sékou Touré in der Uniform der Volksmiliz ohne jedes Rangabzeichen präsidiert, wird auch der ermordete Hermann Seibold nachträglich verurteilt, und zwar zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Von 24 Kabinettsmitgliedern müssen 17 sterben; 90 Prozent der ranghöchsten Armeeoffiziere werden hingerichtet, ebenso 14 von 29 Provinzingenieuren und auch Tourés Leibarzt, mit dem er seit Kindertagen befreundet war. Jetzt gibt es im Lande selbst nicht einmal mehr zehn guineische Ärzte.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Einer der Häftlinge hat Hauptmann Abou Soumah gesprochen, der nach dem Angriff der Portugiesen und Exilguineer flüchten konnte. Soumah sah durch die Türritze, wie die Leichen der Minister hinausgetragen wurden und hörte, dass Oberst Kama Diaby sagte: "Lasst mich, noch kann ich laufen!" In dieser Nacht wurden von den inhaftierten Offizieren alle umgebracht, die noch nicht verhungert oder verdurstet waren. Wozu das nachträgliche Urteil des Revolutionstribunals dienen soll? Sékou Touré hat alle „Staatsverbrecher" bis dahin gnädig verschont... Sogar Frau Soumah, eine Französin, die Frau des Hauptmanns, darf ausreisen. Kurz vor dem Abflug vom Flugplatz von Conakry wird ihr die dreijährige Tochter brutal entrissen. Der Staatspräsident verfasst ein Gedicht mit dem Titel "Lebt wohl, Verräter", dessen Kehrreim in regelmäßigen Abständen vom guineischen Rundfunk gesendet wird.

Jeder von uns hat in Boiro immer wieder mit anderen Häftlingen die Zelle geteilt, so dass im Lager, wie in einer lebenden Chronik, zahlreiche Berichte weitergegeben werden. Ehemalige Wächter, die in Ungnade gefallen und mit uns inhaftiert sind, ergänzen solche Erzählungen. Diese verhafteten Wachmänner werden genauso wie wir politischen Häftlinge gefoltert, wobei es meist darum geht, ob sie dem einen oder anderen Gefangenen geholfen haben. Dabei spielen auch die verschiedenen Heeresteile, die gemeinsam die Bewacher stellen, ihre Leute gegenseitig aus.

Eine bedeutende Kommandofunktion hat auch Kommissar "Zufall". So muss die Bevölkerung einer guineischen Stadt, da das Geld des Landes in seinem Wert zu sehr heruntergewirtschaftet worden ist, Steuern in Naturalien zahlen, und zwar ausgerechnet nach der Anzahl der Mitglieder einer Familie, Kinder mitgezählt. Beim besten Willen können die großen Familien solche Abgaben nicht aufbringen. Zur Strafe werden Schulen und Krankenhäuser geschlossen, und eine Reihe "Schuldiger" wird zum Tode durch Erhängen verurteilt. Als die

Soldaten das befohlene Tötungssoll nicht erfüllen können, nehmen sie einfach einen Mann mit, der an einer Ecke des Marktplatzes sitzt und dort ein bisschen Ware verkauft. Selbst Schulkinder werden zu den Gehenkten hingetrieben, müssen dort Freudentänze aufführen und die Toten mit Steinen bewerfen. Einige Opfer werden lebend angezündet.

Hingerichtet wird auch der erste islamische Würdenträger von Conakry, was Sékou Touré selbst zugibt, denn als ihm Papst Paul VI. schreibt und bittet, Erzbischof Tschidimbo zu begnadigen und zugleich die Bereitschaft des Vatikans erklärt, bei einer Freilassung des Erzbischofs zwei neue Bischöfe in Guinea zu ernennen, da antwortet Sékou Touré mit Worten, die später im Weißbuch seiner Regierung aufgenommen werden: "Wir sind zutiefst gläubig. Gott ist die Gerechtigkeit, die Freiheit. Außer der Verurteilung Tschidimbos hat unser Volk den ersten muslimischen Imam von Conakry zur höchsten Strafe verurteilt."

Immer, wenn ein Wachmann vorbeikommt, schweigen die Berichterstatter. Zellennachbarn, die viele Pakete erhalten, bestechen einzelne Posten, um ungestört reden zu dürfen. Wir können nichts geben, wir wollen es auch nicht. Wir sind froh, wenn wir unbelästigt bleiben.

Einmal wird von Drame erzählt, einem Häftling, der voreilig für tot erklärt worden ist. Als die Leichenträger Drame gerade ins Massengrab kippen wollen, wacht er auf. Erstaunlicherweise bringen sie ihn ins Lager zurück - und er überlebt. Durch Drame erfährt ganz Boiro, woher manchmal der Leichengeruch herübergeweht wird. Auch Michel Emile, der Henker von Kindia, lebt lange, er, den sogar der Hass vieler Mithäftlinge trifft, die seinetwegen eingesperrt sind. Auch in Guinea frisst die Revolution ihre eigenen Kinder. Warum ihn aber Ismael Touré gern zweimal sterben lassen möchte, wie er gesagt haben soll, weiß keiner von uns. Hat Michel Emile ihn an Grausamkeit übertroffen?

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Bitter ist auch das Schicksal der guineischen Heimkehrer aus dem Senegal. Dort werden sie ausgewiesen, weil manche von ihnen begeistert von ihrem Vaterland Guinea sprechen, das endlich von Kolonialherren befreit ist. In ihrer Heimat aber gelten die Heimkehrer als Spione und werden eingesperrt.

Ein in Boiro eingelieferter Soldat schreit drei Tage lang. In einem anderen Lager hat er bei einem Streit zwei seiner Kameraden mit der Pistole niedergeschossen. Jetzt ist der Inhaftierte überzeugt: hier werde ich ohne Gerichtsverhandlung hingerichtet. Einen solchen Ruf hat das Lager der "Politischen".

Michel Emile ist besonders darüber erbittert, dass kein einziger US-Bürger verhaftet worden ist. Hat Sékou Touré Angst vor der amerikanischen Flotte? Oder geht es ihm um Lebensmittel für Millionen Dollar, die aus den USA geliefert werden? Hofft er auf einen zukünftigen Abbau der Uran- und Erdölfunde Guineas? Sicher braucht die nordamerikanische Aluminium-Industrie, ähnlich der sowjetischen, die Bauxit-Vorkommen des Landes, die zwei Drittel aller bisher bekannten Weltvorräte ausmachen. Immerhin lassen sich die Sowjets ihre Wirtschaftshilfe samt Zinsen dreißig Jahre lang mit Bauxit bezahlen. Auch die Vereinigten Aluminiumwerke der Bundesrepublik sind an diesem Abbau beteiligt. Wahrscheinlich geht es Sékou Tourés Schaukelpolitik darum, nicht völlig von den Sowjets abhängig zu werden, und US-Firmen, die mehr als 150 Millionen Dollar in den Bauxit-Abbau gesteckt haben, zahlen Guinea jährlich mehr als zwölf Millionen Dollar, zwei Drittel aller Deviseneinnahmen. Dennoch gehört das an Bodenschätzen so reiche Land zu den 25 ärmsten Staaten der Welt, noch dazu mit einer niedrigen Lebenserwartung.

Einmal höre ich etwas über unseren Lagerkapitän Siaka, der nur alle paar Monate im Lager auftaucht, aus lauter Angst. Seinem Vetter hat er die Frau weggenommen und ihn zu fünf Jahren

Boiro verurteilen lassen. Siaka selbst soll in einem Hotel leben, wo er sich geschützter glaubt als unter seinen Soldaten. Ein einziges Mal wollen Mithäftlinge den Lagerkapitän bei Nacht an seiner Stimme erkannt haben. Siaka dürfte von seinen Angehörigen zutiefst verachtet werden, denn er hat etwas angetastet, das jedem Afrikaner heilig ist: seine eigene Familie.

Eines Tages kann ich auch einen Zellenmitbewohner von Jean-Paul Alata sprechen, einem Franzosen, der von Sékou Touré in die Regierung geholt worden ist und die guineische Staatsangehörigkeit angenommen hat. Jean-Paul trat zum Islam über und heiratete eine Afrikanerin. Ungeachtet all seiner Freundschaft mit dem Präsidenten wurde Alata des Verrats verdächtigt. Als die Folterer drohten, seiner schwangeren Frau etwas anzutun, war er bereit, alles zu unterschreiben. Sobald sich Jean-Paul als Agent des Westens bekannt hatte, wurde er aus der Zelle heraus ans Telefon gerufen. Der Staatspräsident fragte ihn: "Was kann ich für dich tun? Natürlich mit der Ausnahme, dich zu befreien." Jean-Paul wollte seine Familie sehen, und die kam sogleich: seine ahnungslose Frau mit ihrem inzwischen geborenen Kind, das den Namen trug, den ihr Mann früher gewünscht hatte: Ahmed Sékou.

Jean-Paul Alata erzählt mir später, wie tragisch das Verhör von Diallo Alpha Taran verlaufen ist, einem Minister. Taran, ein unbestechlicher Mann, lebt bescheiden und missbraucht auch seine Stellung nicht, um sich an Frauen zu vergehen. Als Taran beschuldigt wird, als Agent der Bundesregierung Deutschland mitgewirkt zu haben, fragt er immer wieder erstaunt: "Und warum soll ich das getan haben? Was nützt es der Partei, wenn ich beseitigt werde? Erklären Sie mir die Vorteile, welche die Partei daraus ziehen wird, dass ich verschwinde, und ich bin mit allem einverstanden. Wenn die Säuberung uns hinwegrafft, so werden die bürgerlichen Kader dadurch indirekt gestärkt werden." Schließlich geht Alpha Taran ganz ruhig in die

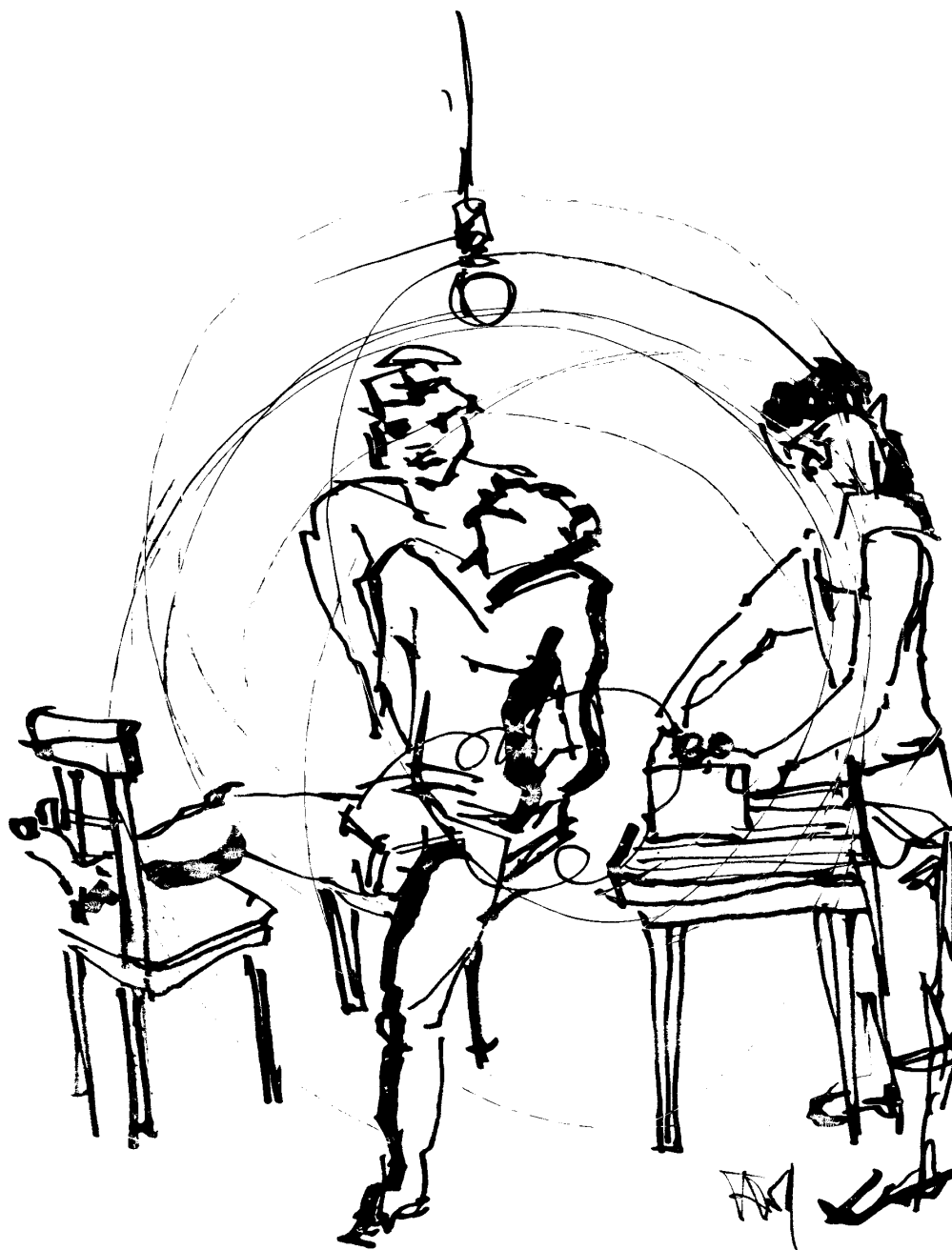
Folterkammer. Er ist fest davon überzeugt, dass solche Barbarei in seinem Lande nicht existiert. Folter, das wissen doch alle, gibt es nur bei Faschisten. Niemals würde eine sozialistische Partei solche Mittel ergreifen.

Schon nach wenigen Minuten der Qual kapituliert der körperlich schwächliche Taran. Später bekennt er: "Ich glaube nicht, dass ich vor dem Tod Angst habe, aber diesen Schmerz - um nichts kann ich ihn ertragen. Vor diesen Wächtern entblößt zu werden, die mich wie einen Hund beleidigen - das habe ich nicht gekonnt." Der gewissenhafte Mann ist innerlich gebrochen, weil er sich beschuldigen soll, ein Agent des Imperialismus zu sein. Kann es wirklich der Revolution dienen, wenn er zugibt, für Geld Verrat geübt zu haben? Man macht ihm klar, dass alles, was die "Einheit" einer Bewegung erhält, ihr dient.

Als Taran, innerhalb weniger Tage ergraut, seine Schulderklärung unterschreibt, soll er vor Scham geweint haben. Er, an dessen Lauterkeit seine Umgebung nie gezweifelt haben soll, gibt zu, Tausende von Dollar über ausländische Geheimdienste auf Genfer Konten erhalten zu haben.

Eines Morgens wird unsere Zellentür plötzlich aufgerissen, und ich höre den an mich gerichteten Befehl: "Komm mit !" Weil ich mich zum Aufstehen zu schwach fühle, bleibe ich liegen. Doch zwei Soldaten haben schon eine Tragbahre bereit und legen mich kurzerhand darauf. Wie es heißt, soll ich zum Arzt ins Lazarett gefahren werden. Dort angekommen, sehe ich nur Soldaten. Der angebliche Arzt ist ebenfalls ein Soldat und zum Zeichen seiner "Würde" mit einem langen weißen Kittel bekleidet. Zum Schein werde ich untersucht, und als Befund wird festgestellt, dass ich kerngesund sei und Krankheiten nur vortäuschen würde. Der Arzt verspricht mir eine erfolgsversprechende Heilbehandlung, die er elektrisch-medizinische Schocktherapie nennt.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Aus den Erinnerungen an die Folterkammer wird mir mit Schrecken klar, was er damit meint. Ich werde auf ein bereitstehendes Bettgestell ohne Matratze gelegt. Zwei Soldaten bringen den mir bereits bekannten hellgrün gestrichenen Apparat herein. Alle Qualen der elektrischen Folter, die ich viele Male auszustehen hatte, sind mir wieder gegenwärtig.

Ich will mich wehren, doch habe ich keine Kraft mehr dazu. Sie legen mir Elektroden an die Schläfen und versetzen mir mehrere Minuten lang die gefürchteten Elektroschocks. Erst schreie ich bei den Stromstößen, dann wimmere ich nur noch leise vor mich hin. Nach kurzer Zeit überkommt mich eine Schwäche, die mich in tiefe Bewusstlosigkeit fallen lässt.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich 'auf meinem Bett in der Zelle. Meine Mitgefangenen sind damit beschäftigt, meine Arme, insbesondere den linken, zu massieren. Ich will meine Glieder bewegen, doch es gelingt nicht. Langsam versuche ich mich zu erinnern, was geschehen ist. Ich werde den Gedanken nicht los, dass diese Menschenschänder, getarnt als Krankenpflegepersonal, meine Bewusstlosigkeit schamlos ausgenutzt haben, um sadistische Handlungen an mir zu vollziehen.

Auch nach den Massagen bleibt mein linker Arm gefühllos, selbst nach Tagen erholt er sich nicht. Aus eigener Kraft kann ich ihn nicht mehr bewegen. Wenn ich seine Lage verändern will, muss ich die rechte Hand zu Hilfe nehmen.

Diese "elektrisch-medizinische Behandlung" ist nur ein Auftakt für weitere schmerzhaftes Misshandlungen. Schon kurze Zeit später werde ich auf einer Tragbahre in die Folterkammer transportiert. Dort liest man mir eine Erklärung vor, die ein Barry Baba abgegeben haben soll. Barry Baba ist im Ministerium für Entwicklung und Industrie tätig gewesen. Bei meiner Tätigkeit für die Brauerei habe ich des öfteren geschäftlich mit ihm zu tun gehabt.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

In der verlesenen Erklärung heißt es: Barry Baba sowie Generaldirektor André Sassone und El Hadji Touré Sékou Sadibou, Besitzer eines Abfüllbetriebes für Limonade, hätten einen Betrag von 300 000 Dollar von mir erhalten. Darüber hinaus hätte ich Barry Baba noch einen monatlichen Betrag zukommen lassen, der nach Wissen der Kommission über der Summe von 10 000 Dollar gelegen haben soll. Diese Geldbeträge wären für die Tätigkeit dieser Männer in der von mir aufgezogenen "SS-Nazi" gezahlt worden, mit dem Ziel, industrielle Sabotage zu betreiben und neue Mitglieder anzuwerben. Wie die Kommission noch ausführt, sei ihr bekannt, dass diese Gelder von der Bundesrepublik Deutschland bezahlt wären. Viel später höre ich, dass Touré Sékou Sadibou ein Auge ausgestochen worden ist. Das bedeutet sein Todesurteil, da ein Verstümmelter niemals entlassen wird. Präsident Sékou Touré erklärte später, man könne Sadibou als hingerichtet betrachten, denn die Verurteilungen des Obersten Volkstribunals seien immer Todesurteile, auch wenn niemand von den guineischen Behörden darüber Offizielles erfahren könne.. An dieser erneuten Vernehmung in der Folterkammer nehmen einige Herren der Kommission unter dem Vorsitz von Ismael Touré teil. Ich beteuere den Anwesenden, dass ich mit dieser Sache nichts zu tun habe. Gleichzeitig nehme ich die Gelegenheit wahr, den Herren zu sagen, dass ich nun schon jahrelang unschuldig im Kerker sitze und dass mein vorgelesenes Geständnis nur unter dem erpresserischen Druck der Folterungen zustande gekommen ist. Doch darauf geht keiner der Herren ein. Sie meinen nur knapp: "Wir haben Sie kommen lassen, damit Sie die Aussagen der anderen Häftlinge bestätigen, einen anderen Anlass gibt es nicht." Als sie meine ablehnende Haltung bemerken, versichern sie mir, dass ich anschließend so lange unter ärztlicher Aufsicht "technisch" behandelt würde, bis ich bereit sei, ihren Wünschen

nachzukommen. Einige Minuten später befinde ich mich im Lazarett.

Ich sehe den gefürchteten Elektro-Apparat und weiß im selben Augenblick, dass es keine leeren Drohungen sind, die die Kommissionsmitglieder haben verlauten lassen. Wie immer ist es den Soldaten ein besonderes Vergnügen, bis zum ersten Stromstoß eine Stunde verstreichen zu lassen, in der in aller Gemütsruhe und Langatmigkeit die Vorbereitungen getroffen werden. An den Gesichtern der Schinderknechte ist abzulesen, dass sie sich durchaus bewusst sind, ihrem Opfer bereits einen seelischen Schock versetzt zu haben, bevor es noch die eigentlichen Elektroschocks verspürt.

Einer der Soldaten kommt auf mich zu und legt mir die mit Mull umwickelten Plättchen an die Schläfen. Dann schaltet ein anderer den Apparat ein, wobei er die Zeit und die jeweilige Stromstärke wechselt.

Die Qualen, die mein stark geschwächter Körper zu erleiden hat, sind schrecklich und bis heute unvergesslich. Trotzdem bringe ich noch so viel Widerstand auf, mich zu weigern, die erpressten Aussagen der anderen Häftlinge zu bestätigen. Das Bewusstsein, dass viele Männer durch solche Art von "Geständnissen" und Bestätigungen unschuldig ihr Leben lassen mussten oder zu Tode gefoltert worden sind, verleiht mir immer wieder Kraft, Stromstöße zu überstehen, ohne weich zu werden.

Als ich später erschöpft auf dem Bett meiner Zelle liege, mache ich mir viele Gedanken, warum ich jetzt wieder neuen Folterungen ausgesetzt bin. Ich komme zu dem Schluss, dass sehr wahrscheinlich wieder eine Clique von Politikern, angeführt von Ismael Touré, auf Menschen gestoßen sind, die ihren verbrecherischen Plänen im Wege stehen und die sie auf diese Art und Weise "unschädlich" machen wollen, um so "grünes Licht" für ihre betrügerischen Machenschaften zu haben.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Bei diesen erneut angesetzten Folterungen ist den Soldaten und Wächtern der Druck der Kommissionsmitglieder anzumerken und deren Unzufriedenheit über mein starrköpfiges Verhalten, das bis jetzt zu keinem Erfolg geführt hat. Immer öfter werde ich deshalb zu den elektrischen Behandlungen geholt. Wenn ich nackt auf meiner Bettstelle liege, machen sich die Wärter noch nicht einmal die Mühe, mir eine Hose zu geben. Man legt mich auf die Tragbahre und bringt mich in aller Eile ins Lazarett. Innerhalb kurzer Zeit sind es acht "elektrische Behandlungen", die ich über mich ergehen lassen muss. Ich hoffe jedes Mal, dass es die letzte gewesen ist, um nicht doch noch aus Schwäche aufgeben und Unschuldige verleumden zu müssen. Nach der achten Behandlung zahlt sich mein Widerstand aus. Die Kommission lässt die Beschuldigungen auf sich beruhen. Für mich ist das ein innerer Erfolg, aus dem ich Kraft schöpfe, um weiter durchzuhalten. Kurz darauf verlange ich mit Gesten nach Papier und Schreibzeug. Dann mache ich mich daran, verschiedene Beschwerdebriefe zu schreiben. Darin führe ich auf, dass ich dringend Bettwäsche, Decken und Kleidung brauche. Besonders eindringlich bitte ich um Obst, frische Eier, mehr Brot und um Zucker und Milch, da ich Reis nur noch ohne Soße zu mir nehmen kann.

Nachdem meine Mitgefangenen bei jedem Besuch des Lagerleiters an meine Bitten erinnern, erhalte ich eines Tages tatsächlich eine Dose gezuckerte Kondensmilch und ein Paket Zucker von 500 Gramm. Welch ein Reichtum! Ich gebe nur einige wenige Stücke Zucker an meine Zellenmitbewohner. George verweigert die Annahme mit der Begründung: „Iß den Zucker selbst, du brauchst ihn am nötigsten. Wir haben wenigstens den Reis mit Soße.“

Ein neues Päckchen aus Deutschland kommt für mich an. Den schwer verdaulichen Inhalt gebe ich George und Robert. Es tut

mir wohl, ihnen ihre zahlreichen Hilfeleistungen auf diese Art und Weise ein wenig danken zu können.

Hin und wieder tragen sie mich vor die Zellentür und waschen mich mit lauwarmem Wasser ab. Dann kann ich den Blicken der vorbeikommenden Häftlinge entnehmen, in welcher Verfassung mein Körper sich befindet und wie ich aussehe. Ihre besorgten und mitfühlenden Mienen verraten mir auch, dass sie mir keine große Überlebenschance mehr einräumen.

Mit dem nachdrücklichen Hinweis auf meine wundgescheuerte und offene Haut kann George erreichen, dass ihm erlaubt wird, alle 14 Tage mein Bettuch zu waschen. Ich lasse alles mit mir geschehen und spreche kein Wort. Ich bin froh, wenn man mich in Ruhe lässt.

Von seinem abendlichen Toilettengang bringt Robert jeden Abend in seinem Nachtopf Wasser mit. Er setzt sich damit vor die Zellentür und wäscht sich von Kopf bis Fuß. Eine Zeitlang hat niemand etwas dagegen einzuwenden. Doch eines Abends kommt es zu einer Diskussion mit einem Wachposten, der ihn darauf aufmerksam macht, dass solches Waschen verboten ist. Robert antwortet kurz entschlossen: "Ich bereite mich auf das abendliche Gebet vor", worauf der Aufseher meint: "Du bist doch kein Moslem, und zum Beten braucht man auch keine Wäsche von oben bis unten." Robert entgegnet: "Das stimmt schon, aber ich bete zu meinem Gott, und dafür muss auch ich rein sein."

Bis zu diesem Zeitpunkt habe ich jedoch weder gesehen noch gehört, dass Robert betet. Innerlich muss ich jetzt ein wenig lächeln über seine schlagfertige Ausrede. Dem jungen Aufseher, der noch am Anfang seiner Karriere steht, ist das ein willkommener Anlass, um pflichtbewusst beim Lagerleiter Meldung zu erstatten. Daraufhin wird Robert am nächsten Tag in eine andere Zelle verlegt.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

An seiner Stelle kommt der lange Franzose Roger Soufflet zu uns. Roger ist Ende dreißig, hat eine stramme Figur und macht den Eindruck eines Offiziers der französischen Armee. Seinen Tag beginnt er stets mit gymnastischen Übungen, um seinen Körper beweglich zu halten, wie er uns versichert. Sein Gesundheitszustand ist besser als der von uns allen, denn seine Festnahme liegt noch nicht allzu lange zurück. Technisch ist Roger sehr begabt. Als er sieht, dass ich nicht mehr aufstehen kann und zum Liegen verurteilt bin, macht er mir aus der oberen Bettstange, die man abnehmen kann, eine Kopfstütze. Sie gibt mir tagsüber einen anderen Blickwinkel und verhindert gleichzeitig, dass ich - wie bei dem stundenlangen waagerechten Liegen zuvor - in die Versuchung komme, am Tage einzuschlafen, wofür alle Zelleninsassen bestraft worden wären.

Gleich in den ersten Tagen bekommt Roger Krach mit George wegen des Essens. Beide können sich nicht einigen, wer mittags oder abends die größere Reisportion für sich nehmen darf. Als sie endlich eine Lösung gefunden haben, nehmen sie jeden anderen kleinen Anlass, um erneut Streit vom Zaun zu brechen. Das geht so lange, bis es unseren Bewachern zuviel wird und sie den Lagerkommandanten zu Hilfe rufen. George und Roger bringen ihre Probleme zur Sprache, wobei sie sich immer mehr in Zorn hineinsteigern und sich schließlich sogar gegenseitig mit Schlägen bedrohen. Auf so engem Überlebensraum zusammengepfercht zu sein, hat die beiden Männer nervös und gereizt gemacht.

Der Lagerkommandant entscheidet kurzerhand, dass Roger in Zelle 13 übersiedeln muss, während zu uns zwei Libanesen als Zellenmitbewohner kommen, der Pflanze Michel und der Inhaber eines Reisebüros, Abouchacra.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Mir bringt der Neuzugang der Libanesen viel Ruhe, denn George, Michel und Abouchacra können sich nun arabisch unterhalten. Endlich hat George Gesprächspartner gefunden, was ich ihm von Herzen gönne. Die beiden Libanesen bekommen hin und wieder ein Paket von ihren Angehörigen aus dem Libanon und verteilen alles brüderlich. Leider kann ich von den mir angebotenen Nahrungsmitteln nur wenig annehmen.

Eines Tages erhält Abouchacra von seiner Mutter aus dem Libanon ein Paket, das, wie im Orient üblich, in Leinen eingenäht ist. Als er vor den Augen der Aufseher die Naht aufgetrennt hat, kommt zwischen den Lebensmitteln auch ein gerahmtes Bild von Präsident Ahmed Sékou Touré zum Vorschein. Bei jeder Gelegenheit zeigt Abouchacra voller Stolz den Wächtern dies Bild. Der Libanese, guineischer Staatsangehöriger, erhält jedoch lebenslänglich. Dass jemand seine vermeintlichen Feinde einsperrt, kann man verstehen, dass jemand Freunde inhaftiert, ist unverständlich.

Zu dieser Zeit besucht mich alle zwei Wochen ein guineischer Arzt, der ebenfalls ein Gefangener ist. Sein Name ist Keita. Vor seiner Inhaftierung ist er Arzt im Krankenhaus von Conakry gewesen. Er kann sich vieler Vergünstigungen erfreuen, weil er nun die Funktion eines Gefängnis- und Lagerarztes übernommen hat. Seine Hilfe erstreckt sich in der Hauptsache auf lange Belehrungen über seinen Berufsstand. Jedem Gefangenen erzählt er ausführlich, dass er Arzt ist und kein Mediziner oder Zauberer aus dem Busch, wobei er sich auf sein Medizinstudium an der Sorbonne in Paris beruft. In langatmiger Weise unterrichtet er uns darüber, dass das Tragen des weißen Kittels ein Zeichen seines ehrwürdigen Berufsstandes ist, wobei er nicht versäumt, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass viele seiner Landsleute hiermit häufig Missbrauch trieben und "Doktor

spielten", ohne zu wissen, welche fundierten Kenntnisse dafür erforderlich seien.

Ob Doktor Keita weiß, wie wenig uns mit diesen Ausführungen geholfen ist? Seine Faustregel: Viel gute Worte und wenig Medikamente. Wer einen aufgedunsenen Körper hat, soll den weißen Reis ohne Soße essen. Nur hin und wieder verteilt Keita eine halbe Aspirin-Tablette. Bei der Visite in unserer Zelle deute ich auch auf meine "heißen Füße". Sein medizinischer Trost lautet: "Unter dieser Krankheit leiden alle Gefangenen." Für das Fieber, das meinen Körper seit der falsch gesetzten Spritze bei jeder Bewegung befällt, händigt mir Dr. Keita Mittel gegen Malaria und Rheuma aus, Medikamente, die ich weiterverschenke. Selten komme ich in den Genuss einer Vitaminspritze.

Medikamente, die in regelmäßigen Lieferungen ankommen und für uns Gefangene bestimmt sind, gibt Keita dem Wachpersonal, um sich dafür Vergünstigungen einzuhandeln, Zigaretten, gute Soßen, eine Banane oder Mangos, Apfelsinen, Avocados und Kokosnüsse. Das Personal verwendet die Medikamente für sich und seine Familien oder aber verkauft sie unter der Hand zur Aufbesserung des Einkommens.

Dr. Keita macht sich des gemeinen Diebstahls schuldig, einer schwerwiegenden Missachtung seines ärztlichen Eides. Aufgrund gesunden Menschenverstandes und der Spur eines Gewissens hätte es ihm und den unrechtmäßigen Empfängern bewusst werden müssen, am Tod vieler kranker Häftlinge mitschuldig geworden zu sein. Außerdem haben diese gewissenlosen Menschen zu einem Großteil dazu beigetragen, dass die meisten der Gefangenen Gesundheitsschäden auf Lebenszeit zu beklagen haben. Doch ich bezweifle stark, dass irgendeiner von ihnen von einem schlechten Gewissen geplagt wird, denn wir politischen Gefangenen sind ja ohnehin eingestuft als Menschen der untersten Klasse, die ihr Leben verwirkt haben. Nur manchmal

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

haben wir das Gefühl, dass man uns am Leben erhält, weil wir noch gebraucht werden, und sei es auch nur, um "Geständnisse" durch eine Vielzahl erzwungener Bestätigungen glaubhafter scheinen zu lassen.

Unsere Nachbarzellen sind nun wieder in der Mehrzahl von Guineern belegt, meist Anhängern der Lehre Mohammeds. Wie viele Moslems verrichten sie fünfmal täglich ihre Gebete, wobei einer der Gefangenen die Aufgabe eines Muezzins übernimmt. Ähnlich wie die Imame draußen, die ihre Gläubigen von den vier Türmen der Moscheen zur Andacht aufrufen lassen, kündigt er die Zeit der Gebete mit einem eintönigen Gesang an: "Allah ei akbar - Allah ist groß!"

Nach dieser Einleitung, die weithin zu hören ist, knien alle Moslems auf "Gebetsteppichen" nieder, im Gefängnis ein bescheidenes Stückchen Stoff oder Karton. Dann beginnen die Betenden, sich drei- oder viermal gen Mekka zu neigen. Es gibt Männer, die ihre Gebete in zehn Minuten verrichten, andere verweilen andächtig eine Stunde vor Allah.

Wenn der Präsident eine der Hauptmoscheen des Landes besuchen will, müssen alle Gläubigen warten, bis er eintrifft. Keiner darf anfangen zu beten, bis Sékou Touré kommt, auch wenn er erst mit stundenlanger Verspätung eintreffen sollte. Der Präsident kommt fast immer und überall zu spät. Wenn jedes Jahr vor der Regenzeit die besten Folklore-Gruppen mit ihren Tänzern und Musikanten während eines vierzehntägigen Festivals ermittelt werden, kommt der "Höchste Chef der Revolution" Abend für Abend zu spät, so dass die Darbietungen oft erst um drei Uhr nachts beendet sind.

Ein besonderer Kult der muslimischen Gläubigen ist das Fasten im Monat Ramadan. Bei den Moslems dauert jeder Monat vom ersten schmalen Streifen des zunehmenden bis zum letzten Stückchen des abnehmenden Mondes, genauer: von Neumond zu Neumond. Der Ramadan ist der neunte Monat des muslimischen

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Mondjahres. Während dieser Fastenzeit nehmen auch die abgemagerten moslemischen Häftlinge von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang keine Nahrung zu sich, selbst auf Trinkwasser verzichten sie, trotz der unerbittlichen afrikanischen Sonne, und die ganz eifrigen unter ihnen schlucken nicht einmal ihren Speichel herunter, sehr zum Leidwesen der Andersgläubigen in derselben Zelle. Zum Ausspucken benutzen die Moslems nämlich ihren Nachttopf, so dass jedes Mal eine Wolke unangenehmen Geruchs durch den Raum zieht. Zur Zeit des Ramadan beten einzelne Moslems fast während des ganzen Tages. Wenn Wasser vorhanden ist, vollziehen sie vor den Gebeten die vorgeschriebenen Waschungen. Sonst wird die rituelle Reinigung mit Sand vollzogen oder symbolisch angedeutet.

Zum Beten verwenden die Moslems auch im Gefängnis eine Art Rosenkranz, der aus 99 kleinen und drei großen Perlen besteht. Einige der moslemischen Gefangenen rühmen sich damit, dass sie an einem Tag über 13 000 Perlen "durchbeten", allerdings besteht jedes Gebet nur aus drei bis vier Worten, mit denen Allah gelobt und gepriesen wird.

Der Neumond nach dem Fastenmonat Ramadan kündigt auch hier den Feiertag an. Dieser Festtag wird jedoch in Guinea möglichst auf keinen Freitag gelegt, auch weil der Aberglaube besteht, dass dann der Präsident des Landes noch im Laufe desselben Jahres abdanken muss. Dieser Feiertag nach dem Ramadan wird durch ein üppiges Essen begangen. Im Gefängnis bekommen die moslemischen Häftlinge dann eine kleine Sonderration Reis.

Einige der Gefangenen haben bereits an einer Pilgerreise nach Mekka teilgenommen. Diese Fahrt ist jedoch für die ärmere Schicht des Volkes unerschwinglich, obwohl manche Pilger dafür ihre Ersparnisse verwenden, die sie in langen Jahren zu diesem Zweck angesammelt haben. Um diesen tiefen Wunsch eines gläubigen Moslems wissend, hatte ich früher einmal die Treue meines langjährigen Dieners Amadou durch ein Flugticket für

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

eine Pilgerreise nach Mekka belohnt. Er kommt dadurch in den Genuss des Titels "El Hadj", was ihm unter seinesgleichen hohes Ansehen verleiht.

Einmal werde ich, an der offenstehenden Zelle von Bischof Tschidimbo vorbei, zum Waschen getragen, und ich sehe ein dickes rotes Buch mit Goldbuchstaben daliegen. "Das muss seine Bibel sein, wohl die einzige, die im Lager ist", denke ich. "Aber kann er mit seinen geschwächten Augen überhaupt noch lesen?"

*

Eines Tages kommt ein Leutnant in unsere Zelle, begleitet von zwei Soldaten, dem Lagerarzt Keita und einem Sanitäter. Sie erkundigen sich eingehend nach meinem Befinden. Der Leutnant ordnet an, dass ich im Gefängnishof umhermarschieren muss und stundenweise vor der Tür sitzen soll. Ich gebe keine Antwort. Daraufhin drückt mir der Leutnant Papier und Kugelschreiber in die Hand und verlangt, dass ich alles notieren soll, was ich nötig habe. Wie mir geheißt, schreibe ich einen Brief an den Lagerkommandanten, in dem ich wiederum auf meinen schlechten Gesundheitszustand hinweise und dieses Mal schärfstens dagegen protestiere, dass man mir jetzt Märsche als Gymnastikübungen verordnet, obwohl mein Körper dafür viel zu schwach ist.

Ich schlage dem Lagerkommandanten vor, sich lieber um eine abwechslungsreichere Kost zu kümmern, denn von zwei Tellern trockenem Reis pro Tag könne ich keine Kräfte sammeln, sondern würde langsam, aber sicher, vor die Hunde gehen. Ich verlange frisches Obst, Salat ohne Essig, ohne Öl, ohne Salz, dann ein ganzes Brot pro Tag und auch Eier.

Im Grunde ist dieser Brief nur eine Wiederholung meiner vielen Bittbriefe, die ich schon so oft vergeblich aufgesetzt habe. Dieses

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Mal jedoch schreibe ich die Zeilen in deutscher Sprache und benutze die Gelegenheit, mich über die Misshandlungen der Wächter zu beschweren.

Einen Tag später holt der Leutnant den Brief bei mir ab und meint: "Sie hören von uns." Tatsächlich erscheint der Offizier nach zwei Tagen nochmals und macht mir "die erfreuliche Mitteilung", wie er sich ausdrückt, dass der Lagerkommandant seine Zustimmung zu den von mir geforderten Lebensmitteln gegeben hat. Bei dieser Zusage kann ich ein ironisches Lächeln nicht unterdrücken. Wie oft habe ich diese leeren Versprechungen schon gehört!

Am nächsten Morgen werde ich um sechs Uhr aus der Zelle geholt, und man zwingt meine Mitgefangenen, mich über den Hof zu ziehen. Einige von ihnen sind mir gut gesinnt und achten darauf, meine Kräfte nicht zu sehr zu beanspruchen, andere hingegen bringen es fertig, mich bis aufs äußerste zu strapazieren. Nach Beendigung dieser Gewaltmärsche falle ich jedes Mal wie tot auf mein Bett nieder und schlafe vor Erschöpfung ein. Wenn die Schritte eines Bewachers sich nähern, was meine Mitgefangenen durch die offenstehende Tür beobachten können, werde ich unsanft geweckt. Immer wieder frage ich mich: "Wie lange hält mein Körper das noch aus? Wie viel Lebensschnur bleibt noch auf meinem Lebensknäuel?" Ich bin überzeugt, dass mein Lebensfaden bei derartigen Behandlungen sehr schnell abgelaufen sein wird. Allen Menschen gegenüber fühle ich eine tiefe Verbitterung und schaue keinen mehr an. Dennoch sind es dieselben Männer, die mich morgens auf Befehl über den Hof zerren, aus Angst, sonst selbst bestraft zu werden, und die mich danach wieder moralisch aufrichten.

Diese Fußmärsche über den Hof stehen immer wieder auf meiner Tagesordnung, es sind mir nur einzelne Tage dazwischen als Verschnaufpause vergönnt. Manchmal liegt es an den Wächtern,

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

die noch soviel menschliches Gefühl besitzen, dass sie es nicht fertig bringen, meinen ausgemergelten Körper diesen Strapazen auszusetzen.

Dann kommt der 30. April 1974. Es ist spät am Abend. Das Licht ist schon gelöscht. Plötzlich wird unsere Zellentür geöffnet. Der Lagerführer und mehrere Soldaten treten ein. Sie erkundigen sich, wie es mir geht und ob ich bald gesund wäre. Ich würdige sie keines Blickes und bleibe stumm. Der Lagerführer wendet sich an die Mitgefangenen: "Was hat er denn verlangt? Hat er Milch und Zucker?" Dann befiehlt er einem Soldaten: "Bringe ihm eine Dose Milch und ein Pfund Zucker." Meine Mitgefangenen mischen sich ein und fügen hinzu: "Ein ganzes Brot hat er auch verlangt." Der Lagerkommandant: "Notiere, ein Brot täglich!" und zu meinen Zellengenossen gerichtet: "Wenn er ein Brot bekommt, sollt ihr auch die doppelte Menge haben, also für euch ab morgen ein halbes Brot und für die Afrikaner ein viertel Brot! Außerdem stehen ihm Früchte, Salat und Eier zu! Wir haben seinen Brief studiert. Es ist alles von der politischen Kommission genehmigt worden." Danach verlassen der Lagerführer und seine Begleitung unseren Raum.

Sie lassen uns ziemlich ungläubig zurück, denn allzu oft sind wir schon genarrt worden, wenn wir diesen Versprechungen Glauben geschenkt haben. In diesem Lager sind im Laufe der Zeit auch die letzten Optimisten zu Pessimisten geworden. Doch dieses Mal sollen wir unrecht behalten.

Am nächsten Morgen wird für alle Ausländer ein allgemeines Duschen angeordnet, bis auf diejenigen, die nicht gehfähig sind. (Als "Weißer" gilt im Gefängnis derjenige, dessen Vater eine weiße Haut besitzt. Die Mischlinge, deren Mutter zwar weiß, deren Vater jedoch schwarz ist, werden als Afrikaner behandelt). Zu unserem Erstaunen tut sich nun einiges im Lager. Der Block, der die Zellennummern 20 bis 30 hat, muss von Afrikanern

geräumt werden, und in diesen Zellen werden ausschließlich Europäer und Libanesen, also Menschen heller Hautfarbe, untergebracht. Ich werde in Zelle 29 verlegt, in der sich bereits ein Libanese, ein Franzose und Erzbischof Tschidimbo - als einzige "schwarze" Ausnahme in diesem ganzen Block - befinden. Ich verlange unverzüglich, dass ich eine andere Zelle bekomme. Mein Gedanke dabei ist, dass Bischof Tschidimbo und ich bereits von den Ankhigern mit falschen Behauptungen und Erpressungen gegeneinander ausgespielt worden sind und Tschidimbo einer achttägigen Hunger- und Durstfolter ausgesetzt worden war. Wie mir der Zellengenosse des Erzbischofs, der Franzose Pierre Drablier, berichtet, hat Tschidimbo nackt vor dem Präsidenten tanzen müssen. Wenn der Bischof dabei die Füße nicht hoch genug hob, gab ein Offizier Warnschüsse ab.

Jetzt wird meinem Wunsch entsprochen und Tschidimbo verlegt. Dafür wird uns ein Mischling mit französischer Nationalität - seine Mutter ist aus dem Stamm der Foulah - zugeteilt, Edouard Lambin, anscheinend zu "lebenslänglich" verurteilt, auch wenn er, wie fast alle Häftlinge, immer im Ungewissen über sein Urteil bleibt.

Diese Zelle 29, deren Wände grün gestrichen sind, gehört zu den wenigen "Luxus-Zellen" des Blocks, denn sie verfügt über ein quadratmetergroßes vergittertes Fensterloch in drei Meter Höhe, was für uns frische Luft bedeutet. Die Tür unserer Zelle lässt man den ganzen Tag geöffnet, bei anderen Europäern und Afrikanern nur stundenweise.

Um mehr Platz zu haben, bauen meine Mitgefangenen unsere Betten übereinander. Da ich bettlägerig bin, erhalte ich das unterste Bett, während Edouard sein Bett darüber aufbaut.

Der Franzose, Henri Auperrin, ist Plantagenbesitzer und hat außerdem mehrere Pflanzungen für in Frankreich lebende Eigentümer verwaltet. Henri ist ein sehr hilfsbereiter und guter Kamerad. Erstaunlicherweise erhalten er und Edouard jeden

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Monat pünktlich ein Päckchen von ihren Frauen, oft sind es auch zwei kleine Pakete. In einem von Henris Päckchen befindet sich ein GOUDA-Käse, mit dessen roter Wachsumhüllung Henri Kerzen herstellt. Als Docht dienen Fäden unserer Bettdecken. Bei Stromstörungen, die nicht selten sind, wenn schwere Gewitter niedergehen, können wir uns den Luxus von ein paar Minuten Kerzenlicht leisten.

Ein weiterer Wertgegenstand, der eintrifft, sind ein 15 mal 20 Zentimeter großer Spiegel und ein Kamm. Vor allem der Spiegel ist ein begehrter Gegenstand, der selbst von den Wächtern gerne ausgeliehen wird. Ich freue mich über die Möglichkeit, nach über drei Jahren meine Haare mit einem richtigen Kamm frisieren zu können. Über meinen Anblick aber erschrecke ich, nachdem ich zuvor immer nur die ein-gefallenen Gesichter meiner Mitgefangenen bemitleidet habe.

Wenn wieder ein Päckchen eintrifft, werden alle Lebensmittel brüderlich geteilt. So kann es vorkommen, dass eine Marmeladenportion von 30 Gramm unter vier Esser aufgeteilt wird. Für freie Menschen sind die Lebensmittel in solch einem Päckchen von geringem Wert, für uns jedoch bedeuten diese „Leckerbissen“ ein Königreich.

Edouard hat sechs Jahre in Frankreich gelebt und dort sein Geld verdient, indem er in einer Tanzkapelle musizierte. Er kennt daher sämtliche französische Schlager mit allen Strophen. Wir genießen die Abwechslung und hören ihm gerne zu, wenn er die Chansons vor sich hinsingt. Jeden Tag versucht Edouard eine halbe Stunde lang von Henri englisch zu lernen. Edouard ist als Mechaniker von Frankreich nach Guinea gekommen, um beim Aufbau des Landes zu helfen.

Mit unserem Einzug in die neue Zelle ist auch eine neue Brotregelung in Kraft getreten, und ich kann mich tatsächlich jeden Morgen über ein ganzes Pariser Weißbrot, etwa 400

Gramm, freuen. Bei der Morgenmahlzeit genehmige ich mir ein halbes Brot, das mir vom „Stubendienst“, der täglich bei uns wechselt, zubereitet wird: Das Brot wird in den Wasserbehälter gebröckelt, ein Viertelliter heißes Wasser dazugeschüttet, und darin werden einige Zuckerwürfel aufgelöst. Dieser aufgeweichte Brei ist mein Frühstück, denn durch den schlechten Zustand meiner Zähne ist es mir nicht mehr möglich, frisches Brot zu beißen.

Unser „Stubendienst“ muss die Zelle ausfegen und den Steinfußboden mit Wasser aufwischen. Jetzt sind auch die Aufseher bei der Wasserverteilung großzügig. Wir verlangen daher oft einen Eimer Wasser, und zu unserem Erstaunen erhalten wir ihn ohne weiteres, was in der Zeit zuvor undenkbar gewesen wäre. Eine weitere Aufgabe des "Stubendienstes" ist es, die Teller bei den Mahlzeiten hereinzunehmen.

Auch in der Essenzuteilung ist eine unglaubliche Verbesserung eingetreten. Zur normalen Kost erhalte ich täglich zehn bis fünfzehn Bananen, zwei Salatstrünke, ein oder zwei veredelte Mangos, ein oder zwei Gurken, hin und wieder eine Ananas. Wie im Schlaraffenland komme ich mir vor und bin der König des Lagers. Diese Zuteilung ist so reichhaltig, dass ich meinen Zellenmitbewohnern davon abgeben kann und auch manchem Schwerkranken im Lager. Zu diesem Zweck verlangen Henri und Edouard einen Aufseher, der offiziell dem Kranken diese Früchte von mir überbringt.

Man sagt mir, ich müsste jetzt laufen lernen, dann würde ich bald nach Hause kommen. Zwischendurch besucht mich ein Leutnant, der die Aufforderungen zum Laufen mit massiven Drohungen unterstreicht, wobei er mir wiederum Elektroschocks in Aussicht stellt.

Doch wir erleben weitere Überraschungen. Fast alle erhalten wir neue Betttücher und Bettdecken. Ich verlange zwei: ein Wunsch, der auch prompt erfüllt wird. Sobald meine Milchdose leer und

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

meine Zuckerration aufgebraucht ist, schreibt Henri einen kleinen Zettel und bittet um neue Lebensmittel. Es bedarf keiner Anmahnung, ich bekomme sogleich eine weitere Dose. Als ich dies bemerke, gehe ich mit dem Zucker und der Milch innerhalb meiner Zelle sehr freigebig um, so dass meine Sondervergünstigung uns allen zugute kommt.

Ich kann mir nicht erklären, aus welchen Gründen ich diese Sonderstellung einnehme. Der Leutnant besucht mich des öfteren und ermahnt mich, Gehversuche und Spaziergänge im Lager zu unternehmen. Mit Zeichen mache ich ihm klar, dass ich mich noch viel zu schwach fühle und erst nach gutem Essen über längere Zeit hinweg wieder Kräfte sammeln kann. Er fragt mich: "Woran fehlt es Ihnen noch?" Ich gebe ihm zu verstehen, dass mir Eier, Fleisch und Fisch gut tun würden, die man kochen müsste, da ich in Öl gebratene Speisen nicht vertrage. Auf diese Bitte hin erhalte ich jedoch nur drei Eier. Ich lege sie ins Wasser und sehe, dass sie oben schwimmen. Es sind also faule Eier. Dennoch esse ich sie, weil ich weiß, dass mein Körper dringend Eiweiß braucht, kann aber ein Gefühl des Ekels nicht unterdrücken.

Bei Europäern, Libanesen und einigen Afrikanern kann ich beobachten, dass sich auf ihren Extra-Tellern mehrere Salatblätter befinden, die sogar mit Zwiebel, Zitrone und Petersilie schmackhaft gemacht sind. Hin und wieder liegen auch einige Scheiben Gurken dabei, ein kleiner in Öl gebratener Fisch, fast eine ganze Süßkartoffel und ein größeres Stückchen Brot. Wie ich von anderen Gefangenen höre, hat sich auch die Qualität der Reissoße gebessert.

Diese Änderungen, die für uns alle Vorteile bringen, geben zu mannigfachen Gerüchten Anlass. Die Mehrzahl der Gefangenen ist der Meinung: "Draußen geht etwas vor sich. Man bereitet uns auf unsere Freilassung vor. Jetzt wird's ernst, deshalb werden wir

vorher noch ‚hochgepäppelt‘." Dabei erinnern sich die meisten an das Ende des vergangenen Jahres. Damals wurden zwei französische Häftlinge freigelassen. Sie waren vorher mit vielen Medikamenten versorgt, mit Vitaminspritzen bedacht sowie besser ernährt worden.

Jeder Häftling erklärt seinem Nachbarn, wo seine Familienangehörigen wohnen, die zu benachrichtigen sind, und was man unternehmen solle, falls einem unter uns die Freiheit y o r den anderen vergönnt ist. Im ganzen Lager herrscht eine aufgelockerte Stimmung, die Gefangenen scheinen gelöster und haben neue Hoffnung auf baldige Freilassung geschöpft. Sogar die Afrikaner bringen ihre Zuversicht zum Ausdruck, die ihnen in mehr als drei Jahren in der Hölle von Boiro verlorengegangen ist.

Die Besuche des Leutnants erfolgen regelmäßig. Immer wieder bekomme ich seine Aufmunterungen zu hören. Ich zeige ihm meinen guten Willen und hoffe, dass er versteht, aus welchen Gründen ich nicht fähig bin, Gehversuche zu bewerkstelligen. Doch er gibt keine Ruhe. Auf seine Anordnung werde ich aus dem Bett geholt, dann stellt man mich auf die Füße. Sobald mich die Helfer loslassen, falle ich kraftlos zusammen und liege auf dem Boden wie ein Häufchen Elend.

Mit dieser "Aufstell-Übung" beginnt der Leutnant fast täglich, seinen Befehlen Nachdruck zu verleihen. Er lässt sich nicht davon abbringen, mir Märsche über den Hof zuzumuten. Dabei halten mich zwei Captifs unter den Armen und ziehen mich über den Hof. Meine nackten Füße bluten. Oft lassen mich die Begleiter fallen. Dann binden sie mich auf Anordnung des Lagerleiters an einem Baum fest und waschen mir den Schmutz ab, in den ich hineingefallen bin. Wenn ich bei diesen Strapazen ohnmächtig werde, tragen sie mich in meine Zelle zurück. Solche Torturen muss ich jeden zweiten Tag über mich ergehen lassen.

Jedes Mal bin ich aufs neue entsetzt, wenn ich sehe, dass andere Häftlinge an meinen Qualen Gefallen finden und die

Ausführenden lautstark unterstützen. Doch ich selbst kann nachfühlen, in welcher grausamer Umgebung diese Männer Tag für Tag leben müssen. Es bedarf eines standhaften Charakters, um unter Bestien nicht selbst zur Bestie zu werden. Doch sollten diejenigen, die für erlittenes Unrecht andere Unschuldige büßen lassen, bedenken, dass sie sich damit auf die Stufe ihrer Peiniger stellen. Für mich aber sind die seelischen Grausamkeiten, die sich in mich eingraben, zu groß, als dass ich ohne weiteres hätte verzeihen können.

Zu dieser Zeit bin ich der einzige in Boiro, der misshandelt wird. Ob in anderen Lagerblocks Männer in der Folterkammer gepeinigt werden, entzieht sich meiner Kenntnis, da ich bettlägerig bin und nur noch teilweise vom Geschehen im Lager Kenntnis erhalte.

In meinem Kopf wälzt sich eine Vielzahl von Gedanken, und mit allen Überlegungen ende ich schließlich in einer Frage, bei der ich nicht mehr weiterkomme und an meinem Verstand zu zweifeln beginne: "Was will man eigentlich von mir? Warum habe ich als einziger im Lager paradiesisch anmutende Vergünstigungen? Warum den Vorteil eines zusätzlichen Bettuches? Weshalb eine weitere Decke und sogar ein aufblasbares Gummikissen, das man eigens aus dem Krankenhaus von Conakry besorgt hat, um mir ein besseres Liegen zu ermöglichen? Warum?"

Zu diesem Zeitpunkt ist mein ganzer Körper wundgelegen. Durch den Schweiß, den unsere Körper in der Hitze fortwährend absondern, kommt diese Krankheit nie zum Abklingen. Für mich ist es besonders schlimm, dass ich gezwungen bin, dauernd die Rückenlage beizubehalten.

"Wozu einerseits die Bevorzugung gegenüber anderen Gefangenen, andererseits aber unmenschliche Quälereien, die man nur mir zumutet?" Dann wiederum schickt man mir einen

Hilfssanitäter, der meine aufgeschlagenen Füße und Beine mit Jodtinktur behandelt und anschließend verbindet, doch tagtäglich sorgt man dafür, dass diese Wunden nie verheilen und bei jeder Misshandlung von neuem aufreißen.

Die Gefängniswärter sind großzügig geworden. Europäer dürfen von einer Zelle zur anderen gehen. Dadurch sind im Nu alle informiert, wenn es Neuigkeiten aus Briefen von Angehörigen gibt. Eines Tages erhält ein Franzose, Michel Lepain, folgende Nachricht von seiner Frau: „Chéri, ne t'en fais pas, nos épreuves sont terminées, je t'embrasse, à bientôt." Michel erklärt: "Bald ist alle Not vorbei, bald werde ich meine Frau wieder in die Arme schließen können." Das Glück dieser Hoffnung aber will in meinem zerstörten Leben nicht mehr hochkommen. Dann aber kann Henri aus unserer Zelle sich über ein neues Päckchen aus der Heimat freuen. Diesmal sind Fotos von seiner Frau und seinem Sohn mitgeschickt" worden. Aus Kartons bastelt sich Henri einen Rahmen und hängt diese Bilder über seinem Bett auf. Kein Wächter erhebt Einspruch.

Die Nachsichtigkeit der Bewacher erstaunt uns jedes Mal aufs neue. Sie übersehen sogar, dass Gefangene einmal in einer Ecke ihrer Zelle ein Feuerchen machen, auf dem sie Wasser zum Sieden bringen, um geradezu in einem Zeremoniell sich mit leeren Konservendosen einen echten Bohnenkaffee zu brauen. Ich genieße nur den Duft dieses Kaffees, der die Zelle durchzieht, denn mein körperlicher Zustand hätte Koffein nicht mehr verkraften können.

Hin und wieder machen Gefangene auch aus Papier und Kartons angekommener Päckchen ein Qualmfeuerchen, um Moskitos zu vertreiben. Ein andermal verbrennen sie getrocknete Orangenschalen, müssen jedoch feststellen, dass der üble Geruch der Rauchschwaden länger anhält, als sich Insekten von dem Qualm abschrecken lassen.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Durch verschiedene Vorgänge im Lager glauben wir nach und nach, dass Michels Frau tatsächlich recht gehabt hat und wir vom Tag unserer ersehnten Freilassung nicht mehr allzuweit entfernt sind.

*

Es ist Montag, der 15. Juli 1974, als ein junger Offizier erscheint und zehn Franzosen aus ihren Zellen holen lässt. Sie dürfen duschen und werden rasiert, man schneidet ihnen die Haare - wobei zu unser aller Erstaunen Erzbischof Tschidimbo als Friseur arbeitet. Er hat sich freiwillig für diesen Dienst gemeldet und macht die Bemerkung:

"Bereits als französischer Soldat habe ich anderen die Haare geschnitten und es so bis zum Leutnant gebracht." Dann spricht Tschidimbo mit seiner lauten Stimme zu den Wachposten, die gar nicht merken, dass er dabei auch uns allerhand mitteilt, was für das Lagerleben von Bedeutung ist. Mit einer einzigen Rasierklinge muss der Bischof 300 Gefangenen den Bart abnehmen. Danach kommen, wie in einem militärischen Zeremoniell, dieselben drei Wächter anmarschiert, die zuvor die Rasierklinge, Spiegelscheibe und Schere gebracht haben. Der Bischof allein steht außerhalb jeden Selbstmordverdachts und darf deshalb die Klinge führen.

Plötzlich kommt ein zweiter Offizier mit einer neuen Liste, und nach einigem Hin und Her werden fünf der Franzosen wieder in ihre Zelle zurückgebracht. Die übrigen kommen ins Wachlokal, wo sie neu eingekleidet werden. Michel Lepain befindet sich unter den fünf Ausgesuchten und trägt dazu bei, eine neue Welle der Hoffnung durchs Lager ziehen zu lassen. Viele sehen in diesen Vorbereitungen eine Bestätigung der Nachrichten von Frau Lepain.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Wir fangen eine Bemerkung des Lagerleiters auf, der von der Entlassung dieser fünf Männer spricht, und diesmal haben wir keine Zweifel mehr. Wir glauben wirklich, dass diese Männer es nun geschafft haben und bald ihre wiedererlangte Freiheit genießen können. Wir sehen ihren Freudentaumel und können nachempfinden, wie glücklich sie sich fühlen. Natürlich wollen sie uns an ihrer Freude teilnehmen lassen und schenken uns ihre ganzen Habseligkeiten. Am Abend erfahren wir, dass ein Jeep kommt, der die fünf abholt.

Etwa zwei Stunden später kommen zwei von ihnen zurück und verbreiten die Nachricht, dass in der planmäßigen Linienmaschine Conakry-Brüssel wegen des starken Urlaubsverkehrs nur noch drei Plätze frei gewesen seien.

Als ich am nächsten Morgen erwache, sehe ich meine drei Zellenmitbewohner mit traurigen Gesichtern auf ihren Betten hocken. Sie fragen mich: "Hast du schon gehört ... ?" Auf mein Kopfschütteln erzählen sie: "Die fünf Franzosen sind heute nacht alle wieder zurückgekommen. Sie hatten eine Gegenüberstellung mit dem französischen Minister André Bettencourt gehabt, der zu einem offiziellen Besuch in Guinea weilte und sich bei dieser Gelegenheit nach dem Befinden der französischen Häftlinge erkundigt hat." Dann erfahre ich noch, dass die Gefangenen selbst kaum zu Wort gekommen sind. Der Minister zeigte sich bereits sehr befriedigt, als er die Inhaftierten in guter Kleidung zu Gesicht bekam. Er sprach lediglich die Hoffnung aus, dass es ihnen weiterhin gut ergehen möge, und nach einigen belanglosen Phrasen verabschiedet er sich von seinen Landsleuten mit der Bemerkung, dass er mit ihren Familien nach seiner Rückkehr in Frankreich Verbindung aufnehmen werde. Eine niederdrückende Stimmung breitet sich im ganzen Lager aus. Die Begegnung mit dieser französischen Persönlichkeit wird von uns Gefangenen als so niederschmetternd empfunden, dass jegliche Hoffnung auf Bemühungen um unsere Freilassung als trügerisch abgetan wird.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Einer von uns sagt: "Alles Gerede darüber ist nichts als Heuchelei und Augenauswischerei !"

Eine Woche später spielt sich fast das gleiche mit uns deutschen Gefangenen ab. Wir, Schmutz, Stegmann und ich, genauso herausgeputzt wie die Franzosen eine Woche zuvor, müssen den ganzen Tag im Wächterhaus verbringen. Anfangs glaube ich, dass ich in ein anderes Lager verlegt werde und nehme deshalb das Handtuch mit, das mir ein Häftling geschenkt hat, weil er zwei besitzt. Außerdem habe ich noch ein Stückchen Brot vom Morgen eingesteckt.

Im Haus der Wächter darf ich auf einem Bett liegen. Des öfteren versuchen sie, mich zum Gehen zu zwingen, doch mein ausgemergelter Körper gibt nichts mehr her, so dass meine Gehversuche kläglich enden.

An diesem Tag kommt eine Medikamenten-Lieferung für das Lager an. Aufmerksam beobachte ich, wie kistenweise neue Medikamente gebracht und im Sanitätsraum verstaut werden. Dieser Anblick lässt mich ermessen, in welchem Umfang diese von uns so dringend gebrauchten Medikamente unterschlagen worden sind, denn die tatsächlich verteilte Menge ist nur ein verschwindend geringer Prozentsatz dieser Lieferung.

Die Stunden vergehen langsam und schleppend. Für uns sind sie voller Ungewissheit über das, was man mit uns vorhat. Meine beiden Landsleute erzählen sich gegenseitig, wie sie in dieses Lager gekommen sind. Sobald ein Aufseher in die Nähe kommt, senken sie ihre Stimmen. Ich höre still zu.

Schmutz hat, so berichtet er, von Bamako in Mali kommend, die Grenze überschritten und sich beim guineischen Zoll erkundigt, ob er ohne Visum durch Guinea fahren dürfe, und zwar mit Autobus, Taxi oder per Autostopp. Der Grenzbeamte: "Sind Sie aus der DDR?" Schmutz antwortet: "Nein, aus der Bundesrepublik Deutschland." Ohne ihm eine Umkehr zu ermöglichen, wird Schmutz kurzerhand festgenommen und ins

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

nächste Dorf gebracht. Unter allgemeiner Neugier der Dorfbevölkerung wird er, ehe er sich's versieht, an eine Mauer gebunden, die mit Ringen versehen ist. In ihnen werden seine nach oben gestreckten Arme festgebunden, während er mit dem Gesicht zur Mauer steht. Zwei Tage lang muss Schmutz in dieser Stellung ausharren. Dann wird er mit dem nächsten Flugzeug nach Conakry überführt und unverzüglich ins Lager Boiro als politischer Häftling eingeliefert, ohne Verhöre oder Vernehmungen oder die Spur eines Prozesses.

Stegmann, ein Abenteurer, ist mit dem Fahrrad durch Afrika unterwegs. Sein Ziel ist Südafrika. Auch er muss seine Fahrt in Conakry unfreiwillig unterbrechen und kommt unter ähnlichen Umständen wie Schmutz in unser Lager. Der Hauptanklagepunkt gegen ihn ist die Tatsache, dass er ohne Visum eingereist ist.

Beide Deutschen werden in die Kategorie der Spione eingestuft. Die offene Feindschaft Guineas der Bundesrepublik gegenüber erfährt mit der Festnahme dieser beiden harmlosen Globetrotter eine erneute Bestätigung.

*

Es wird Abend, und wir sind immer noch im Wächterhaus. Plötzlich erscheint ein Hauptmann, der uns erklärt, dass wir jetzt vor eine Kommission gebracht würden. Diese Mitteilung ist wieder von der eindringlichen Warnung begleitet, dass wir auf keinen Fall etwas Nachteiliges aussagen dürfen, wenn wir uns nicht unsere Freilassung verscherzen wollen. Genau dasselbe ist den Franzosen vor einer Woche erzählt worden, weshalb wir dieser Ankündigung keine große Beachtung schenken. Viel zu oft haben wir enttäuschte Gesichter erlebt und sind selbst enttäuscht

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

worden, wenn wir solchen Reden von einer Entlassung geglaubt haben.

Nach kurzer Zeit fährt ein Jeep vor, der unserer langen Wartezeit ein Ende bereitet. Ein kurzes Stück Fahrt, und er hält vor dem Gebäude, das ich aus vielen Kommissionssitzungen und Verhören nur zu gut kenne. Wieder müssen wir warten. Vor unseren Augen rollen verschiedene schwarze Staatskarossen an, MERCEDES-Limousinen, und eine Reihe gutgekleideter Personen steigt aus. Die Delegation, bestehend aus wohl 15 Männern und einer Frau, betritt das Haus. Danach werden wir aufgefordert, einzutreten.

Die Delegationsmitglieder haben in einem besonders hergerichteten Raum Platz genommen. Stegmann wird als erster aufgerufen, während Schmutz und ich im Nebenraum warten müssen.

Als Stegmann zurückkommt und unsere erwartungsvollen Gesichter sieht, teilt er uns mit: "Da ist jemand von der UNO. Genau das gleiche Spiel wie bei den Franzosen."

Dann kommen drei Männer und tragen mich in den Sitzungsraum. Ich höre einen Herrn, der sich als „André Lewin, Botschafter des UNO-Generalsekretärs", vorstellt und schaue in ein freundliches Gesicht und fühle Vertrauen zu diesem Mann. Ich frage ihn: "Warum bin ich hier? Ich habe nichts getan, ich bin unschuldig." Der Botschafter antwortet in deutscher Sprache: „Herr Marx, diese Frage brauche ich Ihnen nicht mehr zu beantworten. Sie werden bald frei sein. Die Bundesrepublik Deutschland hat eine Schuldanerkenntnis der Republik Guinea gegenüber unterschrieben. Dadurch können die diplomatischen Beziehungen zwischen diesen beiden Staaten bald wieder aufgenommen werden. Ich versichere Ihnen, dass ich Conakry nicht eher verlasse, als bis Sie frei sind."

Ich denke: "Dieser Mensch ist vielleicht meine letzte Rettung." Zum erstenmal seit Jahren vergesse ich Angst und Misstrauen

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

und spreche aus, was mich bewegt: "Ich kann nicht mehr. Ich krepriere hier. Ich lebe nicht mehr lange, wenn ich nicht bald diesen Kerker verlassen kann. Sie sehen doch, wie ich aussehe. Ich kann nicht mehr gehen. Ich werde täglich misshandelt. Ich bitte Sie, dafür zu sorgen, dass man mich ins Ruhe auf meinem Bett liegen lässt und nicht zu Gewaltmärschen außerhalb meiner Zelle zwingt."

Ich sehe, wie Botschafter Lewin schwer atmet. Mein verzweifelter Aufbegehren macht ihn tief betroffen. Dann höre ich, wie er in gemilderter Form, mit diplomatischer Umschreibung, den neben ihm sitzenden Minister der guineischen Regierung von meinen Worten unterrichtet. Dieser nimmt die vorgetragenen Bitten erstaunlich wohlwollend auf und bestätigt ihre Erfüllung wie selbstverständlich.

Auf meine Frage an den UNO-Gesandten: "Wer sind die übrigen Delegationsmitglieder?" erfahre ich: "Ein weiterer Mitarbeiter der UNO mit ständigem Sitz in Conakry ist anwesend, außerdem eine Afrikanerin, die im guineischen Außenministerium tätig ist, zusammen mit einem ihrer Kollegen. Ein Hauptmann führt Protokoll."

Die Dame macht auf mich einen besonderen Eindruck. Ich schaue sie lange an, bestimmt etwas zu lange, aber für mich ist es die erste Frau, die ich nach drei Jahren und sieben Monaten zu Gesicht bekomme. Es ist unfassbar, einem weiblichen Wesen so unmittelbar gegenüberzusitzen, denn das Bewusstsein von der Existenz des weiblichen Geschlechts ist mir während meiner Gefangenschaft gleichsam verlorengegangen.

Während der Unterredung kann ich feststellen, dass die Afrikanerin deutsch versteht. Sie ergänzt die Übersetzungen von Herrn Lewin mit einigen Sätzen und trifft dabei ziemlich genau meine Bitten, die sie dem guineischen Minister voller Verständnis für meine Situation darlegt. Diese Frau ist eine

typische Vertreterin dieses höflichen, jederzeit liebenswürdigen Volkes von Guinea, von Ausnahmen abgesehen.

Obwohl diese Unterredung nur von kurzer Dauer ist, hat sie mich sehr angestrengt. Ich spüre, dass mich meine Kräfte verlassen. Deshalb bitte ich um einige Minuten Unterbrechung, bevor man mich wieder hinausträgt. Das wird ohne weiteres gewährt.

Als ich mich wieder im Nebenraum befinde, wird der dritte von uns Deutschen vor die Delegation gerufen. Herr Lewin erzählte ihm ebenfalls von unserer bevorstehenden Freilassung. Dann fährt der Jeep uns drei ins Lager zurück. Zuvor hat der Hauptmann mich noch eindringlich beschworen: "Sie müssen jetzt laufen lernen, damit Sie bald nach Hause können. Wenn Sie sich nicht anstrengen, muss man Sie hier behalten." Was erwartet dieser Mensch eigentlich von mir? Sollte ich bei der Ankündigung der bevorstehenden Freiheit vor Freude hochspringen und davonlaufen? Der Hauptmann hätte wissen müssen, dass selbst die in Aussicht gestellte Freiheit meinem von Entbehrungen gezeichneten Körper nicht die Kraft verleihen konnte, zu laufen.

Im Lager angekommen, verkündet der begleitende Leutnant dem Lagerleiter: "Diese drei sind frei. Ihre Zellentüren können von morgens bis abends offen stehen. Sie dürfen sich im Gefängnis frei bewegen. Außerdem können sie sich duschen und ihre Wäsche waschen, wann sie wollen."

Für mich ist das ein Hohn. Wenn ich tatsächlich frei bin, warum muss ich überhaupt noch hier bleiben? Warum gewährt man mir Vergünstigungen, von denen ich wegen meines Zustandes so gut wie keinen Gebrauch machen kann? Auf meine Fragen weiß ich keine Antwort. Wie schon oft muss ich daran denken, dass alles, was hier passiert, unlogisch und fast sinnlos erscheint, so dass es mit menschlichem Verstand nicht zu erklären ist.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Nach meiner Rückkehr in die Zelle überhäufen mich meine drei Mithäftlinge mit Fragen, die ich durch Zeichen beantworte. Über die Anwesenheit einer Frau, die mich tief beeindruckt hat, berichte ich, indem ich mit meinen Händen die Rundungen eines weiblichen Körpers andeute. Die Hautfarbe dieser Frau kann ich leicht erklären, indem ich auf unseren Mischling, auf Edouard, deute.

Durch meine Gesten begreifen alle drei schnell, dass uns Deutschen baldigst Freiheit in Aussicht gestellt worden ist. An ihren Gesichtern kann ich ablesen, dass sie unschlüssig sind, ob sie mir Glück wünschen sollen oder nicht. Die tiefe Enttäuschung, als Minister Bettencourt die fünf Franzosen besuchte, hat uns alle tief getroffen und ist eine Warnung mehr, uns zu früh zu freuen.

Als es Nacht wird, liege ich noch immer wach und grüble. Ich kann keine Ruhe finden. Satz für Satz rufe ich mir ins Gedächtnis zurück. Ich wage nicht, André Lewins Worten zu glauben: "Ihre Freilassung erfolgt in den nächsten Tagen." Nur eines weiß und spüre ich: Wenn sich dieses Versprechen nicht bald erfüllt, dann ist es der Tod, der vor dem Entkommen aus dieser Hölle den Sieg davontragen wird.

Immer wieder erschüttern mich innere Zweifel. Ich denke an den Besuch des italienischen Botschafters, der nun drei Jahre und vier Monate zurückliegt, und an seine Zusicherung, mich bald hier herauszuholen, woran ich so fest geglaubt hatte. Wie viel Zeit ist inzwischen vergangen, und wie viel Leid habe ich inzwischen erfahren! Vom nächsten Morgen an werden unsere Zellentüren tatsächlich früh um sechs Uhr geöffnet und erst um 22 Uhr abends geschlossen. Man fordert uns Deutsche zum Duschen auf, und ich stelle fest, dass dieses außerplanmäßige Duschen auch für meine drei Zellenmitbewohner gilt.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Auf einmal bekomme ich Tag für Tag Vitaminspritzen, Meine Wäsche wird gewaschen, wann immer ich darum bitte.

Eines Morgens jedoch lässt mich der Lagerleiter, der von jeher eine Abneigung gegen mich hegte, aus der Zelle holen. Auf seinen Befehl werde ich an einen Baum gebunden. Dann muss ein Soldat ein Desinfektionsmittel, das zur Ungeziefervertilgung verwendet wird, auf die offenen Wunden meines Körpers streuen. Vor Schmerzen werde ich fast wahnsinnig. Doch die Rosskur ist noch längst nicht zu Ende. Einer der Soldaten kommt mit einem Wasserschlauch und spritzt mich von oben bis unten ab. Danach pinselt er die offenen Stellen meiner Haut mit einer Lösung ein, die so schmerzhaft brennt, dass ich mich nicht mehr beherrschen kann und losschreie.

Nach zwei Tagen schält sich meine Haut in großen Fetzen, doch die Hautkrankheit ist nicht geheilt. Deshalb muss ich diese Prozedur nochmals über mich ergehen lassen.

Es ist Dienstag, Ende Juli 1974. Als man mich aus der Zelle schleift, weiß ich, dass mir auch heute die Gewaltkur der vorherigen Tage nicht erspart bleibt. Doch diesmal transportieren sie mich nach der Hautbehandlung nicht in meine Zelle zurück, sondern streifen mir ein neues Hemd über, binden mir eine neue Krawatte der Pariser Modefirma Pierre Cardin vor und ziehen mir einen neuen Anzug an. Die fehlenden Strümpfe und Schuhe werden aus den Sachen eines anderen Häftlings herausgesucht und mir gleichfalls angezogen. Dabei sagt ein Soldat, auf das Namensschildchen am Kleiderbügel schauend, zu seinem Kollegen: "Die Schuhe kann er nehmen, ihr Besitzer ist längst krepirt."

Da sitze ich nun im Wächterhaus wie ein geschmückter Pflingstochse, nur ist mir absolut nicht feierlich zumute. Auch die beiden anderen Deutschen werden kurz darauf ins Wachlokal gebracht, allerdings in einer solch unzumutbaren Bekleidung, wie

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

ich sie bei Verhören vor der Kommission getragen hatte, so dass schon der äußere Eindruck eher lächerlich ist.

Stunde um Stunde warten wir, ohne dass etwas geschieht. Am Abend kommt ein Leutnant und fragt, ob ich irgendwelche Bitten habe. Mit Zeichen gebe ich zu verstehen, dass ich Zucker, Milch und Eier wünsche.

Es dauert nicht lange, und wir werden alle drei in unsere Zellen zurückgebracht. Eine Stunde später erhalte ich tatsächlich zwei hartgekochte Eier, ein Dose Kondensmilch und ein Pfund Zucker sowie ein Päckchen amerikanischer Zigaretten. Als ich dieses meinen Mitgefangenen gebe, brechen sie in ein Freudengeschrei aus, es ist ein ganz seltener Genuss für sie.

Die erhaltenen Gaben entzünden in mir den Hoffnungsschimmer auf baldige Freilassung von neuem. Doch es ist wohl das beste, wenn ich ohne jegliche Gefühlsregung den Dingen, die da kommen sollen, entgegenehe. Aber wer kann das schon in einer Situation, täglich zwischen Hoffnung und Enttäuschung hin- und hergerissen?

Am nächsten Morgen werden wir in aller Frühe geweckt, wobei ich die Aufforderung erhalte, meine neue Kleidung anzuziehen. Einer meiner Mitgefangenen trägt mich ins Wächterhaus. Auf dem Weg dorthin komme ich an etlichen Gefangenen vorbei, die vor ihren Türen stehen und mir nachschauen. Einige von ihnen heben ihre Hand, als ob sie mir alles Gute wünschen wollen. Ich habe den Eindruck, dass sie an meine Entlassung glauben, ich wage es nicht. Aber ein Bild steigt in mir auf: wie ich, auf dem Flughafen in Conakry die wartenden Deutschen stehen sah, die wortlos ihre ineinandergelegten Händen zum Abschied über den Kopf hoben.

*

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Kurze Zeit später müssen mich zwei Captifs zur Dusche tragen, wo ich nochmals einen Reinigungsprozess über mich ergehen lassen muss. Auch eine Rasur darf nicht fehlen, schließlich werde ich noch frisiert. Ich darf noch ein Weilchen zum Trocknen sitzen bleiben.

Dann helfen mir die beiden Captifs beim Anziehen. Zwei Wärter kommen, die mich zu einem Sanitärer tragen. Ich soll noch eine Vitaminspritze bekommen. Ich denke: "Falls meine Mitgefangenen recht behalten und ich tatsächlich entlassen werde, dann muss ich zumindest berichten, dass man sich zuletzt im Lager Boiro sehr um mich bemüht und versucht hat, innerhalb weniger Wochen die jahrelangen Schäden und Folgen der Folterungen auszulöschen, klägliche Versuche, das wahre Geschehen zu vertuschen." Nachdem ich die Vitaminspritze erhalten habe, tragen mich zwei Wärter zum Lagerkommandanten Momo. Dort steht schon ein Bett für mich bereit.

Im Haus des Kommandanten kommen kurz darauf auch Schmutz und Stegmann an. Sie tragen dieselbe ärmliche Kleidung wie am Tag zuvor. Stunden vergehen, bis endlich ein Jeep vorfährt, der uns zum Gebäude der Kommission bringt. Der begleitende Soldat fordert uns auf zu warten. Dann läßt er uns drei ohne jegliche Bewachung zurück. Aus den Gesprächen von Schmutz und Stegmann entnehme ich, dass die beiden nicht an eine Entlassung glauben. Ihre Meinung: "Die halten uns mal wieder zum Narren."

Der Soldat kommt zurück und bringt uns drei Pakete amerikanischer Zigaretten und Streichhölzer. Plötzlich fahren einige MERCEDES vor das Gebäude. Minister Seydou Keita eilt auf uns zu, sein kleines Gefolge bleibt im Hintergrund. Er schaut uns drei an und bemerkt zu dem Soldaten: "Die beiden da", indem er auf Schmutz und Stegmann deutet, "können wir so nicht entlassen. Die müssen neue Kleidung haben." Sofort setzen sich

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

zwei Autos in Bewegung. Nach einer Stunde kommen die Soldaten zurück. Einer bringt Schuhe für die beiden, der andere neue passende Kleidung.

Nach kurzer Besprechung mit unserem Fahrer setzt sich eine Wagenkolonne mit Sirenengeheul in Bewegung. Unser Jeep befindet sich in der Mitte. Die Wagenkette bewegt sich in Richtung Stadtzentrum. Ich sitze auf dem Beifahrersitz und versuche, alle neuen Eindrücke in mich aufzunehmen. Das Straßenleben ist mir fremd geworden in den langen Monaten meiner Isolierung im Lager Boiro. Bald kann ich feststellen, dass unser Jeep zusammen mit den anderen Wagen in die Nähe des "Palais du Peuple" fährt, zu diesem von China errichteten Volkspalast, einem prächtigen Konferenzhaus, dem größten Gebäude der Republik. Unser Ziel ist jedoch die Residenz für gastierende Diplomaten, eine umgebaute evangelische Kirche.

Kaum hält unser Jeep, als bereits zwei Angestellte der italienischen Botschaft auf uns zueilen und mich ins Gebäude hineintragen. Dort ist für mich ein großer, bequemer Sessel bereitgestellt.

Nachdem ich Platz genommen habe, kommt der Botschafter des UNO-Generalsekretärs, André Lewin, auf mich zu, drückt mir die Hand und sagt: "Meinen herzlichsten Glückwunsch!" Dann erkenne ich den italienischen Außenminister Moro und Unterstaatssekretär Pedini. Viele Diplomaten sind anwesend, die ich nie gesehen habe. Irgendjemand flüstert mir zu: "Das dort ist der päpstliche Nuntius aus Dakar." Endlich entdecke ich auch Bekannte, einen Mitarbeiter der italienischen Botschaft und dessen Frau, das Ehepaar Bellizoni, die mir beide aus früheren Zeiten vertraut sind. Ich winke Herrn Bellizoni zu mir und frage ihn: "Darf ich den Worten wirklich

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Vertrauen schenken? Bin ich tatsächlich frei?" Er antwortet: "Ja, Herr Marx, Ihr Vertrauen wird nicht enttäuscht. Sie sind ein freier Mensch."

Nach der allgemeinen Begrüßung und den Glückwünschen von allen Seiten stehen Seydou Keita und zwei andere Minister der guineischen Regierung auf, und einer von ihnen verliest ein Kommuniqué. Ich bin nicht mehr in der Lage, den Ausführungen in allen Einzelheiten zu folgen. Ich balle nur meine Fäuste, als ich die Worte vernehme: "LE PRESIDENT AHMED SEKOU TOURE LUI DONNE LA GRACE" also ist meine Freilassung nur eine Begnadigung ohne jede Ehrenerklärung für mich.

Dann hält André Lewin, Stellvertreter des Generalsekretärs der UNO, eine Rede und anschließend Unterstaatssekretär Pedini. Alle Gespräche werden von Männern des guineischen Rundfunks LA VOIE DE LA REVOLUTION, Stimme der Revolution, auf Band aufgenommen. Ein europäischer Reporter aus Dakar stenographiert teilweise mit.

Nach dieser Zeremonie verabschieden sich die drei Minister. Sie geben mir die Hand und wünschen mir alles Gute. Bei zweien erwidere ich den Gruß, doch als Folterminister Seydou Keita meine Hand nimmt, bleibe ich stumm. Er ist mir in zu grausamer Erinnerung geblieben durch die Schläge, die er mir in der Folterkammer versetzt und durch manches Menschenleben, das er auf dem Gewissen hat.

Sobald die Minister gegangen sind, höre ich von allen Seiten: "Jetzt sind Sie frei, Herr Marx!" Immer wieder wird es mir versichert, denn die Anwesenden merken sehr wohl, wie ungläubig ich ihre Beteuerungen aufnehme. Doch ich erwidere nur auf die Glückwünsche: "Erst dann glaube ich, dass ich wirklich frei bin, wenn das Flugzeug die Startbahn verlassen hat." Müde fühle ich mich und erschöpft.

Fotografen umdrängen uns und machen von uns drei Deutschen und der anwesenden Prominenz von allen Seiten viele

Aufnahmen. Ich gebe mir Mühe, zu lächeln. Einer der Herren, der meine Erschöpfung bemerkt, bietet mir das Bett von Herrn Pedini an, das ich dankbar annehme.

Bevor man mich dorthin trägt, sehe ich noch, dass auf einem langen Tisch ein üppiges kaltes Büfett aufgebaut ist. Was sich meinen Augen darbietet, ist für mich wie der Himmel auf Erden. Diese Reichhaltigkeit an Speisen, diese Leckerbissen und Delikatessen! Dazu eine Vielzahl von alkoholischen Getränken! Hier ist alles das im Überfluß vorhanden, was wir uns in unseren Zellen so oft ausgemalt und gewünscht haben. Ich werde gefragt. „Was möchten Sie essen, Herr Marx?“ Doch ich kann nur antworten: "Das muss ein Arzt bestimmen."

Ich höre, wie die Diplomaten miteinander überlegen. Schließlich sagt einer: "Es ist wohl besser, Herr Marx, wenn Sie zuerst nur Reis essen, bis Sie im Flugzeug sind. In Monrovia kommt ein deutscher Arzt an Bord, der vom Auswärtigen Amt der Bundesregierung dorthin beordert worden ist."

Endlich liege ich im Bett. Ich empfinde es als unsagbar wohltuend, saubere Wäsche zu spüren. Neben mir sitzt Frau Bellizoni und erzählt mit ihrer beruhigenden Stimme vom Schicksal einzelner Personen, von denen sie weiß, dass sie mir aus früheren Zeiten bekannt sind. Nach all den Aufregungen dieses Tages ist die Unterhaltung für mich wie Balsam.

Kurze Zeit darauf kommen die Herren der italienischen Botschaft, und ich gebe einen ersten Bericht über die noch im Gefängnis verbliebenen Häftlinge, über deren Gesundheitszustand und sonstige wichtige Mitteilungen von jedem Gefangenen, der mir während meiner Haft bekannt geworden ist.

Plötzlich kommt einer der Diplomaten ins Zimmer gestürzt und bittet, mich anzukleiden. Präsident Sékou Touré erwartet uns in seinem Palast. Ich zeige keinerlei Zustimmung und erkläre nur: "Dem Präsidenten von Guinea habe ich nichts mehr zu sagen und

werde auf keinen Fall zu ihm fahren. Ich sehe keinen Anlass, mich von jemandem zu verabschieden, der mich unschuldig 1309 Tage in einem politischen Konzentrationslager einsperren und foltern ließ." Nach kurzer Beratung beschließen die Diplomaten, allein in den Präsidentenpalast zu fahren. Ein paar Stunden später kommen sie beruhigt zurück und berichten, dass der Präsident überhaupt nicht nach mir gefragt habe.

Kurz darauf höre ich erregte Stimmen und erfahre: Der Präsident ist auf dem Weg zu unserer Residenz. Die Diplomaten beraten erneut, und ich werde gebeten, nicht französisch zu sprechen, sondern nur in deutscher Sprache zu antworten. "Ihre Sätze werden dann sinngemäß - und natürlich auf diplomatische Art - ins Französische übersetzt werden."

Ich bleibe im Bett liegen und überlege, was Präsident Sékou Touré wohl dazu bewegen mag, sich persönlich von mir zu verabschieden. Kurz darauf kommt ein bis an die Zähne bewaffneter Leibwächter und stellt sich am Fußende meines Bettes auf. Ich muss daran denken, dass die Leibwache des Präsidenten, der Angst vor seinem eigenen Volk hat, aus dunkelhäutigen Kubanern besteht.

Drei Diplomaten bleiben in meiner Nähe. Dann betritt Präsident Sékou Touré das Zimmer, gefolgt von drei Ministern der guineischen Regierung. Ich erkenne noch andere Vertreter der Behörden, die aber im Eingang des Zimmers stehen bleiben.

Der Präsident spricht ein paar kurze Sätze mit Unterstaatssekretär Pedini. Dann wendet er sich mir zu. Sein Gesichtsausdruck zeigt keinerlei Gefühlsregung, als er mir "Gute Besserung!" wünscht. Ich verberge meine Empfindungen und denke dabei an meine Mitgefangenen, die ich im Lager zurücklassen musste. Sie sind diesem Massenmörder hilflos ausgeliefert. Ich will nicht dazu beitragen, ihre erhoffte Freilassung durch eine Missstimmung des Regierungsoberhauptes von Guinea zu gefährden.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST



Nach dieser kurzen Begegnung mit mir verlassen der Präsident und sein Gefolge das Zimmer. Als ich wieder etwas ruhig geworden bin, kommen einige der Diplomaten kopfschüttelnd zu mir ins Zimmer. Sie erzählen, was sich bei der Verabschiedung Stegmanns vom Präsidenten zugetragen hat. Stegmann hatte es nicht unterlassen können, nach seinem beschlagnahmten Fahrrad zu fragen, worauf Sékou Touré antwortet: "Fahren Sie nach Deutschland zurück, besorgen Sie sich ein richtiges Visum, und wenn Sie zurückkommen, steht Ihr Fahrrad bereit." Mir schaudert bei dem Gedanken an einen weiteren Aufenthalt in Guinea. Das ist das letzte, wonach ich zu diesem Zeitpunkt verlangt hätte.

Ein paar Stunden lang habe ich Zeit zum Ausruhen. Gegen Abend fordert man mich auf, mich bereitzuhalten. Dann geht alles sehr schnell. Ein MERCEDES fährt vor, und in Begleitung von Staatssekretär Pedini werden wir nach Einbruch der Dunkelheit von einem afrikanischen Fahrer zum Flughafen gebracht. Ich äußere die Bitte, dass der Wagen einen Umweg nehmen möge. Noch einmal möchte ich an dem Brauereibetrieb vorbeifahren, in dem ich sieben Jahre lang glücklich und zufrieden gearbeitet habe, bevor mich dieses harte Schicksal traf. Man entspricht meinem Wunsch. Ich schaue zum Fenster hinaus, kann aber in der Dunkelheit nichts erkennen. Heute weiß ich, dass die Brauerei sechs Wochen nach meiner Verhaftung geschlossen wurde und dass es bald darauf in Guinea kein im Lande selbst gebrautes Bier mehr gegeben hat. Die Maschinen rosten dahin.

Auf dem Flughafen werden wir unauffällig an einen bestimmten Platz gebracht, der von der guineischen Sicherheitspolizei überwacht wird. Sobald die Maschine gelandet ist, trägt man mich an Bord, wo wirklich für alles bestens gesorgt ist.

Nachdem die Maschine abgehoben hat, kommt UNO-Botschafter André Lewin zu mir und fragt: "Herr Marx, glauben Sie jetzt,

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

dass Sie frei sind?" Ich antworte bewegt: "Ja, ich glaube es, aber fassen kann ich es noch immer nicht."

*

Bei der Zwischenlandung in Monrovia kommen der deutsche Botschafter Rouette sowie einige Herren der Regierung von Liberia an Bord und begrüßen uns aufs herzlichste. Immer wieder erhalten wir Glückwünsche zu unserer Freilassung.

Nachdem das Flugzeug Monrovia verlassen hat, bekomme ich zu spüren, dass es nun gilt, wieder Mitglied einer zivilisierten Gesellschaft zu werden. Die dienst-beflissene Frage des an Bord gekommenen deutschen Arztes: "Sind Sie bereits gegen Cholera und Pocken geimpft?" lässt keine Zweifel daran. Jedoch hätte ich zu diesem Zeitpunkt eine solche Impfung nicht überlebt, so dass notgedrungen darauf verzichtet wird.

In Brüssel angekommen, werde ich in einem Sanitätswagen von zwei Feuerwehrmännern in die Universitätsklinik von Aachen gefahren. Dort ist alles vorbereitet, um mir ärztliche Hilfe zukommen zu lassen. Von 90 Kilogramm Körpergewicht bin ich bis auf 49 Kilogramm abgemagert.

Es dauert Tage, Wochen, Monate, bis ich langsam begriffen habe, dass ich frei bin, bis es mir gelingt, zu mir selbst zu finden. Jede Kleinigkeit bedeutet viel für mich: in einem sauberen Bett zu liegen, versorgt zu werden, nicht um jedes Medikament bitten und betteln zu müssen, nicht schikaniert zu werden. Im Unterbewußtsein steckt die Angst vor unangenehmen und schmerzlichen Überraschungen noch tief in mir. Geräusche eines Wagens jagen mir unbewusst Schrecken ein, weil sie mich an das Motorengeräusch des Jeeps erinnern, der uns zum Verhör und zur Folterung geholt hat. Wie genieße ich, aus dem Fenster schauen zu dürfen, wann immer ich möchte!

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Ich darf sprechen, ohne Angst haben zu müssen, dass mir jede Äußerung ungünstig ausgelegt wird. Doch es hat lange gedauert und wird wohl noch lange dauern, bis ich das aufgestaute Leid seelisch verarbeitet haben werde.

Lange habe ich schweigen müssen, um Leidensgefährten nicht zu gefährden, die immer noch, Tag für Tag, gequält werden. Aber schon auf dem Krankenlager, obwohl ich nur mit Hilfe einer Lupe lesen kann, beginne ich, meine Schreckenserlebnisse zu diktieren, auch wenn ich dadurch alles in mir auf wühle.

Boiro und seine Häftlinge bleiben für immer in meinem Herzen.

Immer wieder muss ich denen danken, ja diejenigen beglückwünschen, die sich für unschuldig Inhaftierte einsetzen und auch mir geholfen haben. Wenn wir im Lager Boiro für einen Mithäftling eingetreten sind, wussten wir, dass wir dafür bestraft würden, aber wir haben trotzdem geholfen und tun es jetzt in der Freiheit erst recht, auch dort, wo nur ein Schimmer Hoffnung besteht.

Als mir im Bett Zeitungsberichte vorgelesen werden, die mich betreffen, erkenne ich entsetzt, dass DDR-Zeitungen mich in den Jahren meiner Haft als Spion und Agenten der Bundesrepublik abgestempelt haben. Ich bin für Deutschland gefoltert worden. Die „Schuldanerkenntnis“, die sie gegenüber der Republik Guinea unterschrieben haben soll, kann ich schließlich in Erfahrung bringen. Sie lautet: "Es gehört zu den tragenden Grundsätzen der Außenpolitik der Bundesregierung, sich weder direkt noch indirekt in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten einzumischen. Die Bundesregierung lehnt jede Androhung oder Anwendung von Gewalt in den internationalen Beziehungen ausdrücklich ab. Seien Sie versichert", schreibt Bundespräsident Scheel an den Generalsekretär der Vereinten Nationen, Kurt Waldheim, "dass die Bundesregierung alle Gewaltakte und umstürzlerischen Tätigkeiten gegen eine fremde Regierung oder gegen die Unversehrtheit eines fremden Staates

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

scharf verurteilt, gleichgültig, ob solche Handlungen von Regierungen, Gruppen oder einzelnen unternommen werden.

Die Bundesregierung appelliert erneut an die humanitäre Gesinnung von Präsident Sékou Touré und bittet ihn, Herrn Marx freizulassen, dessen Verurteilung wegen staatsfeindlicher Umtriebe nach Ansicht der Bundesregierung auf eine Verkettung tragischer Missverständnisse zurückzuführen ist.

Von guineischer Seite ist der Bundesregierung in diesem Zusammenhang der Vorwurf gemacht worden, sie unterstütze Aktivitäten, die auf einen Umsturz der Regierung in Conakry abzielen. Ich möchte erneut unterstreichen, dass dieser Vorwurf jeder Grundlage entbehrt."

Diese Mitteilung gibt der UNO-Generalsekretär an Präsident Sékou Touré weiter. Überheblich und als Hohn empfinde ich den Antwortbrief des guineischen Präsidenten an den Generalsekretär. Sékou Touré schreibt: "Ich gratuliere Ihnen herzlich zu Ihrer moralischen Rechtschaffenheit . . . Die guineische Regierung ist jederzeit bereit, mit jeder ausländischen Regierung solide Beziehungen der Zusammenarbeit herzustellen oder wiederherzustellen, unter der einzigen Voraussetzung, dass die Souveränität und die Würde des guineischen Volkes strikt beachtet werden. . ."

Hochachtung empfinde ich dagegen, als mich eine guineische Studentin, Fräulein Barry, aus München anruft und sagt: „Für das, was die Regierung Guineas Ihnen angetan hat, möchte ich mein Leben als Sühne geben."

*

Noch heute muss ich manchmal an die Frauen im Lager denken. Casse Mariama, die ehemalige Stewardess der AIR GUINEE, ist in Umständen, als man sie inhaftiert. Sie bringt ihr Söhnchen im

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Konzentrationslager Boiro zur Welt -in der Abteilung X, einem Gebäude, das früher den Wächtern als Unterkunft diente und in dem nun bevorzugte Gefangene untergebracht werden. Später wird sie in den Block verlegt, in dem auch die anderen Häftlinge hausen.

Casse Mariama ist zeitweise seelisch und körperlich so ernsthaft geschwächt, dass man sie für eine Weile im Krankenhaus Donka, gegenüber dem Lager, behandeln lässt.

Da sie den Wächtern öfters Mahlzeiten bereitet, fällt für sie und ihr Kind hin und wieder etwas ab. Frauen erhalten sonst die gleiche Nahrung wie Männer, werden ebenso gefoltert und oft missbraucht.

Das Söhnchen von Casse Mariama, ein auf gewecktes, hübsches Kerlchen, ist im Lager sehr beliebt. Einmal wendet es sich mit hellem Stimmchen mahnend an einen der Wächter, um ihm zu sagen, dass es Zeit ist, die Mutter gehen zu lassen. Sie sei sehr müde und könne nicht mehr im Gefängnis bleiben. Auch die anderen Häftlinge seien müde.

Aus Papier und Holzstückchen stellen geschickte Gefangene ärmliches Spielzeug her, um dem Kind eine Freude zu machen und auch um sich die Langeweile zu vertreiben. Die meisten Häftlinge haben selbst Kinder "draußen", die sie seit Jahren nicht mehr gesehen haben, und beschenken in dem Kleinen ihr eigenes Kind.

Fünf Jahre lang musste Casse Mariama im Lager leiden.

*

Immer bestürzender wird mir auch klar, wie sich meine Firma mir gegenüber verhalten hat. Die Abfüllmaschinen, die wir benutzen mussten, gehörten eigentlich seit zwanzig Jahren auf den Schrott. Meine Firma hatte sie in anderen afrikanischen Filialen, in Casablanca und Dakar, wo sie Bier, Limonaden und

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Eisblöcke produzierte, als wertlos abbauen und in Conakry als neuwertig wieder aufstellen lassen. In der offiziellen Bilanz den europäischen Aktionären und dem guineischen Fiskus gegenüber wurde dieser "Einkauf" jedoch zum normalen Preis in Anrechnung gebracht. Wie oft habe ich die 25 Jahre alte Flaschenwaschmaschine selbst repariert! Wie viele Nächte haben meine Mitarbeiter und ich unter den Abfüllmaschinen gelegen, um selbstgefertigte Ersatzteile einzubauen.

Wenn gelegentlich einmal Devisen bewilligt wurden, missbrauchte die Konzernleitung die Unwissenheit der guineischen Behörden: für teures Geld erhielt ich nur einen Teil der bestellten Ersatzteile. Auch Maiz und Hopfen wurden von der Konzernleitung in Dakar und Paris zum vielfachen Handelswert berechnet.

Als einmal Ersatzteile ankommen, stelle ich fest, dass man für den offiziell eingesetzten Preis gleich zwei neue Abfüllmaschinen hätte kaufen können. Sollte ich für diese faulen Transaktionen der Konzernleitung büßen müssen, während die Männer, die das Geld einsteckten, sicher im Ausland saßen?

Selbstverständlich hatte ich solcherlei Betrügereien längst in persönlichen Gesprächen mit der Konzernleitung beanstandet. Ich hatte mit dem Präsidenten des Verwaltungsrates, Herrn Fevre, gesprochen, mit dem Generaldirektor, Herrn Meuret, mit dem späteren Generaldirektor des Konzerns, Herrn Bailly, und mit dem technischen Direktor, Herrn Gauthier. Diese vier Herren hatten mir jedoch unabhängig voneinander geantwortet: "Herr Marx, was denken Sie denn, wie wir unsere Aktionäre bezahlen sollen! Von diesem Geld erhalten Sie auch den Teil Ihres Gehaltes, der direkt nach Frankreich geht. Sonst könnten wir Ihnen das nicht garantieren. Sie wissen ja selbst, dass Guinea Ihnen nur gelegentlich eine Auslandszahlung bewilligt!"

Jung wie ich war, ließ ich mich an die Wand reden, und Herr Meuret ließ mehrmals keine Zweifel aufkommen, dass ich, wenn ich für diesen „vertrauensvollen“ Posten nicht geeignet wäre, mich eben nach einer anderen Stellung umschauen sollte. Obendrein wurde die Buchführung von der Generaldirektion in Dakar übernommen, die auch alle guineischen Mitarbeiter in meinem Büro persönlich einstellte.

Um keine einheimischen Führungskräfte hochkommen zu lassen, hatte ich strikte Anweisung, im technischen Bereich keinen einzigen Guineer aufzunehmen, der lesen und schreiben konnte. Der Betrieb sollte um jeden Preis in den Händen der Europäer bleiben.

Als ich einmal in einer Notlage eine guineische Sekretärin einstellte und ihr dieselben Vorteile wie meiner vorherigen europäischen Mitarbeiterin einräumte, bekam ich große Schwierigkeiten mit Herrn Generaldirektor Meuret. Nachdem er zunächst ahnungslos ihre Arbeit gelobt hatte, wandelte sich plötzlich seine Meinung, als er die Dame bei einem Besuch in Conakry als Afrikanerin erkannte.

Die schlimmsten Gewissensprobleme bereitete mir meine Firma, als sie mich während einer Cholera-Epidemie völlig im Stich ließ.

Afrikanische Mitarbeiter, die unmittelbar bei der Bierproduktion tätig gewesen waren und so eine Infektionsquelle darstellten, hatte die Cholera befallen. Auf eine solche Situation war ich als Braumeister nicht vorbereitet. Würde ich die Produktion einstellen, ließe mich die Regierung sofort verhaften. Was sollte ich tun?

Einen örtlichen Arzt konnte ich nicht fragen, denn offiziell existierte ja keine Cholera. Meine Anfrage bei der Firmenleitung in Dakar jedoch wurde mit keinem Satz beantwortet. Heute weiß ich, dass der Cholera-Bazillus beim Pasteurisieren des Bieres ohnehin unschädlich gemacht wird.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Als ich damals telegrafisch und telefonisch und auch per Fernschreiben um Medikamente für meine 120 Mitarbeiter bat, wurden mir Cholera-Medikamente lediglich für die Europäer übersandt. Auf meinen telefonischen Einspruch hin sagte mir Herr Gauthier: "Wer soll die Medikamente denn bezahlen?"

Einige Monate nach meiner Freilassung habe ich Gelegenheit, am Fernsehschirm eine Sendung über Folterungen zu verfolgen. Ich schaue auf diese Handlungen und kann mich nicht davon lösen: Viele der grausamen Misshandlungen sind zu sehen, die mir selbst widerfahren sind. Jeden Schmerz, den diese Menschen zu erleiden hatten, erlebe ich noch einmal mit. Es ist ein grausames Mitleiden, und ich fühle, wie tief mich das Schicksal dieser gepeinigten Menschen berührt. Es noch einmal nachzuempfinden, geht jedoch über meine Kräfte. Ich klinge der Nachtschwester, die kommt und mir Trost zuspricht. Das in mir aufgestaute Leid und das Unterdrücken der Schmerzensschreie bei den erlittenen Folterungen lösen sich beim Anblick der gefolterten Menschen, und ich weine, ohne mich meiner Tränen zu schämen. Es ist ein Weinen der Erlösung...

Bedauerlicherweise nehmen viele Menschen das Geschenk der Freiheit als selbstverständlich hin und scheuen davor zurück, sich in die Lage eines der vielen Unglücklichen zu versetzen, die Stunde für Stunde ihrer Rechte beraubt werden.

WAS FREIHEIT BEDEUTET, KANN NUR DER ERMESSEN, DEM SIE VERLOREN GING. Für mich ist sie zum kostbarsten Schatz meines Lebens geworden.

Durch ärztliche Kunst bin ich heute wieder soweit genesen, dass ich ein normales Leben in der menschlichen Gesellschaft führen kann. In meinen Beruf konnte ich nicht mehr zurückkehren, so dass ich ein eigenes Unternehmen aufgebaut habe. Doch haben 1309 Leidenstage meinem Leben einen anderen Verlauf gegeben, als es ihn normalerweise genommen hätte. Es ist mir bewusst,

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

dass mein Schicksal nur eines unter vielen ist, denn nicht umsonst sprechen wir von einem "Jahrhundert der Folter". Allein zwei Millionen Guineer sind ins Ausland geflüchtet, drei Millionen Sklaven leben weiter im Land, in der Partei "geboren", vom Versammlungszwang lebenslang begleitet. Fast jede Familie Guineas hat mindestens ein Opfer zu beklagen.

Noch vor dem Druck dieses Buches sind Einzelheiten für eine Dokumentation erbeten worden, die 1977 dem Generalsekretär der Vereinten Nationen überreicht wurde und Proteste Guineas ausgelöst hat. Mehrere bedeutende deutsche Verlage haben es dagegen abgelehnt, dieses Buch herauszugeben. Haben sie Angst vor der Rache Sékou Tourés? Um so großzügiger haben sich mein jetziger Verlag und sein Lektor verhalten: Um meinen Mitgefangenen in Guinea zu helfen, haben wir gemeinsam unsere Arbeitszeit sowie jeden Erlös zugunsten unschuldig Inhaftierter zur Verfügung gestellt.

Ich weiß, dass dieses Buch aus wirtschaftlichen wie politischen Gründen deutschen Politikern und Industriellen ungelegen kommt, nicht nur wegen der vielen Millionen, die Guinea bisher von der Bundesrepublik erhalten hat. Meinungsfreiheit muss jedoch über allen anderen Interessen stehen.

Bereits Ende 1977 konnte ich – durch Vermittlung eines Aachener Journalisten – mit Herrn Heinz Doepgen, dem Inhaber eines belgischen Verlages, einen Vertrag über eine französische Ausgabe der Erstauflage dieses Buches schließen. Fast ein Jahr später mahnte ich den Journalisten, seine übernommene Übersetzungsarbeit

fertigzustellen. 1980 setzte ich dem Doepgen-Verlag eine Frist, im selben Jahr nochmals mit Hilfe eines Rechtsanwalts.

Im Herbst 1980 verklagte ich den belgischen Verlag und beantragte, ihn symbolisch eine Strafe von einem belgischen

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Franc zahlen zu lassen. Vergleichsvorschläge folgten. Ende 1980 ging der belgische Verlag in Konkurs.

1981 endlich wurde der Vertrag vor Gericht für nichtig erklärt, so dass ich alle Rechte an der Übersetzung zurückgewann. Seit 1983 ist dieses vorliegende Buch auch in französischer Sprache zu haben.

Hatte bei all diesen Verzögerungen jemand seine Hand im Spiel?

Noch bestürzender ist es, dass in Frankreich der bereits gedruckte und dann notgedrungen in der Schweiz erscheinende Leidensbericht meines nach viereinhalb Jahren entlassenen Mithäftlings Jean-Paul Alata "Prison d'Afrique - Gefängnis Afrika" verboten worden ist, und zwar aufgrund eines fast hundert Jahre alten Gesetzes.

Jean Paul Alata war nur drei Jahre in Freiheit. Unter merkwürdig anmutenden Umständen starb er in Abidjan und wurde, wie es der Hitze wegen üblich ist, schon Stunden später begraben. Guineas Diktator hatte angedroht, ihn zu ermorden.

Alata war aus seinem Heimatland Frankreich geflüchtet, nachdem Guineas damaliger Botschafter in Paris, Folterminister Seydou Keita, mit einem Schreiben seines Präsidenten verlangt hatte, dass der ehemalige Freund von Sékou Touré ausgeliefert werden sollte. Alatas Tod hat viele betroffen gemacht. Seydou Keita, der Botschafter in Bonn werden sollte, war nach Guinea zurückgerufen worden, wahrscheinlich auch deshalb, weil deutsche Zeitungen gemeldet hatten: "Ein Mörder soll Guinea in Bonn vertreten!"

Inzwischen dürfte Seydou Keita im Marionettentheater von Conakry einen wichtigen Posten hinter den Kulissen übernommen haben. Nach Bonn wurde an seiner Stelle Top Sékou geschickt, der zuvor die enteigneten Vermögen der politischen Häftlinge für den Regierungsklan ausgeschlachtet hatte und nach Aussagen von Exilguineern dabei selbst nicht schlecht wegkam.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Ein erstaunlicher Vorgang in Conakry ist die vorübergehende Degradierung des Präsidentenbruders Ismael Touré, bekannt als Folterer, Mörder, vielfacher Minister und Sonderbotschafter.

Er, der zur Beruhigung des Volkes zeitweise nur als kleiner Angestellter amtieren durfte, bekleidet heute wieder eine führende Position im guineischen Regime.

Die Nationalversammlung, mit 150 jeweils auf sieben Jahre gewählten Abgeordneten, scheint nur zu existieren, um Entscheidungen des Präsidenten und des Politbüros zu bestätigen.

Als Außenminister Fily Cissoko 1977 von einem Journalisten gefragt wurde, was mit Diallo Telli passiert sei, der ein Jahr zuvor verhaftet worden war, bemerkte der Minister nur, es sei ihm egal, ob man glaube, Diallo Telli sei am Leben oder tot. Telli aber war Justizminister, früher Erster Sekretär der Organisation für Afrikanische Einheit und Botschafter Guineas bei den Vereinten Nationen.

Durch die Vorarbeit des französischen Botschafters in Conakry, André Lewin, eines

Persönlichen Freundes von Sékou Touré, konnte vor allem Frankreich sich in Guinea wieder ins Spiel bringen.

Hand in Hand gingen sie Ende 1978 über den blutroten Teppich auf dem Flugplatz von Conakry: der französische Staatspräsident Giscard D'Estaing und der damals 57-jährige Sékou Touré. In seinen Reden beschimpfte Ahmed Sékou Touré jahrelang den nachherigen, seit 1981 amtierenden Staatspräsidenten Francois Mitterrand - eine Tatsache, die ihm später offensichtlich peinlich war.

Die katastrophale Wirtschaftslage Guineas zwingt das an Bodenschätzen so reiche Land zur Zusammenarbeit mit dem Westen. Die Auslandsschulden sind auf 1,2 Milliarden Dollar angestiegen. Hauptgläubiger ist die Sowjetunion, die sich frühere Waffenlieferungen mit Bauxit bezahlen lässt, allerdings in einer Aufrechnung, die bis zu vierzig Prozent unter dem

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Weltmarktpreis liegt. Bereits 1981 beendete die Sowjetunion ihren auf 30 Jahre geplanten Vertrag vorzeitig. Gläubiger Guineas sind auch die Weltbank und die USA, die Bundesrepublik Deutschland, Großbritannien und die DDR.

Schon Ende 1977 hatte Guinea Moskau die Flugbasen gekündigt, die für Kubas Truppen in Angola so wichtig gewesen waren.

1978 nimmt der Präsident erstmals wieder an der Konferenz der "Organisation für Afrikanische Einheit" teil, obwohl er deren Generalsekretär, den Guineer Diallo Telli, in einem Todeslager hatte verhungern lassen. Kein Wunder, dass der Einladung "Amnestie für Emigranten" nur wenige Tollkühne, von Heimweh getrieben, folgen, die sich bald in einem Umerziehungslager wiederfinden.

Auch Präsident Giscard hatte manche Vorleistung erbracht, um über den roten Teppich nahe der Autobahn "Fidel Castro Ruiz" schreiten zu dürfen. 6000 Exemplare des Alata-Buches "Gefängnisse Afrikas" waren in Paris beschlagnahmt worden, nach einem Gesetz aus dem Jahr 1881 gegen die Verbreitung anarchistischer Schriften aus dem Ausland. Das französische Staatsfernsehen musste eine kirchliche Sendung über "Folter in Guinea" vom Programm absetzen. Mörder Seydou Keita durfte Botschafter in Paris werden, und Präsident Giscard ließ sich im Stadion von Conakry von "Jungen Pionieren" ein rotes Halstuch umbinden. Für Bauxit und damit für die Aluminiumindustrie riskierte er seinen guten Ruf, schützte allerdings die inzwischen tausend Franzosen in Guinea.

Der Weg des französischen Staatspräsidenten in Conakry führte nahe beim überfüllten Todeslager Boiro vorbei. Hier hausen noch immer Häftlinge, manche seit mehr als zehn Jahren, weil sie mit westlichen Europäern Verbindung hatten. Unter ihnen lebte das menschliche Wrack Bischof Tschidimbo. An ihm gingen auch die Amnestien von 1977 und 1978 mit fünfzig und siebzig Freigelassenen vorbei. Erst 1979 wurde Tschidimbo auf

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Fürsprache des ehemaligen liberianischen Präsidenten Tolbert, der ihm auch zuvor eine Bibel geschickt hatte, nach Rom entlassen. Zwei neue Bischöfe durften an seiner Stelle eingesetzt werden.

Häftlinge, die entlassen wurden, kamen nachts auf Lastwagen und erfuhren erst im Landesinneren von ihrer Freilassung. Reporter, die den französischen Staatspräsidenten begleiteten, hatten keine Gelegenheit, mit Entlassenen zu sprechen.

Aber die Lager hatten sich zuvor gefüllt: 1976 wurde erstmals die größte Volksgruppe, die Fulbe, verfolgt. Stipendien für Fulbe-Studenten wurden wegen "Rassismus" gestrichen. Und als „Hafia Conakry" bei der Endrunde um die afrikanische Fußballmeisterschaft in Algier unterlegen war, wurden in einem Volksprozess Mittelstürmer und Torwart öffentlicher Schande preisgegeben, weil sie ihrem Volk den Pokal vorenthalten hätten.

Jedes Mal, wenn der Name Sékou Touré öffentlich genannt wird, bricht das Volk in verordneten Beifall aus. Irgendein Glanz muss ja schließlich die Kulisse des Elends und des Terrors übertünchen! Nachts aber flüchten die Viehzüchter mit ihren Herden über die offenen Grenzen hinweg vor den festgelegten Mindestpreisen der Regierung. Das reiche Guinea ist unter Sékou Touré eines der ärmsten Länder der Erde geworden.

1979 empfing der deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt Guineas Ministerpräsidenten Louis Lansana Beavogui und erklärte: "Die Zeit der Entfremdung ist vorbei, und wir wollen am besten nicht mehr davon sprechen." Guinea erhält, wobei alte Schulden verrechnet werden, 44 Millionen D-Mark Entwicklungshilfe. Die Stromversorgung von Conakry, an die ich "angeschlossen" worden war, wurde mit deutscher Hilfe wieder instandgesetzt.

1980 verurteilte das Europäische Parlament die zahlreichen Verstöße des Regimes von Guinea angesichts der langen Liste von politischen Gefangenen, die Generalsekretär Waldheim von

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

den Vereinten Nationen durch die Internationale Liga der Menschenrechte vorgelegt wurde. Das Europäische Parlament beklagte die Weigerung der guineischen Regierung, Auskünfte über das Schicksal von Personen zu erteilen, die wegen abweichender Meinung inhaftiert waren. Die Regierung von Guinea wurde aufgefordert, das von ihr gegebene Versprechen einzulösen: alle politischen Gefangenen freizulassen.

Leider hatte das internationale katholische Missionswerk „missio“ sieben Jahre lang zuvor geschwiegen, in der Hoffnung: Sékou Touré würde, wenn er sein Gesicht wahren könnte, toleranter vorgehen. Vergeblich! Doch als die Erstauflage dieses Buches samt einer Viertelmillion Flugblätter verbreitet war, wurde der Wiener Adolf Paster als Staatsgast nach Guinea geladen, wo ihm der Präsident erklärte: "Ich hatte keine Zeit, mich nach dem Schicksal von Bischof Tschidimbo zu erkundigen."

1980 erlebte ich die große Freude, dass mein ehemaliger Zellenmitbewohner, Edouard Lambin, nach neun Jahren Haft in Boiro endlich freikam. Er berichtete, dass die Gefangenen seit kurzem täglich ein französisches Weißbrot und zwei Teller Reis mit einer Fischsoße erhalten.

*

Was gewaltfreier Widerstand vermag, beweisen nicht die Männer von Guinea, sondern seine Marktfrauen. Nicht wie sonst klatschten sie vor dem Präsidentenpalast, mitten in der Regenzeit des Jahres 1978. Sie waren zu Tausenden, statt in den üblichen weißen Kleidern in einfachen Kitteln gekommen, rote Tücher um den Kopf. Und als Sékou Touré sich schließlich zögernd auf seinem Balkon blicken ließ und "Es lebe die Revolution!" schrie – da blieben die Guineerinnen zum erstenmal stumm.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Schließlich fasste sich der verdutzte Präsident ein Herz - er ist gewöhnt, dass das Volk jubelt, wenn sein Name genannt wird - und fragte: "Worum geht es denn?"

Vereinzelte Frauenstimmen riefen mutig: "La police économique!"

Also um Fische und Früchte und Reis ging es, den Familien von der Wirtschaftspolizei weggenommen, offiziell als Steuern beschlagnahmt, wobei jedes zweite Kilo in den Taschen der Beamten stecken blieb.

Sékou Touré, der blitzschnell reagieren kann, erfasste die Lage und rief zu aller Überraschung: "Nieder mit der Wirtschaftspolizei!" Doch das war Täuschung. Denn der Guineer Senni, mit dem Spitznamen "La Presse", "Die Zeitung", der auf seine Hilfe für Arbeiter zurückgeht, wurde eingesperrt. Die Transportgesellschaft seines Arbeitgebers soll den Marktfrauen Busse vermietet haben. Senni war im Oktober 1980 "Gefangener des Monats" von amnesty international.

Viele Freunde des guineischen Volkes im Ausland und selbst ausländische Diplomaten und Techniker in Conakry verstehen nicht, warum sich die Männer Conakrys ins Stadion begeben oder an den Straßenrand stellen, wenn ihr Diktator kommt, und nicht wenigstens stumm bleiben und das Beispiel ihrer heldenhaften Marktfrauen nachahmen. Diesen wird in späteren Jahren einmal ein Denkmal gesetzt werden.

Gewaltfreier Widerstand bedarf keiner materiellen Hilfe von außen. Dass eine geistige Unterstützung besteht, beweisen die französischen Exemplare dieses Buches, die nach Guinea geschmuggelt und dort heimlich von Hand zu Hand gereicht werden. Martin Luther King könnte ein Vorbild sein für den gewaltlosen Widerstand. Der einzelne, der seine Trägheit abschüttelt und aus dem Bannkreis der Angst austritt, sollte endlich begreifen, dass er für seine Mitmenschen ein Vielfaches mehr bedeutet als eine stumme Menge.

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Sékou Touré hat "amnesty international" einen "Dreck" genannt, und Mitarbeiter des Diktators haben dieses Buch als eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Guineas bezeichnet. Aber selbst das Europa-Parlament erinnert 1980 Sékou Touré, seine Zusage einzuhalten, alle politischen Häftlinge freizulassen, auch Ehepartner von Europäern. Europa-Parlamentarierin Marie-Jeanne Pruvot darf Guinea besuchen und erfährt von Außenminister Abdoulaye Touré, dass sieben der betroffenen Männer zum Tode verurteilt und bereits 1971 hingerichtet worden sind.

1982 bestätigt Sékou Touré in einem Brief an Madame Pruvot ausdrücklich die Mitteilung seines Außenministers. Doch in Paris stellt die Zeitschrift „Jeune Afrique“ -Junges Afrika - fest, dass wenigstens vier der Hingerichteten erst nach ihrem genannten Todestag festgenommen worden sind. Geht die guineische Regierung so mit der Wahrheit um? Ist ihr - bei ihrer verzweifelten Suche nach Hilfe aus Europa -jedes Mittel recht?

Im Mai 1980 versuchen Unbekannte ein Attentat auf den Präsidenten. Erstaunlicherweise bleibt eine Verhaftungswelle aus.

Im Februar 1981 geht eine Bombe im Flughafen Conakry hoch. Wachmannschaften und viele Mitarbeiter des Flughafens, etwa hundert Personen, werden verhaftet. Im selben Jahr lassen sich der Senegal und die Elfenbeinküste, zwei Nachbarstaaten Guineas, gegen einzelne ihrer mehreren hunderttausend guineischen Flüchtlinge auf bringen. Angeblich geht es um die Verantwortlichen für die Attentate von 1980 und 1981. Drei Guineer werden ausgeliefert, ohne dass sie zuvor auf dem Rechtsweg Einspruch einlegen können. Bei ihrer Ankunft in Conakry werden die Verhafteten von Soldaten und Gefängnisoffizieren zusammengeschlagen. Zwei werden später zur Elfenbeinküste zurückgebracht, aber Barry Mouctar, der

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

schon 16 Jahre lang im Nachbarland gelebt hat, ist 1982 noch immer im Camp Boiro eingesperrt.

Ende 1981 werden auch von Liberia drei Exil-Guineer ausgeliefert. Es gibt eine Reihe Berichte darüber, dass ein offizielles guineisches Flugzeug in Monrovia landen darf, um die Verhafteten abzutransportieren. Zu ihnen zählt Cheik Mohamed Kone, Mitglied der politischen Gruppe "Betroffene Bürger der Republik Guinea". Sie hatten öffentlich ein Ende des Ein-Parteien-Systems in Guinea gefordert. Verständlicherweise sind die Flüchtlinge in Guineas Nachbarländern stark verunsichert.

Ende 1981, nach 22 Jahren, kann Sékou Touré zu seinem zweiten Staatsbesuch in die Bundesrepublik Deutschland einreisen. Er braucht Geld und technische Hilfe für die 5,3 Millionen Einwohner Guineas, das durch Misswirtschaft inzwischen zu den 31 ärmsten Ländern der Welt gehört.

Vor dem Besuch schreibe ich an die Gesprächspartner des Präsidenten mit der Bitte, die Menschenrechte zur Sprache zu bringen. In drei Presseerklärungen verweise ich auf Verletzungen der Menschenrechte durch guineische Behörden.

Bei einem Essen, zu dem Nordrhein-Westfalens Ministerpräsident Rau Sékou Touré einlädt, empört sich Guineas Präsident über die Berichterstattung in der deutschen Presse. Sie verbreite die "schrecklichsten Lügen" über ihn. Er werde als größter Diktator hingestellt, der vom Blute seines Volkes lebe. "Das nennen Sie Freiheit", ruft Sékou Touré. "Man sollte es verbieten, das über einen Menschen verbreiten zu dürfen."

Verschiedene Politiker und auch das Bundespräsidialamt teilen mir später mit, dass sie sich in ihren Gesprächen mit dem Präsidenten Guineas für die Menschenrechte in seinem Land eingesetzt haben. Amnesty international, die Aachener Arbeitsgruppe für Menschenrechte (AAM) und die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte werden in die Botschaft

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

Guineas nach Bonn eingeladen. Das Land lässt eine Delegation von amnesty international einreisen.

Während dieser Mission übergibt **ai** den guineischen Behörden eine Liste mit den Namen von 78 "verschwundenen" Gefangenen. Guinea erklärt sich bereit, noch im nächsten Monat Auskunft über das Schicksal dieser Personen zu geben. Natürlich bleibt die Antwort aus, und **ai** startet 1982/83 eine internationale Kampagne, um auf verschleppte oder in Kerkern verschwundene Guineer aufmerksam zu machen.

1982 wird Ahmed Sékou Touré für sieben Jahre wiedergewählt, wird also voraussichtlich bis 1989 Präsident der Revolutionären Volksrepublik Guinea bleiben und damit der oberste Verantwortliche für die Menschenrechte in seinem Land.

*

Mische ich mich mit diesem Buch aber nicht in fremde Belange? Bevor es erstmals veröffentlicht wurde, habe ich in einem eingeschriebenen Brief mit Rückantwort, in Absprache mit meinem Verlag, Präsident Sékou Touré angeboten, dass wir die gesamte Erstauflage einstampfen und die Unkosten selbst tragen wollen - wenn die Regierung Guineas eine Massenentlassung unschuldiger politischer Häftlinge vornimmt. Ich erhalte keine Antwort.

Dass mein Vorgehen jedoch keine unrechtmäßige Einmischung ist, zeigt das Grundgesetz der Vereinten Nationen. Es kennt zwei Grundsätze: das Verbot, sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates einzumischen (Artikel 2, Absatz 7) und die Förderung der Menschenrechte (Artikel 55 und 56). Diese beiden Grundsätze können nur dann zusammenstoßen, wenn Gewalt oder Gewaltdrohung im Spiel ist. Eine Diskussion über die Frage,

VERFLUCHT, WER UNS VERGISST

ob Menschenrechte in einem Staat verwirklicht werden oder nicht, erfüllt den Tatbestand der Einmischung nicht. Die Staaten der Welt haben vielmehr nach 1945 eine internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Menschenrechte vereinbart, weil dieser Frage eine entscheidende Bedeutung im Rahmen der Friedenssicherung zuerkannt worden ist.

Eine Regierung, die sich in Fragen der Menschenrechte auf die Nichteinmischungsklausel beruft, gibt zu erkennen, dass sie zur internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Menschenrechte nicht bereit ist, obwohl sie die Charta der Vereinten Nationen angenommen hat. Guinea aber ist im Februar 1978 der Internationalen Menschenrechtskonvention beigetreten. Will es glaubwürdig werden, muss es nun auch die Menschenrechte verwirklichen.

Manchmal habe ich mich bei der Niederschrift dieses Buches gefragt: "Darf ich einen solch unberechenbaren Präsidenten herausfordern?" Meine guineischen Freunde antworten: "In unserer Heimat geht eine Tragödie vor sich, die international kaum beachtet wird. Nur die Macht der öffentlichen Meinung kann diesen Amoklauf enden. Machthaber Sékou Touré aus seinem Blutrausch herausreißen." Um dieser Hoffnung willen musste dieses Buch geschrieben werden.

Wenn meine Zeilen dazu beitragen können, einen einzigen Menschen aufzurütteln, der erschüttert den Vorsatz fasst, zu den missbrauchten Menschenrechten nicht länger zu schweigen und unmenschliche Foltermethoden nicht stumm hinzunehmen - dann ist der Sinn dieses Buches erfüllt.

Die Gefolterten in neunzig Staaten dieser Erde brauchen dringend eine Vielzahl von Menschen, die sich dagegen auflehnen, dass unschuldige Opfer weiter misshandelt werden. Die Würde seiner Mitmenschen muss jeder von uns wie seine eigene Würde achten.



BARRY Bala



Dr. DIALLLO Abdoulaye



EL Hadj TOURE
Sékou Sadibou



CAMARA
+ Loffo



EL Hadj CAMARA
Fodé Yacouba



DIALLLO Mamadou



TIBOU Tioukara



KARAM Edouard



TALL Hani



MABA Ibrahim Kéhoua



DIOP Alimata



KEITA Noumoulin



T'SCHIDINGO
Raymond
MARIE



DIALLLO Mamadou
Alpha Taron



BANGOURA Mouctar



CONDÉ Sory



BARRY Mamadou



CONDÉ Mamadou



CAMARA Djeuma



MATHIAS Guin Félix



EL Hadj Baly
Bademba



SOMAH Ringer



FOTANA Boubacar



AEDIN Mohamed Larsson

Des prisonniers
torturés en
Guinée